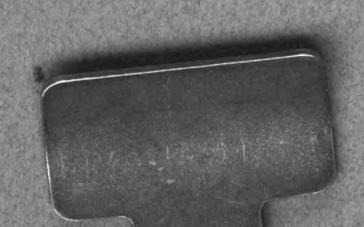
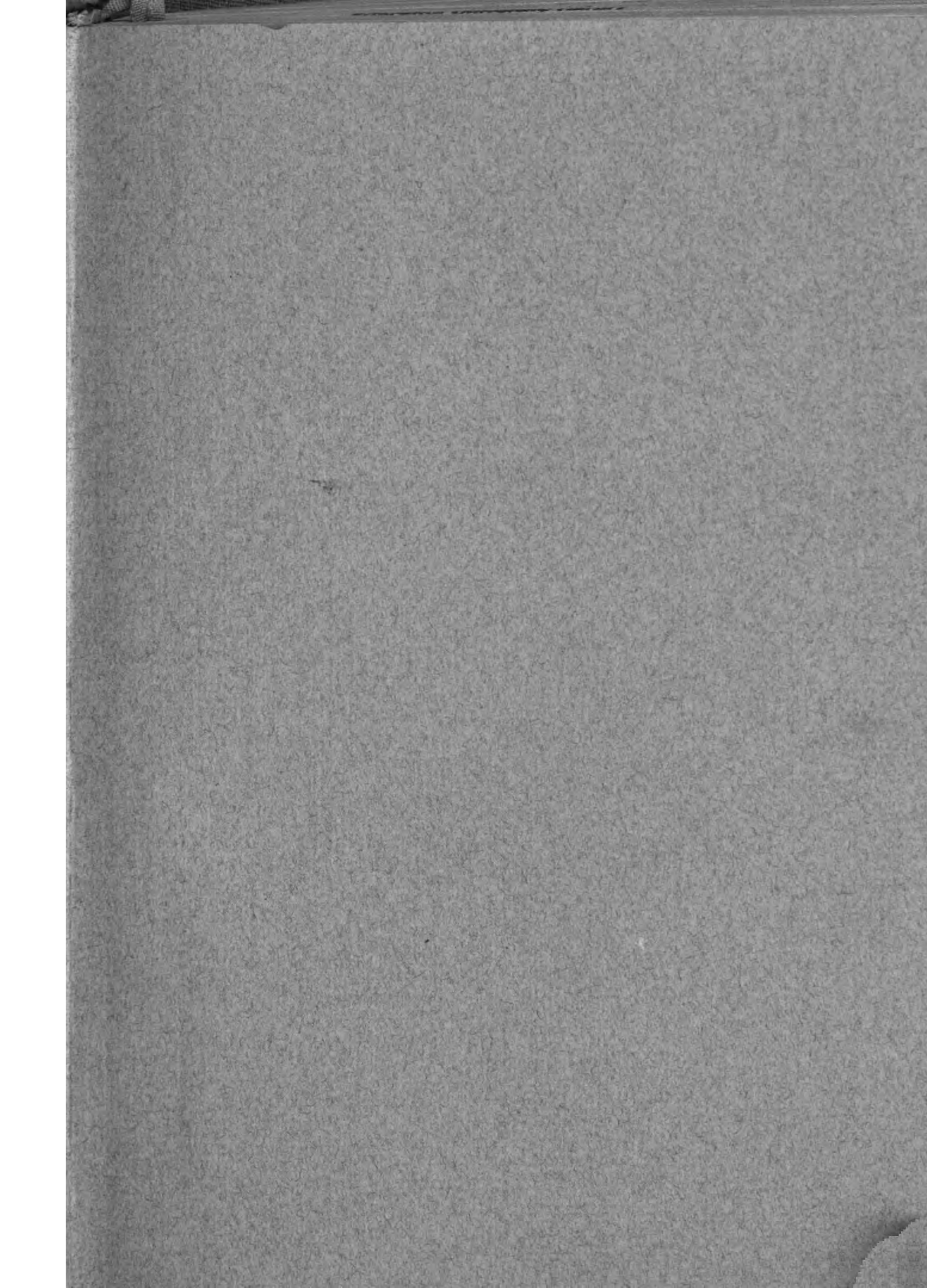


Der
Alte auf Topper
ROMAN von
Hanns von Zobeltit
VERLAG EGON FLEISCHEL & Co. BERLIN


LEMCKE & BUECHNER
NEW YORK


VETVS & NOVVM
TESTA-MENTVM
DEI·SVB·NVMINE·VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY





Der Alte auf Topper

Im gleichen Verlage erschienen
folgende Romane von

Hanns von Zobeltitz

Der heilige Sebastian
Glückslasten
Auf märkischer Erde
Sieg
Die Frau ohne Alltag

Der Alte auf Topper

Roman

von

Hanns von Zobeltitz



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1915



Vorbemerkung

Es könnte mancher Leser vermuten, daß ich den zum Teil auf Familienüberlieferungen beruhenden Roman „Der Alte auf Topper“ unter dem Eindruck unseres großen Krieges geschrieben hätte, da sich in der Tat manche Berührungspunkte ergeben zwischen der Gegenwart und der Zeit, in der er spielt. Demgegenüber möchte ich ausdrücklich feststellen, daß der Roman im Februar 1914 von mir vollendet wurde und in seiner ursprünglichen, unveränderten Fassung hier zum Abdruck gelangt.

Hanns v. Zobeltitz.

Glühend heiß brennt die Sommersonne ob den Sandbergen zwischen Kunersdorf und der Oderniederung. Aus den feuchten Gründen aber kriechen einzelne Dunstschwaden empor, und der Nebel liegt über der Forst, so sich meilen-, meilenweit nach rückwärts streckt. Das Dorf haben die Moskowiter bis auf den nackten Stein ausgebrannt; es schwelt allerecken mit scharfem Rauch, der weithin zieht und die Augen beizt, daß sie schmerzen.

Wie Festungsbastionen starren drüben, jenseits der großen Verhaue, die Schanzen, mit denen Saltykow, der Russe, und Laudon, der Österreicher, sich umgürteten in tagelanger Erwartung. Wo die Soldatenkräfte nicht langten, haben die zusammengetriebenen Bauern unter dem Kantschu schuften müssen, Tag und Nacht, mit Hacke und Spaten. Ist eine formidable Position geworden, bekrönt von den mächtigen Redouten auf dem Spitzberg und den Falkensteinhöhen, dicht bespickt mit Geschützen. Dazwischen lange, lange Gräben, in denen Mann neben Mann steht, mit den Regimentskanonen in den Intervallen: ein einziger Feuerstrom jetzt, über dem sich der dicke Pulverdampf ballt.

Um die Mittagsstunde des 12. August Anno 1759.

In der Karriere kam der König vom Gros, vom linken Flügel der Armee, zurückgejagt auf seinem hoch-

beinigen Engländer, dem zweiten Gaul, den er heut ritt, denn der erste, der Brillant, den er sehr geliebt, ist ihm schon am Morgen unter dem Leibe erschossen worden.

Hatte seine Grenadiere begrüßt, die Bataillone von Kanitz, von Bevern, von Knobloch, von Hülsen. Sahen anders aus als bei der Revue in Potsdam. Dreckig und verschwitzt nach dem langen Marsch durch den schier weglosen Forst, durch Unterholz und Gestrüpp. Auch die Offiziers vor der Front. War keiner verschont geblieben seit nachts Glocker zwei. Unter den schimmernden hohen Blechmützen zwischen den gewickelten gepuderten Locken glühten purpurrot die Gesichter von Anstrengung.

„Gutten Morgen, Kinder!“ hat er ihnen zugerufen. „Wollt ihr balde wieder grotte Bohnen fretten?“

Die Bursche darauf: „Ja! Ja, Majestät!“

„Habt noch ein wenig Geduld, so sollt ihr's wieder gutt haben!“

Jetzt zügelte er auf der Mühlbergkuppe den schnaubenden Engelländer.

„Cocceji, das Perspektiv!“

Ja so — der Kapitän war ja dicht an seiner Seite am Morgen schwer verwundet worden. Aber da war der Götzen, zwang den widerspenstigen Gaul über ein paar Russenkadaver hinweg, reichte dem König das Glas. Und einer der Pagen sprang vom Pferde, trat breitbeinig vor den Engelländer, faßte in die Kandare, daß er stille stehen mußte und Friedrich aus dem Sattel observieren konnte.

Alles ging gut. Über Erwarten gut sogar —

War ja fast wie ein Wunder gewesen, als vorhin die Grenadiere von Jung-Schenckendorff durch die dichten Verhecke im Kartätschenhagel den Mühlberg gewonnen hatten. Brave Bursche das — man wird's nicht vergessen! An sechzig Geschütze im Handumdrehen genommen — die Russen hinweggefegt wie Spreu. Nun donnerten hier schon die preußischen Kanonen, die trefflichen neuen Zwölfpfünder, und halfen den feindlichen Gegenstoß brechen, daß die Russen im wilden Knäuel liefen gleich gehetztem Wild auf der Treibjagd. Durch all das Gedröhne und Geknatter, Trommelwirbeln und Querpfeifen drang ihr wüstes Geschrei herauf.

Und jetzt begann auch, ganz auf dem rechten Flügel, der brave Finck in Aktion zu treten. Sollte ja morgens nur demonstrieren, hatte vielleicht ein wenig zu lang dabei verzögert. Doch jetzt bullerten seine Kanons, jetzt schob er sein Corps d'Armée vorwärts, auf den Feind zu. Ganz deutlich sieht man's durch das Perspektiv, wie er avanciert, immer mehr Terrain gewinnt, langsam, aber stetig.

Ist freilich noch schwere Arbeit zu tun. Haben sich verdeubelt gut etabliert in ihrer Position, die Russen, und ihre Batterien sprühen wie feuerspeiende Berge. Wird noch viel gut Blut kosten — peste! Teures, gutes Blut, schwer zu ersetzen. Aber kaum ein Drittel der Armee ist bis jetzt im Kampf, und wir haben noch den langen Nachmittag vor uns.

Alles geht gut! Über Erwarten gut —

„Kapitän von Wendesen!"

„Euer Majestät!"

Umgewandt hat sich der König, will dem Flügeladjutanten den Befehl zurufen. Da reißt den eine Vollkugel aus dem Sattel, er wirft die Arme in die Luft, stürzt nieder, indessen der Gaul hoch aufbäumt. Schon ist der Feldscher bei ihm.

„Götzen, reit' Er zu Generalleutnant Kanitz. Das Gros soll antreten!"

Schaut noch einmal lang durch das Perspektiv. Zum Korps Finck hinüber, hinunter in den tiefen Kuhgrund, in dem die Grenadiere sich aufs neue zum Angriff formieren: Jung-Schenckendorff und Lindstedt. Schaut auf die feindlichen Redouten, die langen feuerspeienden Linien. Sie schossen, schossen wie Besessene. Aber dem spähenden Blick scheint's, als risse drüben Unruhe ein. Morbleu — kein Wunder! Die gewichenen, dezimierten Regimenter drängen sich über die Retranchements, tragen den Schrecken der Flucht hinein.

Auf Augenblicke kam es wie eine Vision über den kühl Wägenden —

Wenn er die Bataille gewann . . . und er würde, er mußte sie gewinnen . . . dann zogen diese russischen Scharen, die in seinem Lande barbarengleich gehaust, in Trümmern bis über die Weichsel zurück. Dann mochte der Zar im Unterrock, die Elisabeth, schäumen, wie sie wollte, ein zweites Heer brachte sie nicht auf. Und wenn Laudon geschlagen wurde, der dort drüben Schulter an Schulter mit Saltykow focht, dann verblieb der Daun erst recht in seiner Untätigkeit. Leicht war's dann, Arm in Arm mit Bruder Heinrich, mit dem Zauderer abzurechnen! Revanche für Kolin! Die Reichsarmee und

die windigen Franzosen — pah! Ventre saint gris! Was die große Königshure in Versailles jammern würde, und die stolze Maria Theresia dazu! Und des Krieges Ende kam — der Friede — der Friede, der langersehnte, mit allen seinen Segnungen. Schaffen, ordnen, aufbauen, Wüsten befruchten, Dorf um Dorf aus Ruinen neu erstehen lassen. Und am Abend ein Flötenkonzert in Sanssouci —

Die Bataille mußte gewonnen werden!

Heran rückten die Grenadiere des ersten Treffens, die stolzen Bataillone, mit fliegenden Fahnen. Siegesbewußt dröhnt ihr: Vivat Fridericus! Die Trommeln wirbeln. Sie ziehen an ihm vorbei im dröhnenden Tritt. Pelotonweis rollt ihr Feuer von Flügel zu Flügel. Den Grund stürmen sie hinunter, schließen die Lücken, die die Kartätschen reißen, klimmen behende hangan —

Die Schlacht war gewonnen!

Umwendet sich der König, ruft laut: „So mögen sie in Berlin Viktoria schießen!" Und spornt den Engelländer — in vorderster Reihe soll der Sieg ihn sehen.

Blutigrot leuchtet die Sonne über dem Schlachtfeld. Blutrot färbte sich heut der märkische Sand.

In Frankfurt aber meldete der Turmwärter von St. Marien, daß er ob Kunersdorf am Horizonte während des ganzen Nachmittags eine dunkle Wolke gesehen in Gestalt eines ungeheuren Sensenmannes, der langsam von Ost nach Westen geschritten.

* * *

Stunde rann auf Stunde, und immer noch rangen die Preußen im heißen, ungleichen Kampf: fünfzigtausend gegen achtzigtausend Mann.

Zerschmettert waren die Bataillone des ersten Treffens über den tiefen Kuhgrund zurückgewichen. Neue Regimenter traten an ihre Stelle, und hinter diesen ordneten sich die gelichteten Linien der ersten zum neuen Vorgehen.

„Bursche, es muß sein!" brüllt durch den Schlachtenlärm der alte tapfere General Kanitz. „Bursche, es muß sein!" brüllen die Kapitäns ihm nach. „Seid brav, ihr Bursche!" rufen heiser die Offiziers. „Rechts heran! Rechts heran!" Helfen, wo's not tut, mit dem Sponton nach.

Hochrot waren die Gesichter und in Schweiß gebadet. Die Glieder bebten vor Anstrengung und Erregung. Ausgedörrt die Kehlen. Blutunterlaufen die Augen. Keuchend die Brust. Doch die eiserne Mannszucht hält sie zusammen, die Bursche. Wieder schultern sie die glühendheißen Kuhfüße —

Wieder avancieren sie mit fliegenden Fahnen hangabwärts, durch den tiefen, leichenbedeckten Grund, klimmen im mahlenden Sand bergan. Und wieder schmettert das mörderische Feuer sie zurück. Und zum dritten Male schließen sich die Glieder. „Bursche, es muß sein!"

Da ist der König selber. „Bursche, es muß sein!" Steinern ist jetzt sein Gesicht. Aber die großen Blauaugen leuchten über den Seinen. Hat wieder den Gaul wechseln müssen; der braune Engelländer mußte beim

letzten Sturm dran glauben. „Wir kriegen sie schon, Bursche! Es muß sein!“

Wirft seine letzten Bataillone in die wogende Schlacht. Vorwärts! Vorwärts!

Von Kunersdorf her, vom Mühlberg donnern seine Kanons. Drüben, auf dem rechten Flügel, hat Finck eine mächtige Batterie weit vorn in Position gebracht.

Vorwärts! Vorwärts!

Und noch einmal stürmen die Bataillone den Todesweg, hinab den Hang, durch den tiefen blutigen Grund, hinauf die steile Höhe, mit fliegenden Fahnen, unter dröhnendem Trommelschlag: „Vivat Fridericus! Vivat der König!“

Mitten unter ihnen ist er. Feuert an, treibt vorwärts. Immer im dichten Kugelregen. Einmal greift er an die Brust, wankt im Sattel, nur einen einzigen Augenblick: matt ist ein Geschoß gegen das goldene Etui angeprallt, das er in der Tasche trägt. Einer sieht's, der grad neben ihm ist, ein Grenadier; der streckt im Vorwärtslaufen den Arm gen Himmel und ruft jubelnd: „Gefeit ist der Gesalbte des Herrn! Vivat der König!“

Brav so, alter Finck! Auch er ist avanciert, über Berge von Leichen hinweg, das Regiment Lehwaldt, die Füsiliere von Zastrow voran. Reicht schon den Stürmenden die Bruderhand.

Vorwärts! Vorwärts!

Und plötzlich, jach geht es wie ein Beben durch die starren Linien des Feindes. Das Feuer stockt. Die zähen Russen weichen, Schritt um Schritt erst, in halt-

loser Flucht dann. Der heißumstrittene Berg ist genommen — endlich — endlich — endlich —

Fünf Uhr nachmittags mag's sein, als die Preußen sich festsetzen auf der breiten Kuppe, Atem holend, sich verschnaufend vom übermenschlichen Tun. Wagen nicht, um sich zu blicken, nicht nach rückwärts: wie hingemäht liegen dort die Kameraden, schreien die Blessierten nach Hilfe, nach einem Trunk Wasser.

Aber vorwärts schauen sie. Vorwärts schaut der König, auf den Feind. Und seine Stirn umdüstern schwere Schatten. Er fühlt es, er weiß es: halbe Arbeit erst ist getan. Sie sollten doch noch nicht in Berlin Viktoria schießen!

Finck, der tapfere Finck, behauptet sich nur noch mühsam. Furchtbare Lücken reißen die feindlichen Kartätschen in seine Bataillone. Sie wanken, sie schieben sich langsam zurück —

Und schon führt Laudon seine frischen Weißröcke zum Gegenstoß vor.

Neben dem König hält Seydlitz. Kampfbereit stehen seine Schwadronen unweit, am Mühlberg.

Nach dem rechten Flügel deutet Friedrich: „Seydlitz, mach' Er dem Finck Luft!"

Kaum daß er's gesagt, zerschmettert eine Kugel dem Helden von Roßbach die linke Hand. Ist ein Unglückstag heute. Der Seydlitz allein ist ein ganzes Kavalleriekorps wert. Und muß nun zähneknirschend von dannen.

Soll der Prinz von Württemberg die Attacke reiten! Wird abgeschmiert und schwer blessiert.

Der brave alte Puttkamer will mit seinen Husaren

des Tages Schicksal wenden. Sinkt zu Tode getroffen aus dem Sattel.

Ist ein Unglückstag heute — ein Unglückstag —

Da ist der Massow. Da ist Platen, Exzellenz, tollkühn wie einer. Heldenmütig reiten sie gegen die Berge an, die Markgraf-Kürassiere, die Schorlemer-Dragoner. Wehren sich wie die Rasenden gegen Laudons Schwadronen, die auf sie hereinbrechen mit gellendem ‚Vivat Maria Theresia!‘ Hauen, stechen um sich wie die Berserker im dichten Staub aufgewirbelten märkischen Sandes, im stickenden Pulverdampf. Müssen doch zurück! Zurück — die Preußen!

Und schon weichen auch Friedrichs Grenadiere. Zurück durch den tiefen, leichenübersäten Kuhgrund, zurück über die um die Mittagsstunde mit so teurem Blut erstrittenen Mühlberge. Geschlossen zuerst, in wachsender Auflösung dann. Zurück — die Preußen!

Auf dem Mühlberg hält der König. Stemmt sich der Flucht entgegen, ergreift eine Fahne der Prinz Heinrich-Füsiliere: „Wer ein braver Soldat, der folge mir!“ Ein kleines, kleines Häuflein sammelt sich um ihn. Auf Augenblicke nur, wird gleich auch in den wilden brandenden Strudel hineingerissen. Rette sich — wer kann!

Schon schweigen die preußischen Geschütze. Aber die russischen Kanonen hageln in die Flüchtenden; allerorten brechen Laudons, Saltykows Bataillone aus ihren Retranchements, stoßen nach mit Kleingewehr und Bajonett. In dichten, dicken Schwärmen stürzt sich die zahllose leichte Kavallerie auf die Fliehenden. Vom linken Flügel her stürmen die serbischen Husaren, die Ungarn

heran, die braunen Reiter vom Don. Der Schreckensruf ‚Kosaken!‘ gellt über das Feld —

Hält noch immer an der Bäckermühle, der König. Starrt auf die wüst flutende Flucht, starrt auf die dunkel aufwirbelnden Staubballen, starrt auf die feuerspeienden Berge dort drüben. Wie versteinert starrt er: gibt es denn keine Kugel für ihn? Sind sie wirklich gefeit, die Gesalbten des Herrn?

Nur eine winzig kleine Schar Zietenhusaren ist bei ihm unter dem Rittmeister von Prittwitz.

Da brechen aus den Staubwolken, aus dem Pulverdampf Tschugujew-Kosaken hervor.

Eines Atemzugs Länge, und der König, der König ist gefangen —

Wenn der Prittwitz nicht wäre! Der wirft sich mit seinen wenigen dem Schwarm entgegen, haut ein, daß sie stutzen, stocken, Raum lassen und Zeit. Zum letzten Male heut schallt das ‚Fridericus Rex‘ über das Blachfeld, den Siegern zum Abschiedsgruß. Mit dem Säbel in der Faust bahnt der Prittwitz seinem Kriegsherrn den Weg —

Aber hinter ihm ist das Chaos. Aufgelöst alle Bande der Manneszucht. Zerbrochen alle Verbände. Wirr durcheinander gewürfelt die Trümmer von Bataillonen, Schwadronen, Batterien. Übersät die weiten, weiten Wälder mit Flüchtlingen, Versprengten. Tausende gefangen, fast kein Geschütz gerettet. Bis zum Hühnerfließ hin, dem der Strom der unaufhaltsamen Flucht sich zuwälzt, der Leichtblessierte, der sich noch fortschleppen kann, neben dem Heilen, dem die Wahnsinnsfurcht den

todmüden Fuß beflügelt: überall, überall weggeworfene Gewehre, Patronentaschen, krepierende Gäule, Kanonen, vor denen die Stränge abgeschnitten, Munitionskarren, Weg und Steg versperrend. Und hinterdrein überall Totlebens Kosaken wie Höllenbrut mit Lanze und Kantschu: Paschol! Paschol!

Hoch oben in den Wolken aber der schwarze Sensenmann, langsam von Ost nach West schreitend, bis daß der Tag sich senkte. Der 12. August Anno 1759 — der Unglückstag von Kunersdorf.

* * *

Lag zwischen vielen, vielen Toten am Elsbusch mit zerschmettertem Bein einer der Besten: Ewald Christian von Kleist, Major vom Regiment Hauß. Wollte ein wackerer Feldscher ihn verbinden noch mitten im Kampfgewühl, doch den traf beim Samariterwerk die tödliche Kugel. Kamen die Kosaken, raubten dem Kleist alles, rissen ihm die Kleidung vom wunden Leibe, ließen ihn für tot liegen. Bis ihn in der Nacht ein paar mitleidige Husaren fanden, auf ein Bund Stroh an ihrem Wachtfeuer lagerten, wo ihn am Morgen ein wackerer russischer Offizier, der Baron von Stackelberg, entdeckt hat und weitere Fürsorge traf. Zwölf Tage darauf ist er zu Frankfurt seinen Wunden erlegen.

War von vielen, vielen nur einer, der bei Kunersdorf für seinen König blutete. Und ging dennoch ein besonderes Wehklagen um ihn durch die deutschen Lande. Denn der Ewald Christian von Kleist war des jungen Lessing

Freund, war der Dichter des ‚Frühlings‘ und der ‚Ode an die preußische Armee‘. Also wurde seinem Wunsche Erfüllung:

‚Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh' dich, stolzer Freund, den kleinen Haufen fliehn
Und finde Ehr' und Tod im rasenden Getümmel!‘

* * *

Weit jenseits des Schlachtfeldes, unweit Storckow, hatten sich drei in einer Grube mitten im Unterholz der Forst verkrochen: zwei vom Regiment Prinz Heinrich, einer vom Regiment Knobloch. Kuschten langhingestreckt auf dem Bauche, mit zerschlagenen, zitternden Gliedern, keuchender Brust; wagten kaum einen Ton, immer nur die Todesangst im Herzen vor den Erbarmungslosen, den Kosaken. Lauschten in Wald und Nacht hinaus, schraken vor jedem Laut zusammen. Zerfetzt und zerlumpt war die Montierung, leer die Patronentasche. Aber die Kuhfüße hatten sie noch, hielten sie dicht am Leibe.

Hungerten und dursteten arg, schier zum Verzweifeln. Um Mitternacht waren sie im Lager vom kurzen Schlafe aufgestöbert worden, hatten noch die Locken drehen müssen und einmehlen, denn die Korporale verstanden keinen Spaß und die Kapitäns noch weniger. Auch wo eine Schlacht bevorstand, mußte der Bursche propre sein, sonst drohte die Fuchtel. Dann kam der lange, lange Marsch durch Sand und Gestrüpp und dann das stundenlange, furchtbare Morden. Und immer brannte die Augustsonne

auf dem märkischen Sand, beizten Staub und Pulverdampf Augen und Kehle. Da waren die paar Krümel Brot bald verzehrt und der letzte Schluck aus der Flasche vertan. Daß dich! Was halfen die Blätter, die sie abgerissen und zwischen die Zähne geschoben hatten? Was half's, daß sie den Sand unter sich mit gierigen Händen aufwühlten bis zum kühleren Untergrunde und die glühenden Gesichter dagegen preßten? Arme Bursche!

Wohl eine Stunde lagen sie so. Erst hatte es rechts und links, dann und wann, geknallt; waren auch neben ihnen bisweilen andere Versprengte durch den Wald gezogen, stumm hastend die einen, fluchend die andern. Nun war es still geworden.

Richtete sich der eine ein weniges auf, schob die Knie unter, faltete die Hände ineinander, fing an, halblaut zu beten: „Herre Gott, laß Deinen Knecht Dir danken, daß Du ihn errettet hast aus Tod und Gefahr. Lieber Jesu, treuer Heiland, ich befehle mich in Deine tiefen Wunden . . ."

„Halt's Maul, Kühne!" Der Baumlange nebenan lachte roh. „Was soll das Geplärr?" Wandte sich an den dritten, der die Aufschläge vom Regiment Knobloch trug. „Immer muß der Kerl salbadern. Ist einer von den Pietisten, ein Erweckter —"

„Laß ihn doch," kam's in heiserem Ton zurück. „Wirst doch auch kein Heide sein."

„. . . treuer Heiland, gib Du, daß ich bei Dir Zuflucht finde in allen Nöten. Hilf uns weiter in Deinen Gnaden, führe Du uns den rechten Weg und Steg. Bitte Du für uns bei Deinem allmächtigen Herrn und Vater, daß er

barmherzig mit uns armen Sündern sei. Herr Gott, Dich loben wir, Allgütiger, der Du gewaltig und von großer Kraft bist. Halleluja! Amen!"

War wieder tiefe Stille um die drei. Bis der lange Mittelste den dritten fragte: „Wes Landes Kind bist denn du, Kamerad? Daß ich's dir sage, ich bin der Ernst Wernenberg, gewester Bruder Studio, bis mich der Deubel gepackt hat samt seiner Großmutter, daß ich im lustigen Gießen Handgeld genommen. War schon bei Roßbach mit und bei Leuthen, mein Sohn!"

Der andre spuckte die zerkauten Blätter aus und räusperte sich. „Heggerberger heiß ich, Thomas Heggerberger. Bin ein Schwyzer, aus dem Thurgau. Schuster von Profession und war auf der Wanderschaft. Da haben mich die Dirnlein zu den Werbern gebracht, in Ulm, weißt du. Stand groß über der Tür ‚Maison du récrutage Prussien' und der Kuckuck darunter, ich hab' aber nicht hingeschaut. Zu trinken hat's gegeben, Wein erst und drauf Branntwein, soviel ich saufen wollt. Der Querpfeifer pfiff, und ich schwenkte mein Madel, bis ich nicht mehr konnt'. Besoffen war ich wie eine Haubitze, und mit 'nem Male hatt' ich das verfluchte Geld in der Faust. Weißt ja, wie das geht."

„Weiß ich, beim Zeus und allen Göttern des Olymp. Wo sollte Vater Fritz sonsten auch die Soldaten herkriegen!"

Der Schweizer schwieg eine Weile. Drauf schob er sich langsam noch dichter heran. „Mit dem König hat's jetzo wohl ein End'." Er schaute mit Augen, die im Dunklen leuchten, und raunte weiter: „Weißt, wie wär's? So

gute Stund' gibt's nimmer wieder. Wenn wir uns auf und davon machten?!"

„Daß dich, du Ochs! Fällst den Reußen in die Klauen, und die massakrieren dich. Oder im nächsten Dorf packen die Bauern dich und liefern dich aus. Wirst krumm geschlossen, daß dir die Rippen krachen, und mußt drei Tag' hintereinander achtmal die Gasse laufen, bis dir das Fleisch in Fetzen vom Rücken herunterhängt."

„Die Wälder sind dicht, wir kämen schon durch bis zur Grenze. Wird wohl auch mit heut'gem der Krieg ein End' haben, wo die ganze Armee auseinandergelaufen ist, wie eine Herd' Hammel, wenn's gewittert."

Der Lange lacht. „Kennst Vater Fritzen schlecht, Schweizer. Der hat schon andre Batailles überstanden, den kriegen die Russen und die Österreicher nicht so leicht unter. Mort de ma vie! Und ein Schuft bist dazu, wenn desertierst, mein Sohn —"

Hatte sich der Kühne wieder aufgerichtet, hatte die Hände vor der Brust gefaltet, schaute zum Sternenhimmel empor: „Allmächtiger Gott, der Du über uns bist und jeglichem Gestirn seinen Lauf befiehlst, nimm Du unseren Herrn und König in Deine gnädige Obhut —"

„Stille!" befahl der Lange. „Duckt euch!"

Es kam ein Geräusch von rechts her. Jetzt konnten sie's unterscheiden: tappende Schritte und leises Stöhnen. Ein paar einzelne Worte dann.

„Laß mich liegen, Marzanke. Bist selber blessiert..."

„Nee, Herr Kapitän. Ich kann schon noch ... wenn man bloß den verdammten Weg finden tät ..."

Nun brach's durch die Büsche. Sie sahen's im Mond-

licht: zwei große, sehr große, schwankende Männer. Und gleich fuhr ihnen auch die gewohnte Subordination durch die Knochen. Denn der eine trug die silberne Schärpe um den Leib. Sprangen also auf und in Positur, und der lange Wernenberg meldete: „Abgekommen vom Regiment Prinz Heinrich zwei, vom Regiment Knobloch einer . . ."

Der Offizier wollte die Hand heben zum Gruß. Doch wie er den Arm löste von der Schulter des anderen, auf den er sich gestützt, kam er ins Wanken; der Hut fiel ihm vom Kopf, rollte auf den Boden. Wäre hingestürzt, in die Grube, wenn sie ihm nicht beigesprungen, die beiden vom Prinz Heinrich. Konnten kaum die mächtig schwere Gestalt halten; ließen sie langsam niedergleiten. Und der Kühne, der rechts zugegriffen, fühlte das klebrige Naß an den Fäusten — der Rock des Offiziers war an der Schulter, vorn und hinten, voll geronnenem Blut.

* * *

Allein der Flügeladjutant, Premierleutnant von Goetzen, der Rittmeister von Prittwitz und ein Page sind bei dem König gewesen, als er spät am Abend des Unglückstages im kleinen Dorf Ötschen einritt, das schon überfüllt von Blessierten und Flüchtenden. Ein paar Kapitäns traf er da, die schickte er aus, zu sammeln, was noch zu sammeln sei. Wenig genug war's oder nichts.

In einem Bauernhaus hat er Quartier gesucht. Aber da lagen in der einzigen Stube zwei schwer verwundete Offiziers. Denen sprach er noch Mut zu — und hatte

doch selber alles Vertrauen verloren. Ging ein Haus weiter, fand endlich dürftigste Unterkunft. Auch ein Lichtstumpf ward aufgefunden, und der Page hat Papier und Schreibzeug gehabt. So daß Friedrich an seinen Minister, den Grafen Finkenstein, nach Berlin schreiben konnte. ‚Von achtundvierzigtausend Mann hab' ich im Moment nicht dreitausend. Alles fliehet, niemand gehorcht Mir mehr. In Berlin werdet Ihr gut tun, an Eure Sicherheit zu denken. Es ist ein grausames Schicksal, das Ich nicht überleben will. Ich habe kein Hilfsmittel mehr und muß gestehen, daß Ich allens für verloren halte. Adieu für immer.'

Saß auf seinem Bauernschemelchen, starrte in das trübe Licht der Unschlittkerze. Gestern um die Mittagsstunde noch siegesgewiß, heut ein Feldherr ohne Armee, ein König ohne Land. Ja, es war alles verloren! Verfolgten Saltykow und Laudon — und wie sollten sie anders —, so war's aus mit Preußen. Dann würden sie triumphieren in Wien und an der Newa und in Versailles! Zu Boden geworfen, vernichtet. Es war das Ende — —

Tief, tief sank das sorgenschwere Königshaupt auf die Brust.

Kolin und Hochkirch hat er überstanden, hat nimmer den Mut verloren. Doch da war die Armee in musterhafter Ordnung abgezogen, festgefügt und geschlossen. Heut ist, was noch lebt, zersplittert in Atome. Trümmer! Trümmer! Hatte es nur zu deutlich geschaut in der letzten Kampfstunde, auf dem langen Ritt: alle Bande gelöst, alle Subordination zum Teufel . . . es gab keine Rettung —

Und er tastete mit der Hand nach der Brust. Eine kleine Phiole trug er dorten, schon seit langem, ein letztes Arkanum, das von allen Leiden erlöste —

Der Page kam und ging. Er und ein Bereiter, der sich eingefunden, richteten ein paar Bund Stroh zum Nachtlager. Der König schüttelte nur mit dem Kopf, wies nach der Tür. Allein wollte er sein.

Übersann wieder, aus gequältem, verzweifeltem Herzen heraus, die Situation. Der Bruder Prinz Heinrich, stand noch mit ungebrochener Armee Daun gegenüber. Aber Dresden und Sachsen mit allen Ressourcen war so gut wie verloren. Und wenn hier, hier morgen die Verfolgung einsetzte, konnte er ihr nichts entgegenstellen. Dann fiel auch Berlin rettungslos in Feindeshand.

Raffte sich noch einmal auf, griff noch einmal zum Gänsekiel.

Schrieb an den Generalleutnant von Finck: ‚Weilen Mir eine schwere Krankheit zugestoßen, so übergebe Ich das Commando Meiner Armée an den General Finck. Er kriegt eine Schwehre Commission, die Unglückliche Armée ist nicht mehr im Stande, mit die Russen zu schlagen, Hadek wird nach Berlin eillen villeicht Laudon auch, Gehet der General Finck diesse beide nach, So kommen die Russen ihm im Rücken, bleibet er an der Oder stehen, So kriegt er den Hadek diesseits . . . Zeit gewonnen ist Sehr vihl bey diesen Desparaten umstände, die Zeitungen aus Torgau und Dresden wird ihm Cöper Meyn Segreter geben, er muß Meinem Bruder den Ich Generalissimus bei der Armée Declarire von allen berichten, dieses Unglück wiederherzustellen gehet nicht an,

indessen was Meyn Bruder befehlen wirdt, das mus geschehen, an Meynen Neveu muß die Armée Schwehren. Dieses ist der eintzige rath, den ich bey denen unglücklichen Umbständen im Stande zu geben bin, hätte Ich noch resoursse. So wehre Ich darbey geblieben. Friedrich.'

So war auch das geschehen. Den Oberbefehl abgegeben, dem Thron entsagt — — — Traumbildern gleich zogen die Ereignisse der letzten Jahre an des Königs Seele vorüber: Kampf und Sieg und immer neues Ringen. Daß nicht er diesen Krieg gewollt, wenn er ihn auch begonnen hatte. Daß er ihm aufgezwungen war, daß halb Europa sich gegen ihn verbündet hatte: Österreich, Frankreich, Rußland, das Reich und Schweden — war's nicht immer ein aussichtsloses Beginnen gewesen gegen die erdrückende Übermacht? Und wieder tastete die Rechte nach der erlösenden Phiole —

Ein Entschluß — und alle Erdensorgen glitten nieder —

Aufstand Friedrich, durchmaß ein paar Male mit schwerem Schritt den engen Raum.

Daß er den Entschluß, den befreienden, nicht fassen konnte? Warum nur nicht? Warum zögerte die Hand, warum versagte der Wille? War's denn nicht sein Recht, aus einem Leben zu scheiden, das ihm nichts mehr bot, das ihm nur Demütigung bringen konnte?! Das wohl aus dem König von Preußen, dem Sieger von Lowositz und Prag, von Roßbach und von Leuthen, den kleinen Marquis de Brandebourg machte, wie sie ihn im Boudoir der großen Königshure zu Versailles schon genannt hatten!

Unruhig flatterte das Licht der Unschlittkerze, ver-

losch ganz. Aber durch das niedrige Fenster dämmerte der Tag —

Da weiß es der König, was ihn am Leben festhält, festhalten muß mit eisernen Zangen und Banden. Die Pflicht ist's gegen den Staat, gegen sein Preußen! Denn dies Preußen ist Er! Er allein! Keiner seiner Generale, auch der Bruder nicht, konnten retten, was vielleicht — vielleicht doch noch zu retten war. Keiner seiner Minister kannte die verschlungenen Fäden der Politik wie er selbst. Keiner seiner Vertrauten wußte des Landes Ressourcen gleich ihm zu werten. Und wenn irgendeiner dem Gegner Achtung und Respekt abrang, auch im tiefsten Unglück, so war er es: Friedrich!

Er durfte nicht den Tod leicht nehmen. Er mußte leben — und wenn es nur war, um den Schmerzensbecher bis zur Hefe zu leeren — — Leben und leiden: um Preußens willen!

* * *

Als der König am Frühmorgen aus der Bauernhütte trat, traf er auf eine kleine Gruppe Versprengter, die grad über den Dorfanger zogen, der Oder zu.

Ein Hüne in Offiziersmontierung schritt in der Mitte. Blieb stehen, salutierte mit der linken Hand.

Friedrich winkte heran: „Ist Er nicht der Stabskapitän von Zabeltitz vom Regiment Zastrow?"

„Zu Befehl, Euer Majestät. Melde untertänigst: mit zwanzig Abgekommenen, die ich im Wald um Bischofssee fand."

„Euer Regiment hat gestern brav sein Devoir getan . . . Er ist schwer blessiert, seh' ich. Herr, such' Er den Feldscher auf. Ich will Ihm meinen Chotenius schicken, wird sich wohl inzwischen herangefunden haben."

Wollte weiterschreiten, der König. Auf dem Anger hielt schon der Page mit den Gäulen. Auch ein paar Offiziers standen dorten, rangierten ihre Leute. Und aus der anderen Dorfstraße bog grad eine Kolonne vom Regiment Diericke heran, in leidlicher Ordnung.

Blieb der König noch einmal stehen: „Seid Ihr nicht ein Toppersche?"

„Zu Befehl, Euer Majestät."

„So gehet heim, Euch auszukurieren. Ihr seid beurlaubt. Meine Empfehlung dem Herrn Vater, und es würden schon mal wieder bessere Zeiten kommen." Faßte an den Hut. „Adieu, mein Lieber!" und ging zu den Gäulen. Ist am selben Tage über die Oder nach Reitwein geritten, wo er Quartier im Schlosse nahm. Hatte nun wieder an dreizehntausend Mann im Lager, kurz darauf fünfundzwanzigtausend. Und es geschah das ‚Mirakel des Hauses Brandenburg', wie er selber schrieb: der Feind verfolgte nicht. Der Russe Saltykow fürchtete auch den Besiegten, also daß er seiner Zarin berichtet: ‚Der König von Preußen pflegt seine Niederlagen so teuer zu verkaufen, daß ich, wenn ich noch einen solchen Sieg erfechten sollte, die Nachricht davon Euer Majestät allein mit dem Stabe in der Hand werd' überbringen müssen."

* * *

Wüst hat es ausgesehen im Herrengarten vor dem Schlosse zu Topper. Notabene: Schloß! Das alte Schloß hatten die Schweden im Dreißigjährigen Kriege niedergebrannt bis auf die Grundmauer, und was die Bauern und Kossäten jetzo Schloß nannten im gebührenden Respekt, das war ein breites, einstöckiges Haus mit ein paar Mansardenzimmern unter dem Strohdach. Nur das in Stein gemeißelte Wappen mit dem Doppeladler und dem Balken im Schild und dem Zobel auf dem Helm zeugte noch von alter Herrlichkeit; das hatte der Großvater selig heraushauen lassen aus den Trümmern und wieder einmauern ob der Haustür, als er anno domini 1649 im ersten Aufatmen nach der langen, schweren Zeit sich und den Seinen eine neue Heimstätte zu erbauen wagte.

Fast hundert Jahre war das her, und der Großvater, der Vater und der Sohn, der jetzige Herr auf Topper, Eichow und Spiegelberg, hatten die Zeit wacker genutzt. Zwar den alten Reichtum, den konnten sie nicht wiedergewinnen, die Wunden, die Kaiserliche und Schweden geschlagen, waren gar zu tief. Aber aus den Ruinen war doch ein bescheidener Wohlstand emporgeblüht; die drängendsten Schulden wurden abgetragen, die Äcker wieder ertragsfähig gemacht, die Vorwerke aufgebaut. Auch für die Bauern und Hörigen kamen bessere Tage; in den Ställen stand wieder reichlich Vieh, und manchmal hatte vielleicht einer von den Hintersassen mehr blanke Taler in Mutters Strumpf als der Gutsherr. Unter des Hochseligen Königs Majestät war freilich schwer wirtschaften gewesen, als er die Fronden abzuschaffen

begann. Doch man war auch darüber hinweggekommen mit Gottes Hilfe.

Aber nun schienen die ärgsten Tage des Dreißigjährigen Krieges wiederzukommen. Allen Respekt vor Seiner Majestät, dem regierenden Herrn, den sie nun schon den Großen Friedrich nannten. Mußte ihn ja bewundern den gewaltigen Kriegsmeister, wennschon es manchmal contre coeur ging. Mußte ja stolz auf ihn sein, auf den ganz Europa schaute, wennschon der Verstand manchmal mit dem Herzen im Widerstreit lag. Mußte auch sein Devoir tun —

Doch der Älteste, kaum ein Jahr verehelicht, bei Hohenfriedberg, glorreichen Gedenkens, gefallen. Der Zweite, Christian, in Seiner Majestät Diensten, mit Leib und Seele, versteht sich; aber man entbehrt ihn hart auf den Gütern; sollte und wollte schon vor dem Kriege dimittieren und will und kann nun doch nicht los. Selbstverständlich. Der Christian muß seine Pflicht tun gegen den König, der ihm immer gnädig gewesen, solange Bellona regiert. Grad so, genau so, wie die Kantonisten im Dorf folgen müssen, wenn der König ruft. Wennschon solch geplagter Gutsherr es arg verspürt, daß nun schon seit Jahren alle Überkompletten zur Fahne einberufen sind und ihre Arbeit fehlt.

Ging doch alles noch an. Bisher hatte Friedrichs Kriegsmeisterschaft ja die Neumark vom Feinde frei gehalten. Auch die Steuern drückten nicht arg, und wenn der König immer schlechtere Groschens von seinen Münzjuden schlagen ließ, das merkte man kaum. Aber nun hatte er die Russen ins Land kommen lassen. Die ver-

wünschten Moskowiter, dies hundsföttische Raubgesindel, die Räuber und Leuteschinder!

Daß sich Gott erbarm —

Gestern morgen, Glocker eilf, waren sie über das arme Topper hergefallen wie die Heuschrecken. Ein Requisitionskommando unter einem Leutnant, eine Kompagnie etwa mit 'nem Dutzend Kosaken. Vorgestern hatten sie Sternberg gebrandschatzt, und es war rechtzeitig Kunde daher gekommen, so daß man wenigstens die Frauen und Kinder und einen Teil der besseren Habe in den Wald schicken konnte.

Daß sich Gott erbarm! Grad so, wie es der Großvater selig im Großen Kriege vor den Schweden getan. Und just wie die Schweden hatten gestern die Russen gehaust. Am 11. August — das Datum wird man sobald nicht vergessen! —

Der Gestrenge, Hans Ehrenreich von Zabeltitz, stand, während er also meditierte, am Gartentor und sah nach dem Schloß hinüber. Neben ihm sein Obervogt, der Lebrecht Marzanke, mit Papier und Crayon in der Hand. Konnte schreiben, der alte Marzanke, kurioserweise, hatte es als Korporal im Regiment Kronprinz gelernt; ganz ordentlich lernten sie das in der Regimentsschule. War überhaupt nicht dumm, der Marzanke, hatte den Graukopf auf dem rechten Fleck, ersetzte reichlich einen teuren Administrator. Wo man doch sparen und zusammenhalten mußte jetzt mehr denn je.

Schlecht bei Humore war der Gestrenge. Stand breitbeinig da in den groben Schuhen und den braunen Gamaschen; schob dann und wann die Mütz auf dem Kopf

herum, balde nach vorn, balde nach hinten, wo der kleine, eisgraue Schopf zum kargen Zopfversuch gedreht war; fuchtelte mit dem spanischen Rohr in der Luft, als ob er einen Moskowiter verprügeln wollte. Dunkelrot war das greise Gesicht bis zur Stirn hinauf. Der Marzanke wußte: das hatte noch seinen besonderen Grund. Der Gestrenge hatte mit dem russischen Leutnant gestern, um den einigermaßen bei gnädiger Laune zu erhalten, drin in der Herrenstube schwer gezecht, bis der Moskowiter unter den Tisch gerollt war.

„Die Hunde! Die Hunde!" stieß der Alte immer wieder zwischen den Zähnen hervor, die ihm trotz seiner hohen Jahre groß, weiß und fest in den Kinnbacken saßen. „Die Halunken! Die Unmenschen!"

Wüst genug sah es aus in dem Garten vor dem Schlosse. Die Blumenbeete, die Eleonore Beata, die verwitwete Schwiegertochter, so sorgsam und liebevoll gepflegt, zertreten; die Rosenstöcke abgehauen, der Wein, der schon so schön Trauben ansetzen wollte, vom Spalier heruntergerissen. Und mitten im Weg lag der Karo, das treue Tier, verendet — eine Kosakenlanze hatte ihn mutwillig durchbohrt, als er bellend am Gaule hochsprang.

„Laß mir die Kreatur fortschaffen und einscharren. Gleich nachher. Hörst du, Marzanke! Ich kann's nicht mehr sehen. Und nu weiter im Text —"

„Beim Verworrner ein Pferd, zwei Kühe. Dem Krause die letzten drei Schweine, Wittke haben sie halb tot geprügelt, weil er das Versteck für sein Geld nicht zeigen wollte. Zwanzig Taler altes Geld —"

„Notier' mir das, Marzanke. Der König muß das alles wissen. Die Leute müssen das ersetzt kriegen. Nach dem Kriege —. Nach dem Kriege . . ." wiederholte er böse, wie zweifelnd: wann wird der Krieg ein Ende haben?

„Vom Banze drei Fuhren Hafer und ein Schwein. Fromitz sagt zwei Schweine an. Am ärgsten ha'n se aber Ehrwürden getan . . ."

„Unsrem guten Pastor? Die Hunde, die Hunde! Wieso denn? Viel forttragen konnten sie doch nicht aus dem Pfarrhaus."

„Grad' darum wohl, gnädiger Herr. Weil sie nichts Rechts gefunden, haben sie Ehrwürden nackt ausgezogen und gebunden auf den Boden in der Studierstub' geschmissen. Die arme Frau Magister aber ha'n sie im Rauchfang aufgehängt und mit den Büchern drunter geheizt, daß sie fast erstickt wär'. Da ist zum Glück der Junker Egidius dazu gekommen . . ."

„He? Was?"

„Jawohl, Euer Gnaden. Der Herr Junker hat das elende Geschrei gehört und ist hergelaufen und hat zwei von den Unholden mit den Köpfen aneinander geschmissen, daß sie gekracht haben. Ein paar andre Kerle ha'n ihn fassen wollen, aber die hat er abgeschüttelt wie die Hornissen. Gnädiger Herr wissen ja, was der Herr Junker immer noch für übermenschliche Kraft haben, wenn's über ihn kommt. Die Kerle haben's gar nicht kapieren können und ihn wie ein leibhaftiges Wunder angestarrt. Da hat er die Frau Magister heruntergeholt und Ehrwürden die Stricke gelöst und dann bloß mit den Fäusten

gedroht und ist gegangen. Keinen Mucks mehr ha'n die Schweinehunde gewagt . . ."

Der Gestrenge sah wieder hinüber nach dem Schloß. Dorten saß vor der Haustür auf der Steinbank der alte Egid und sonnte sich. War ein Krippenreiter, wie sie's ehemals genannt, zog von einem Vetter zum andern, der arme Kerl, aß nun aber schon ein Jahr oder darüber Toppersches Brot, wohl weil ihm Frau Beate das mit besonderer Güte reichte. Ja . . . der Egid! Einstens war er weit und breit als der starke Zabeltitz gekannt gewesen, hatte einen Ochsen werfen und einen Gaul im vollsten Lauf aufhalten können. Am Hofe weiland Kurfürst Augusts von Sachsen, Königs von Polen, in Dresden, hatt' er, ward erzählt, als der Monarch, den sie auch den Starken nannten, einen silbernen Teller zwischen den Händen glatt rollte, deren zwei aufeinander gelegt, aufgerollt wie Papier und sich damit ein absonderliches Estime erworben. Der Egid!

Schritt also hinüber zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Hast du brav gemacht, Vetter. Das — mit unsrem guten Pastor. Ich dank' dir!"

Aber der Egid sah nur wie verwundert auf, schüttelte den Kopf. Er vergaß oft von einer Stunde zur anderen.

„Wie alt bist du eigentlich, Vetter?"

„Ich weiß nicht, Vetter. Mir ist, als ob ich so um Anno 1660 geboren sein sollte. Aber wer kann das behalten? Mag wohl im Niederwitzer Kirchbuch stehen —"

Also fast hundert Jahre! Und schlug sich mit einem halben Dutzend Reußen herum, daß sie baß starr wurden.

Der Egidius Zabeltitz. War doch ein stämmiges Geschlecht, gesund im Kern, das solche Kraft zeugte. Wolle Gott, daß sie auf Kind und Kindeskinder käme —

„Sonn' dich nur weiter, Vetter. Die liebe Sonne tut alten Knochen gut . . . So also, Marzanke, sind wir am End' mit der Litanei?"

„Den Stall vom Brückner haben sie 'runtergebrannt und unsre kleine Scheune —"

„Notier's! Notier's! Des Königs Majestät muß alles bezahlen, wenn der Krieg vorbei ist . . . ja . . . wenn der Krieg vorbei ist. Laß mir jetzt den Braunen satteln, Marzanke."

„Gnädiger Herr!"

„Was soll's denn noch?"

„Den Braunen haben heut die letzten von der Krippe weg mitgenommen —"

Der Gestrenge fuhr so gewaltig mit dem Rohr durch die Luft, daß der Vogt citissime einen guten Schritt retirierte; mochte sich der Zeiten erinnern, wo er selber mit der Fuchtel üble Bekanntschaft gemacht hatte. Der Seitensprung war so possierlich, daß der Gutsherr wider Willen lachen mußte. „Lassen wir's gut sein, Marzanke. Müssen's eben zum übrigen schreiben. Immer hübsch aufnotieren! Ja . . . so will ich denn zu Fuße gehen. Man hat sich an mancherlei akkommodieren müssen, warum nicht auch daran. Wer weiß, wozu es gut ist."

Ehe er aber den Weg antrat, den er vorhatte und der ihm sauer genug wurde, ging er noch einmal ins Haus, hart an dem alten Egidius vorüber, der in der hellen

Sonne döste, daß es schier zum Neiden war. Der hatte sich sein Lebtag keine Sorgen gemacht, das Seinige vertan und alle Übel weggescheucht wie Fliegen. Der Glückliche.

Sah auch in der großen Vorhalle wüst aus und ebenso im Zimmer des Gestrengen. In der Vorhalle hatten die vermaledeiten Russen, die nicht besser als die Hunnen waren, ein paar von den alten Erntekränzen von der Balkendecke gerissen, und die Porträts von Vater und Großvater, die erst kürzlich der Monsieur Fabre in Frankfurt künstlich nachgebessert, so daß das Öl wie neu glänzte, wiesen ein paar traurige Lanzenstiche auf. Banditen! In der Stube nebenan, auf dem großen Eichentisch, standen noch die Reste des Nachtmahls, Flaschen und Gläser; ein halb Dutzend leerer Bouteillen Ungar lag auf den Dielen; in das Leder des tiefen Lehnstuhls hatte der ungebetene Gast mit den Sporen ein riesiges Loch gerissen. Der Hund zog ja die Beine immer unter den Allerwertesten, wie's die Türken tun sollen beim Sitzen; war vielleicht selber ein Muselmann, trotzdem er soff wie ein Loch. Es muffte im Zimmer nach den Pfeifen, die unordentlich umherlagen. Die Dielen, die Beate sonst so sauber hielt und immer in hübschen Kringeln mit weißem Sand bestreute, waren dreckig, als ob sich Schweine darauf gewälzt hätten. Die Weiberhand fehlte. Ein Glück aber, daß die Frauensleute rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden.

Den Gestrengen ekelte es, daß er die Fenster weit aufstieß. Luft und Sonne brauchte der Egid nicht allein zu haben. Eine Weile stand er sinnend, sah auf das Dorf

hinunter, das heut so friedlich dalag, als ob niemals ein Unheil über ihm gewesen wäre. Nur drüben, jenseits des Teichs, schwelte es noch aus dem niedergebrannten Brücknerschen Stall. Du lieber Gott! Dem armen Kerl mußte man auch aufbauen helfen, wenigstens das Holz dazu geben.

Dann trat er an den gewaltigen fichtenen Sekretär, den Beate pläsierlich die Kossätenscheune zu nennen pflegte. Mit einem starken Ruck zog er die mittelste Schublade auf und dahinter das Geheimfach. Nahm den Leinenbeutel heraus, zählte die Dukaten darin. Gestern war's um die Hälfte mehr gewesen. Die andern hatte der Moskowiter bekommen, der Hund, für die Sauvegarde, die er gnädigst dem Gutshof gewährt. Eine arge Sauvegarde!

Der alte Mann rechnete. Es wurde ihm schwer, er mußte sich den Stuhl heranziehen. Das schöne Geld. Vor acht Tagen erst hatte es Jüd Heinemann in Sternberg auf die Ernte angezahlt, die noch nicht einmal in den Scheunen war. Es sollte so viel davon bezahlt werden — nun war schon die Hälfte hin. Keine andre Ressource in Aussicht. Wenn man die Eichen beim Vorwerk Grunewald schlug? Wer zahlt heut das Holz? Und wenn's der Jüd kaufte, gab er nur einen Spottpreis. Wo man doch jeden einzelnen Stamm liebte, wie der Vater selig, der immer gesagt hatte: ‚Die Grunewaldschen Eichen sind meine Väter und Kinder in e i n e m.'

Was half alles Rechnen? Morgen holte sich eine andere Kosakenschar am Ende den Rest. Hinein in den Beutel, ihr Goldfüchse!

Es war nicht mal das Schlimmste —

Das Schlimmste war das große Schreiben, das der Gestrenge nun in die Hand nahm. Wie eine kurieuse Kostbarkeit drehte er den Brief in den Fingern, las wohl zum zehnten Male die Aufschrift: ‚An den wohledlen Erb- und Gerichtsherrn auf Topper, Herrn Hans Ehrenreich von Zabeltitz‘, die da im verschnörkelten Kurial stand; betrachtete sich das mächtige, rote Königliche Sigillum auf der Rückseite; runzelte die schlohweißen Brauen, seufzte leise auf —

Eine hohe Ehre! Gewiß. Der Blutsold, zu dem die Zollern, seit sie ins Land gekommen, die Herren vom Adel gradatim herangezogen. Friedrich Wilhelm erst, der letzte Kurfürst, unter dessen Fehrbelliner Helden auch ein Zabeltitz obenan stand. Des Hochseligen Königs Majestät dann, der ja den Junkers seine Souveraineté wie einen Rocher de Bronce stabilisieren gewollt. Wahrhaftig — der hatte auch den Renitentesten mit seiner vigueur klein gekriegt!

Was Eleonore Beate zu dem Schreiben sagen würde? Die Arme traf's am schwersten.

Mit schnellem Entschluß schob er den großen Brief in die Brusttasche, rückte die Mütze ganz nach vorn auf die Stirn, griff zum spanischen Rohr und stappte hinaus. Der Egid saß noch immer in der Sonne.

„Ich geh' in den Wald, Vetter.“

„Holst wohl Frau Base?“ In den trüben Augen des Riesen schimmerte es auf. „Und den Junker?“

„Will's Gott — ja — bring' ich sie gesund heim.“

Und er stappte weiter, über den Hof, die Dorfstraße

hinunter, zwischen den Katen entlang. Kein Mensch weit und breit. Kein fröhliches Hundegebell. Als ob sich Mensch und Tier verkrochen hätten. Nur der Pfarrherr stand mit bekümmertem Angesicht im Vorgärtlein, rückte, als er den gestrengen Patron erspähte, hastig die ungepuderte fuchsige Perücke zurecht, lüftete die schwarzsammetne Kalotte vom Scheitel.

„Morgen auch, Lieber. Hat mir herzlich leid getan, was mir der Marzanke von Eurem Ungemach gemeldet."

Ehrwürden hatte die Hände gefaltet. „Was unser allmächtiger Herr Gott über uns verhänget, müssen wir mit christlicher Geduld auf uns nehmen," sprach er mit leiser Stimme. „Der Herr allein weiß, was uns das Leid frommt. Ein Pfarrhaus aber muß wohl sein Kreuz zu tragen haben."

Breitbeinig stand der Patron, stemmte die Fäuste fest auf das Rohr. Hatte nicht übel Lust, Ehrenpüttner seine Meinung zu sagen. Dachte dann doch: der sanfte Mann da ist Studiosus zu Halle gewesen, bei dem frommen Francke, und sein eigner frommer Sinn wurzelt tief im Herzen. Man muß Respekt haben, wenn unsereinem solch eine Gottesergebung auch gegen den Strich geht. Begnügte sich: „Hat die Frau Magister gut überstanden? Die Hunde — die Hunde!"

„Submissesten Dank, gnädiger Herr. Meine Eheliebste muß im Bette liegen. Was spreche ich vom Bette ... die Übermütigen haben uns die Betten aufgeschlitzt und die Federn in den Wind fliegen lassen."

„Und Eure Bücher verbrannt —"

„Es ist also, wie der Herr Patron sagen. Gottes Wort selber haben die Heiden nicht verschont.“

„Notiert das akkurat, Pastor. Alles — Stück für Stück — jeden Schaden. Der König muß alles bezahlen, sobald der Krieg vorbei ist. Majestät haben schon vor einem Jahr resolviert, daß Sie Ihren Untertanen und Vasallen allen Verlust, so sie vom Feinde leiden, im Frieden ersetzen wollen.“

„Ach, gnädiger Herr. Wann wird es jemals Frieden geben?“

Sie horchten beide plötzlich auf. Es war ein rollendes Geräusch in der Luft, kam von weit her, ebbete ab, wuchs wieder an. Der Gestrenge hob den Kopf, suchte den Horizont ab. Blau und wolkenlos dehnte sich der Himmel.

„Man sollte meinen, es gewittere,“ sagte er nachdenklich. „Ist aber kein Zeichen dafür . . . Pastor, was ich noch fragen wollte: war das Kirchengeld gut geborgen und der Abendmahlskelch?“

„Hab's mit eigenen Händen verscharrt, Herr Patron. Sie drangen hart in mich, doch ich hab' den Versteck nicht kundgegeben. Hätt' mich lieber totschlagen lassen.“

„Ihr seid ein Treuer.“ Er reichte dem Gottesmann die Hand. „Ich hol' jetzt die Frauen. Eure Ruth auch, wird sich freuen, wieder zur Mutter zu kommen. Grüß' Er seine Eheliebste. Gehabt Euch wohl, Magister.“

Mit starken Schritten zog er seine Straße, an den letzten Dorfkaten vorbei, den Sandweg hinab in die Niederung, durch Wiesen und Felder. Da und dorten war das Getreide schon gemäht, stand aber noch in Garben; anderswo harrte es noch der Sense. Ein gutes Jahr heuer.

Aber wie den Segen in die Scheuern bringen? Die Manneshände waren karg, und die Gäule fehlten.

Die Sonne stach, ein heißer Tag wurde es. Der Gestrenge hielt an, zog das Sacktüchlein, wischte sich den Schweiß von der Stirne. Und wie er so stand, in der Sonne und mit den Sorgen in der Brust, da hörte er wieder das seltsame dumpfe Geräusch von ferneher. Ein Grollen war's in der Luft, aber dabei der Himmel eine einzige weite blaue Halbkugel. Wunderlich, gegen alle Natur.

Mit einem Male kam ihm der Gedanke: Kanonendonner ist's! Aus der Richtung nach der Oder zu kam er her. Schlug der König dorten Bataille? Er sollte doch noch in Schlesien sein. Aber Fridericus Rex war schnelle. Mein Himmel, daß er Viktoria erringe, daß er die Hunde, die verfluchten Hunde aus dem Lande schmisse!

Langsamer ging der Gutsherr weiter, nun wieder bergan, auf den Wald zu, und seine Gedanken gingen mit ihm. Wenn das wirklich eine große Bataille war, dort drüben, auf Frankfurt zu, dann war wohl auch der Christian dabei, Stabskapitän beim Regiment Zastrow. Der Christel, der einzige Sohn. Das alte Herz schlug höher. Nun — nun — immer war der gut davongekommen, vor Prag und vor Kollin, bei Roßbach und bei Leuthen — Gott wird ihm auch heute gnädig sein! Hatte noch jüngst aus dem Lager zu Schmotseifen geschrieben, kurz und fröhlich, wie's seine Art war. Ja . . . fröhlich, so recht fröhlich freilich nicht. Der Junge! Seit ihm die Liebe zu dem Lottchen Lasow im Kopfe saß, war's mit der rechten Fröhlichkeit vorbei. Mochte ihm Sorgen

machen, das lustige Ding, das wohl ein bissel gern flattierte. Die Berliner Hoffräuleins sollten ja fast alle nicht leben können, ohne sich becouren zu lassen. Wäre wohl besser gewesen, wenn der König den Konsens gegeben hätte. Aber Majestät waren nicht grad' gnädig aufs Heiraten der Herren Offiziers zu sprechen, es sei denn, daß sie große Fortune dadurch machten. Und der gute Leichholzer . . . von großer Fortune konnte da nicht die Rede sein. Solch ein schönes Gut, aber ein Querkopf. Wer immer den großen Herrn spielen will, kommt nicht voran.

Dann dachte der Gestrenge wieder an den Brief, den er auf der Brust trug und der da drückte wie ein Alb. Immer der König! Immer der König! Das war unter dem Hochseligen so gewesen, das war unter dem jetzigen so. Wer konnte denken, daß der König sich, mitten in allen Kriegswirren, des Kaspar erinnerte? Des halbwüchsigen Jungen, der des Informators noch nicht entbehren durfte. Was würde Beata dazu sagen — die Arme! Den Mann verloren — nun auch das Kind hergeben! Und half doch alles nichts, wenn der König befahl. Half so wenig bei dem Junker wie bei dem Kantonisten im Dorf, der mit dem roten Halstuch umherlief zum Zeichen, daß das Regiment die Hand auf ihn gelegt.

Heiß war's, und der Weg zu den Dachsbergen hinauf steil und sandig. Der rechte märkische Sand, bis zum Knöchel sank man ein. Hier hat der Herr Vater immer Dinkel bauen wollen, müßte fortkommen, hatte er gemeint mit seinem harten Kopf, müßte. Als ob in dem Sande nicht Hopfen und Malz verloren wär'. Jetzt lag

der kümmerliche Hang brach, grad' daß ein paar Disteln drauf wuchsen.

Aber da war endlich der Waldsaum und Schatten — Kiefern und am Rande ein paar einzelne hohe Eichen. Gottswunder, wie die sich die Kraft aus dem Sande geholt hatten.

Der Alte blieb stehen, zog wieder das Sacktüchlein aus der Tasche, lauschte in die Ferne, dem seltsamen Gebrumme nach.

Da krähte es mit einemmal über ihm. Ganz deutlich, daß er aufsah. Hatte sich ein Haushuhn bis hierher verflogen vor den verdammten Moskowitern? Und noch einmal: „Kikeriki — Kikeriki!" Doch dann raschelte es oben in den Eichenzweigen, und darauf plumpste es schwer herunter —

Weiß Gott, der Bengel, der Junker!

Stand nun vor ihm, rank und schlank wie eine Gerte. Das Blondhaar hing ihm wirr über die Stirn, und die blauen Augen blitzten. Seine Freude mußte man an dem Enkel haben. Aber nur nicht zeigen . . . nur nicht zeigen: Jugend darf nicht übermütig werden.

So macht der Großvater ein böses Gesicht. „Was tust du da oben, du Schlingel? Die Buxen zerreißen! Hab' kein Geld, dir neue zu kaufen. Aber mores will ich dich lehren!"

Kommt der Junge heran, küßt die Hand. „Herr Großvater, ich muß doch den Feind observieren," sagte er bescheiden und doch stolz. „Hab' sie abziehen sehen in der Früh, die moskowitischen Hunde. Jetzo aber, da hab' ich in die Ferne gehorcht. So Sie es noch nicht gehört

haben, es ist eine große Schlacht im Gange, auf Frankfurt zu. Daß doch unseres großen Königs Majestät den Räubern wieder ein Zorndorf bereite."

Wie gut der Kaspar, der Bengel, die Worte zu setzen wußte! Mußte es aus sich selber haben. Vom Informator hatte er's nicht. Der gute Gustavus Cerisius meisterte sein Latein und holperte sein Französisch, doch wenn er ans Deutsche kam, stotterte er. Und immer hatte der Junge es mit den Bataillen. Lag auch im Blute.

„Wo ist die Frau Mutter?"

„In der Wolfsgrube, wie der Herr Großvater befohlen haben. Ich —"

„Ich . . . also . . ."

„Ich bin nur in der Dämmerung hergelaufen, um auszuspähen."

„Ganz allein? Wo steckt denn der Monsieur Cerisius?"

„Der Herr Informator ist zur Nachtzeit unter die Wagenplane gekrochen, wollte nicht um seinen dormus kommen."

„Red' nicht so despektierlich. Sonsten machst du mit dem Röhrchen hier Bekanntschaft. Also . . . und du?"

„Wir . . ."

„Wir . . . wir?"

„Die Ruth . . ."

„Natürlich . . . wo der Junker steckt, muß die Pastorstochter auch sein. Ich seh' die Ruth aber nicht . . ."

Steckt der Kaspar zwei Finger ins Maul und pfeift durchdringend. „Da, Herr Großvater — ich hab' sie auf Posten gestellt."

Muß doch lachen, der Gestrenge. Denn aus einem Loch am Waldrand taucht ein Mädelkopf auf. Erst nur ein Wuschel roter wirrer Locken, in die Kiefernadeln und trockne Eichblätter hineingefitzt sind, dann ein kleines Gesichtel, puterrot. Hat zuerst heillose Angst vor dem Herrn Patron.

„Komm mal her, Ruth, du Nichtsnutz!"

Krabbelt sich hoch, das Mädel, langsam, kommt dann aber wie ein Wiesel gelaufen auf den nackten kleinen Füßen. Küßt dem gnädigen Herrn die Hand. Wenn's möglich, wird das Gesichtel noch röter dabei.

Aber der Gestrenge meint's nicht bös. Tätschelt dem Mädel die heißen Wangen. Sieht dabei bald auf den Enkel, bald auf die Ruth. Ist solch ein hübsches Ding und eigentlich schon zu reif für die kindischen Allotria. Unter dem knappen Miederchen schwillt schon die Brust, und der kurze Barchentrock . . . ach, Unsinn . . . sind doch noch Kinder, alle beide, reine Kinder . . .

„Du kommst jetzt mit mir, Ruth. Mußt dich schon ohne deinen Posten behelfen, mein Junge."

Der nimmt's nicht tragisch. „Lauf nur mit dem Herrn Großvater," meint er gnädig und erklärt dazu: „Viel nutz ist mir Ruth doch nicht, hat zwar Augen wie ein Luchs, kann aber doch nicht sehen. Kerl ist ihr Kerl, kann nicht unterscheiden ob Freund oder Feind." Hat schon mit beiden Händen in die Zweige gegriffen. „Ich soll doch weiter observieren, Herr Großvater? Man sieht weithin von da oben, bis nach dem Grunwald."

„Daß du mir die Hosen nicht zerreißt, du Schlingel!"

ruft der Alte noch, indes der Enkel wieder aus dem Wipfel kräht: „Kikeriki! Kikeriki!"

So gingen sie denn weiter durch den schattigen Wald, der Gestrenge und das Pfarrkind. Manchmal sprach er zur Ruth, erzählte ihr, was sich im Dorf ereignet und wie die Hunde den Eltern zugesetzt und daß der Egid sie vor dem Schlimmsten errettet. Manchmal schritt er auch schweigend aus, sah wohl dabei das Mädel heimlich von der Seite an. Seltsam. Ehrenpüttner war nicht gerade eine männliche Schönheit, und auch bei der Frau Magister, der Trefflichen, hatte Venus nicht als Patin gestanden. Die Ruth aber, die war wirklich bildsauber. Hatte ein feines Gesicht, Grübchen in den Wangen, Sammethaut, ein bissel ins Bräunliche, ganz dunkle große Augen, wunderlich lange seidne Wimpern daran. Und so gewiß die Frau Magister an Mieder und Rock nicht besondere Kunstfertigkeit bewiesen: daß die Dirne gewachsen war wie . . . wie eine Hebe, das sah ein Blinder.

„Wie alt bist eigentlich, Ruth?"

„Dem gnädigen Herrn zu dienen, zu Michaeli werd' ich fünfzehn." Hatte auch ein süßes Stimmchen.

„Bist ja wohl Ostern konfirmiert?"

„Jawohl, gnädiger Herr."

Hm — hatte vielleicht auch sein Gutes, daß der Kaspar aus dem Hause kam. Waren so miteinander aufgewachsen, fast genau gleich alt, hatten miteinander gespielt und getollt, sich gezankt und vertragen, waren ganz gewiß unschuldige Kinder. Ja . . . hm . . . aber es gab Exempla . . .

Nun gingen sie über eine Lichtung und dann in die

Dachsberge. Das war ein Gewirr von kleinen Bergen und Tälern, dicht bewachsen mit gemischtem Bestande, Birken und Föhren und schier undurchdringlichem Unterholz, in dem es kaum Weg noch Steg gab. Der Gutsherr freilich wußte Bescheid, hatte hier manchen Fuchs belauert und dann und wann eine Wildkatze oder einen feisten Dachs. Das Dachsfett war gesuchte Ware, tat gut für allerlei Gebrechen.

Jetzt kräuselte sich ein leichter Rauch durch die Bäume, kroch am Boden zwischen den Farnen entlang. Sie kochten sich wohl ein Süppchen.

Da sah er sie auch schon in der Tiefe. Den großen Planwagen, den sie mitgenommen, das kleine Feuer, ein paar Weiber, und zwischen ihnen Eleonore Beata.

Unwillkürlich blieb er stehen. Mit einem Male fühlte er wieder den Druck auf der Brust, das Schreiben mit dem Königlichen Insiegel. ‚Ja, ja, Beata . . . es muß sein . . .‘

„Lauf, Ruth,“ sagt er. „Meld' ihnen, daß ich komme.“

Er wollte noch eine Weile allein sein mit seinen Gedanken.

Die Schwieger! Wie sie wieder dastand unter den Mägden! So einfach der Caraco aus braunem Selbstversponnenem, aber sie trug ihn wie eine Fürstin! War doch gutes Blut, das Unruhsche. Nur immer, immer so schwermutsvoll das liebe schmale Gesicht. Immer, auch wenn es lächelte, ernst und verhalten. Das gute Männlein, der Informator, der grad' da unten neben der Beata stand, der hatte neulich seinen Euripides zitiert: daß die Zeit jegliche Wunde vernarbe. Hätt' das wohl

auch geglaubt, wenn ich so zurückdenke. Vater und Mutter und die Eheliebste und den Sohn verloren und dennoch weitergelebt. Aber die Beata kann und mag ihren Hans Friederich nimmer vergessen! Trüg' am liebsten immer noch den schweren Witwenschleier und die schwarze Haube. Und sind doch fast anderthalb Dezennien, seit er tot blieb.

‚War schon einmal besser, will mich dünken. Als ob sie zu überwinden beginne. Aber nun, seit einem Jahr oder zwei, geht sie wieder, als ob Lasten sie niederzögen. Muß wohl mit dem Jungen zusammenhängen. Vielleicht weil er dem Hans Friedrich so ähnlich wird.

‚Meine arme, liebe Beata — ich kann dir nicht helfen. —‘

Da schaute sie grade auf, und wie sie den Alten sah zwischen dem Unterholz, hob sie grüßend die rechte Hand. Und senkte doch gleich wieder den Kopf. Sprach auch gleich wieder auf die Ruth ein und die Mägde.

Bis er zu ihr herabkam, ihr die Hand reichte. „Gottes Segen über Euch, Herr Vater. So sind die Feinde abgezogen? Ich bin heilfroh, Herr Vater, daß ich Euch gesund weiß. Habt Dank, daß Ihr Euch selber zu uns bemühet.“

Er hat schon die Hand in der Brusttasche gehabt, an dem Schreiben. Hatte sich's so fest vorgenommen, sich zu allererst das Herz frei zu sprechen, ihr schuldige Mitteilung zu machen, und hat es doch nicht über die Lippen gebracht. So erzählt er von den Moskowitern, was sie angerichtet und für Schaden gestiftet; vom Marzanke und Ehrenpüttner und der Frau Magister und dem

Karo. Ruft die Geflüchteten zusammen, gibt Order, legt selber mit Hand an, wie sie die Gäule vor den einen und die Ochsen vor den andern Wagen spannen, und wettert ab und an kräftiglich dazwischen. Als ob alles übergroße Eile hätt', wo er doch die Uhr am liebsten stille stehen heißen möchte.

Dann ziehen sie endlich los, im langen Zuge. Sehr langsam trecken die Gäule, langsamer noch die Ochsen durch den ungebahnten Wald und den tiefen Sand. Sie lesen inzwischen den Junker auf, der kräht und den Informator kecklich anlacht, als der seinen Fischart zitieret: „Die Jugend denkt nicht weiter, als sie schaut."

Darauf ist der Zug schon voraus, und sie sind allein zurückgeblieben, der Alte und die Schwiegertochter, die Beata. Dem Gestrengen wird, scheint es, das Marschieren schwer. Freilich, die Sonne brennt. Er muß aller Augenblicke das Sacktuch ziehen, sich den Schweiß aus der Stirn wischen, oder er lauscht nach der Oder zu, von woher immer noch der ferne Donner grollt. Spricht auch einmal, daß das Schlachtgebrüll sein müsse. Worauf die Beata, gegen ihre Art lebhaft: „Eine Bataille? Vater, und Christian ist dabei?" Schaut gleich wieder zu Boden. Und sie schreiten langsam weiter. Er immer mit der Hand an der Brusttasche.

Mit einem Male sagt er's, was ihm fast den Atem erstickt. Sagt's ganz hart und rauh: „Beata, ich hab' da auch einen Brief erhalten, der dich angeht. Da —" Und reißt das Schreiben heraus, reicht's ihr mit den Fingerspitzen.

Verwundert schaut sie auf und auf das Königliche

Siegel, liest: „An den Wohledlen Erb- und Gerichtsherrn, Herrn Hans Ehrenreich von Zabeltitz . . ."

Faltet das Schreiben auseinander:

„Lieber und Getreuer. Wir haben resolviret, Euren Enkel, den Kaspar von Zabeltitz, des Hans Friedrich Sohn, in Memoria dessen, daß der Vater bey Hohenfriedeberg gefallen, als Page in Unseren Dienst zu nehmen und für ihn weiter zu sorgen, da es denen Edelleuten anständiger und nötiger ist wie Officiers zu dienen, als daß selbige auf dem Lande und zu Hause die Hühner füttern. Wollet also den Junker alsobald zu Uns instradiren. Wir bleiben in Gnaden Euer wohlaffektionirter . . ."

Halblaut hat die Beata das in einem Zuge gelesen, mit zuckenden Lippen. Hält nun an, starrt vor sich hin, wie eine steinerne Frau. Bis sie jach aufschreit: „Ich lass' ihn nicht! Ich geb' ihn nicht her! Mein Herzblut eher denn ihn!"

In der sengenden Sonne standen sie, schweigend jetzt, eine ganze Weile. Kaum, daß er wagte, der armen Mutter ins Gesicht zu sehen.

Nahm dann ihre schmalen feinen Hände in seine lederharten, umspannte sie fest, sprach auf sie ein. Alles, was er lang mit sich erwogen; von der Gnade des Königs, daß dem Kaspar im Dienste der Majestät eine ehrenvolle Karriere gewiß sei; auch daß ein Sohn nicht ewig am Schürzenband der Frau Mutter hängen dürfe, sondern hinaus müsse ins Leben.

Sie ließ ihn aussprechen. Doch sie hatte nur eine Antwort: „Ich geb' ihn nicht her! Ich tu's nicht!"

So gingen sie weiter durch den mahlenden Sand auf das Dorf zu. Das lag jetzt so friedereich vor ihnen mit seinen Strohdächern, überragt vom altersgrauen, hölzernen Kirchturm. Doch von ferne grollte unablässig der Schlachtendonner.

Das Herz tat ihm wehe. Aber er sprach weiter: Der Junge sei gesund an Leib und Seele und groß und stark über seine Jahre hinaus. Was sie denn dächte: sollte er ewig auf der Klitsche hocken? Was sollte er werden? Auf die Universitäten gehen? Fraglich genug, ob er dazu Anlagen und Lust hätte, ganz abgesehen, daß das Studium schweres Geld koste, und das sei in jetzigen Zeitläuften rar.

Das Schreiben hatte er wieder an sich genommen und in die Brusttasche gesteckt; hielt nun die Hand darauf, als könnte er Kräfte daraus ziehen.

„Ja, Beata, liebes Kind . . . und dazu den Devoir gegen den König . . .“

Da brach sie los: „Sprecht mir nicht von dem König, Herr Vater. Jetzt nicht, heut nicht! Mein Herzallerliebster, mein Teurer, hat sich für ihn verblutet. Ist das nicht genug? Was läßt der König die Kriegsfurie jahraus, jahrein durch die Lande ziehen! Was heischt er immer neue Opfer an Gut und Blut?! Warum gibt er uns nicht endlich den Frieden! Er hat seine Herzensfreude an den blutigen Bataillen, er lebt nur seiner Gloire, daß sie ihn den Großen nennen sollen! Fridericus Magnus . . . daß Gott sich erbarme . . . Schaut doch nur um Euch, Herr Vater, in der Nachbarschaft. In jeglichem Dorfe alle Überkompletten bei den Regimentern,

überall fehlt's an fleißigen jungen Händen. Und der Älteste vom Schönborner Kalckreuth gefallen bei Zorndorf, der zweite Knobelsdorff gefallen bei Soor, Gottlieb Winning auf Wellwitz seinen Blessuren erlegen. Heinrich Grünwald lebt als Krüppel bei den Eltern in Steinkirch . . . ach, ich könnt' die Trauerliste noch lang, lang fortsetzen. Frieden soll er uns geben, der König!"

„Du vergißt, meine Tochter, die große Koalition Europens gegen ihn. Wenn er auch wollte, der König, sie lassen nicht ab von ihm."

„So sagt Ihr, Herr Vater. Hättet nur das Lottchen Lasow hören sollen, wie sie am Hof in Berlin reden. Das ist ganz anderes Lied. Da sehnt sich alles nach Frieden. Nicht die Frauen allein, auch die Prinzen sind des ewigen Bataillierens müde, des unnützen Blutvergießens. Aber der Friedrich . . ."

„Beata, ich leid's nicht, daß du despektierlich von Seiner Majestät sprichst!"

Sie schwieg an hundert Schritte weit. Ging mit gesenktem Kopf neben dem Alten her, brach doch wieder los. „Und es ist nicht nur wegen der Leibesgefahr, daß ich den Kaspar nicht lasse. Auch wegen der jungen Seele. Er soll mir nicht ins Armeelager, er soll mir nicht unter die Zelte. Er soll mir nicht zum König. Lernt überall nichts Gutes dorten, nur rohes, ungeschlachtes Wesen, und beim König . . . Herr Vater, erinnert Euch! . . . französisch parlieren und französische Légèreté." —

„Beata! Beata!"

„Muß hinter den Stühlen stehen, wenn sie des Heiligsten spotten —"

„Beata, zügle deine Zunge!“

„Herr Vater ich flehe Sie an.“

„Schweig, meine Tochter —“

Nun waren sie an der ersten Kate angelangt. Weit vor ihnen wand sich der Zug die Dorfstraße hinauf. Kam der Junker zurückgelaufen, mit heißen Wangen, rief: „Herr Großvater, hören Sie, wie es immer noch donnert? Ganz gewiß gewinnt heut der König wieder eine glorreiche Bataille!“ Er schwenkte die Kappe, jubelte: „Vivat Fridericus Rex!“

Da sagte Beata herb: „Auch verlieren kann er die Bataille.“

„Frau Mutter, unser großer König! Ach wie neid' ich's dem Oheim, daß er dabei sein mag!“

Der Alte hatte noch die Rechte an dem Schreiben mit dem Königlichen Insiegel. Mit der Linken klopfte er dem Enkel auf die Schulter. „Lauf du, Strick, und laß dir vom Egid erzählen . . .“

Fort war der Junker. Immer die Kappe schwenkend: „Vivat Fridericus Rex!“

Sprach der Großvater zur Tochter, ganz anders wie bisher, fest und hart: „Wie Seine Majestät befohlen, geht der Kaspar ins Feldlager.“

Selten war der Ton in seiner Stimme so, zumal wenn er zur Witwe seines Ersten redete, die ihm lieb war wie ein eigenes Kind. Aber sie kannte den Ton, wußte, es gab jetzt keinen Widerspruch mehr.

„Vater!“ schluchzte sie. „Warum tun Sie mir das an?“

Da sprach er: „Aus Pflicht, mein Kind! Und weil es

unsere Bestimmung ist, für den König zu leben — oder zu sterben." Und schritt weiter, dem Gutshof zu. Immer die Rechte auf dem Schreiben mit dem Königlichen Insiegel.

* * *

„Vivat! Vivat!" jubelte es am 13. August in aller Morgenfrühe durch die Straßen Berlins. Auf allen Plätzen, an allen Ecken stand, drängte sich das Volk, aus allen Fenstern schauten die Leutchen, die Männer noch von der Nacht her die Zipfelmütze auf dem Kopf, die Frauen mit den weißen Häubchen. Die Straßenjungen johlten, tobten, schlugen Purzelbäume. Alles schob, schreiend und rufend, dem Schlosse zu.

Gestern war ein unheimlicher Tag gewesen. Schlechte Nachrichten: Torgau und Leipzig und Wittenberg sollten von der Reichsarmee besetzt worden sein. Vom geliebten Prinzen Heinrich, der gegen Daun stand, gar keine Kunde. Aber aus Frankfurt, der Oderstadt, waren Flüchtlinge eingetroffen: Die Russen sollten dorten wie die Barbaren hausen. Auch ein unsicheres Gerücht lief um, der König hätte die Oder passieret und griffe den Saltykow an. Bekümmerte Gesichter überall. In der Kaserne der Friedrichstraße gab es einen kleinen Krawall. Da hatten die zurückgebliebenen Soldatenweiber revoltiert, sie wollten ins Feld, zu ihren Männern. Bis der Feldwebel du jour vom Garnisons-Bataillon ihrer vier in die Fiddel stecken ließ, daß sie nicht Hand noch Fuß regen konnten. Das half, da wurden sie stille. Nur

die Kinder lärmten noch um die beiden Kanonen auf dem Kasernenhofe herum. Aber als der Graubart mit der Karbatsche über sie kam, liefen auch sie auseinander.

Ihre Majestät, die Königin, waren schon von Schönhausen in die Stadt gekommen. Man munkelte allerlei, auch daß der Hof flüchten wolle. Doch am Abend waren alle Fenster bei der Prinzessin Amalie erleuchtet gewesen. Die gab wieder eins ihrer Soupers. Sah so gerne Gäste bei sich, die Äbtissin von Quedlinburg, trotzdem der König ihren sehnlichsten Wunsch nicht erfüllte, sie nicht eigenes Geld schlagen ließ. Als ob er das nicht selber täte, und was für Geld! Immer schlechter wurde es, für voll nahm es längst niemand mehr. Dabei stiegen die Preise ins Unbezahlbare. Fleisch war kaum noch zu erschwingen, auch die Bäcker hatten trotz aller Mahnungen aufgeschlagen. Und Handel und Wandel stockte ganz. Schlechte Zeiten — arge Zeiten! Wenn nun gar die Russen kamen: wie soll das werden? Kluge Leute verscharrten ihre bessere Habe in den Kellern. Einzelne rückten ganz aus. In den Tabagien hatten sich's die Spießer am Abend zugeraunt: sogar der Großkanzler Jariges und der alte Graf Podewils waren schon abgereist.

Das war gestern gewesen. Ein trüber, trüber Tag.

Aber heut lächelte die Augustsonne über Berlin, und die zaghaften Herzen waren wieder obenauf. Jeder wußte es für bestimmt, wie ein Lauffeuer ging's durch die Stadt, vom Frankfurter bis zum Potsdamer Tor, und vom Rondell bis zur Mulaksgasse: die Bataille ist gewonnen! Der König hat wieder einen glorreichen Sieg

erfochten! Unser Großer König! Einer erzählte es dem andern: der Postmeister hat in der Nacht eine Stafette erhalten, solle Postillone parat halten zum Einreiten, um Viktoria zu verkünden. Der und jener wußte noch mehr: Tausende von Gefangenen hat der König gemacht, zwei gewaltige Batterien erobert, vierzig, nein hundertvierzig Kanonen! Die Russen seien in voller Flucht. Der Große König! Unser gnädiger siegreicher König! Fridericus Magnus!

Vor dem Schlosse ist ein Gedränge, kaum kann man durchkommen. Wie die Mauern steht das Volk. Mühsam nur bahnen die Equipagen und Sänften sich ihren Weg. Der Kommandant, der alte Rochow, mitten darunter, im Sattel, wettert und flucht. Die hohen Beamten, der Adel wollen keine Stunde versäumen, der Königin aufzuwarten, untertänigst zu gratulieren. Die Messieurs in den goldbordierten Staatsröcken, die gepuderten Perücken auf den ehrwürdigen Schädeln oder den akkuraten Zopf im Nacken; Mesdames in großer Toilette, bauschigen Reifröcken, Medicis um den Hals. Platz da für Seine Exzellenz Minister Graf von Finck! Platz für Frau Gräfin Bees! Für die Generalin von Forcade! Für Seine Hoheit den Markgrafen Heinrich! Für Herrn Baron von Müller! Für Herrn Reichsgrafen von Lehndorff! Für den Marquis d'Argens! Und dazwischen Vivat! Vivat Fridericus Rex! Und wieder dazwischen in ihren weißen Röcken ein Häuflein mürrisch dreinschauender Gefangener, österreichischer Offiziers, die der König erst vor ein paar Tagen seinen lieben Berlinern zur Ergötzung gesandt hat.

Ihre Majestät die Königin, die gutherzige Königin, die sonstens so alleine in Schönhausen leben muß, fast wie eine unschuldig Verbannte — Ihre Majestät sind sehr gnädig. Haben für jeden und jede ein freundliches Wort. Zeigen sich dann und wann dem Volke an einem Fenster im Oberstock und lächeln.

„Majestät sollten nicht so viel lächeln," flüstert der alte Pöllnitz, der sich selbstverständlich auch eingestellt hat, um seine Reverenz zu machen, der maliziöse Hanswurst. „Majestät haben leider recht schlechte Zähne."

Nein, Majestät sollten nicht lächeln . . .

Denn Stunde auf Stunde vergeht, und die Postillone blasen noch immer nicht ihre Fanfaren. Einmal kommt zwar die Nachricht — niemand weiß woher — der Herr von Bülow wäre mit der Siegesnachricht schon in Tasdorf. Es seien ihm Läufer entgegengeschickt worden. Nur ein wenig Geduld noch. Aber es wird elf, es wird zwölf Uhr. Das Volk unten fängt schon an, unruhig zu werden.

Doch Ihre Majestät lächeln —

Um ein Uhr befiehlt die Königin das Diner. Man muß doch speisen.

Heute ist alles konfuse. Graf Lehndorff, diensttuender Kammerherr, hat seine Mühe, den Vortritt zu ordnen. Die Gäste quirlen durcheinander wie eine Herde aufgescheuchter Gänse. Lottchen Lasow, Hoffräulein Ihrer Majestät, weigert sich, dem alten Pöllnitz den Arm zu reichen, steht plötzlich neben dem jungen Franzosen, dem Marquis de Fraigne, dem Windbeutel, in der tiefen Fensternische.

Es wird in den Brandenburgischen Kammern diniert.

Aber mit einem Male erscheint, wie ein Gespenst, ein Leibjäger des Königs in der Tür, mit beschmutzter Livree und verstörtem Gesicht. Er kommt vom Schlachtfeld. Doch es scheint, er ist vor der Entscheidung geflohen. Er stottert, er schweigt, sieht mit großen, entgeisterten Augen auf die Königin. Nichts Bestimmtes ist aus ihm herauszubekommen, so lähmt ihm der Schreck die Zunge. Nur das eine: es steht schlecht —

Man wird dennoch zur Tafel gehen. Man muß doch speisen.

Freilich, man würgt an den Bissen. Nur das Lottchen Lasow, das sich richtig den Marquis de Fraigne erobert hat, plaudert ununterbrochen mit ihrer losen Zunge. Bis sie mit einem Male verstummt. Ihr ist plötzlich eingefallen, ob wohl ihr Bräutigam die Bataille heil überstanden hat? Eine Weile sitzt sie stumm, horcht nur mit halbem Ohr auf die Galanterien ihres Nachbars. Dann kommt das Lächeln wieder in ihr hübsches Gesicht. Die Grübchen auf der linken Wange, die eine kleine schwarze Mouche noch besonders hervorhebt, vertiefen sich. Scharmant sieht sie aus. Der Franzose flüstert immer leiser, dicht an ihrem rosigen Ohr, hinter dem die einzelne lange, dunkelbraune Locke — ‚Confident‘ erzählt er, nennt man sie in Versailles — tief auf den weißen Nacken herabfällt. Ach . . . Versailles. Nur in Versailles weiß man Frauenschönheit recht zu würdigen.

Und er raunt ihr im Rhythmus das Verslein zu, aus der ‚Belle au jardin d'amour‘ —

‚Peut-on être auprès du rosier
Sans en pouvoir cueillir la rose?
Cueillissez-la si vous voulez,
Car c'est pour vous qu'elle est éclose.'

Sie schüttelt zwar abwehrend das Köpfchen, aber sie lauscht desto eifriger.

Endlich erhebt sich die Königin. Die Minister von Hertzberg und Graf Finck lassen sich melden. Ihre Majestät rauscht hinaus, kommt bald zurück, leichenblaß unter der Schminke. Es ist ein Schreiben von dem König eingetroffen. Alles verloren. Man soll sich in Sicherheit bringen. Die Minister raten: nach Magdeburg.

Die Wagen! Die Wagen!

Alles stiebt auseinander. Ihre Majestät ruft nach ihren Damen, gibt Order, widerruft sie, trifft neue Anordnungen, was mitzunehmen ist. In Hast und Eile werden die Koffer und Reisesäcke gepackt. Man muß noch nach Schönhausen hinaussenden, das nötigste holen lassen. „Daß man die Commerce-Karten nicht vergißt. Ihre Majestät wollen doch ihr petit jeu haben.“ Und daß die Köche vorsorgen. Die Stunden rinnen, die kostbaren Stunden. Wer weiß es: vielleicht rücken am Abend schon die Russen ein!

Allmählich fahren unten die Wagen an, große Kaleschen mit riesigen Glasfenstern, Galawagen in hohen Federn hängend, Fourgons, Halbchaisen, Gepäckwagen allerart, vom Gouvernement schleunigst in der Stadt requiriert.

Um acht Uhr sollte abgefahren werden. Aber Ihre

Majestät und die Prinzessin Amalia mußten schnell noch ein weniges kaltes Geflügel zu sich nehmen.

Der größere Teil der Hofgesellschaft stand inzwischen wartend unten im Schloßhof. Der und jene hatten noch dies und jenes vergessen, riefen nach den Domestiken. Es war viel Hin- und Hergerenne. Graf Lehndorff dozierte über die vorsichtige, weitsichtige, einzig wahre Kriegskunst seines Spezialgönners, des Prinzen Heinrich, hatte den Stockknopf wichtig an den Lippen, jammerte über den schrecklichen Zustand seiner ostpreußischen Güter, die von den Russen verwüstet seien, grad' so schlimm wie das schöne Tamsel der armen Frau von Wreech. Der habe freilich Seine Majestät in angenehmer Erinnerung an holde Jugendfreundschaft — man weiß ja, damals in Küstrin — aus der gröbsten Bredouille herausgeholfen. Wer aber hilft uns? Die Armee vernichtet — kann da der bloße Name des Großen Friedrich uns retten? Der Obersüßholzraspler dämpft seine Stimme. Seine Majestät . . . wenn Seiner Majestät ein Unheil zustieße?! Der Prinz von Preußen, der Thronfolger, ist noch so jung. ‚Und übrigens, wissen Sie,' — mit noch gedämpfterer Stimme — ‚Königliche Hoheit sind rettungslos in die Komtesse Keyserlingk verliebt . . .'

Lottchen Lasow kichert. Aber neben ihr steht die greise Gräfin Camas, Mama Camas, wie Majestät sie nennen, fröstelt trotz des lauen Abends und weint bitterlich.

Endlich gegen neun Uhr erscheint die Königin. Der endlose Zug setzt sich in Bewegung, durch die immer noch harrende Menge, die murrt und schimpft. Ja, die hohen

Herrschaften, die können sich in Sicherheit bringen! Über uns kommen die Moskowiter! So geht's in der Welt!

Um elf Uhr ist man mit dem Gefühl der Sicherheit in den Wällen von Spandau. Ihre Majestät haben befohlen, daß ein kurzer Aufenthalt genommen wird. Der biedere Herr von Kottwitz hat Koffee bereit halten lassen. Vorzüglichen Koffee.

Dann soll es weiter gehen. Gen Rathenow.

Aber als man wieder einsteigen will, gibt's eine Mordskonfusion. Die Equipagen sind durcheinander gekommen. Niemand findet beim unsicheren Schein der Windlichter seinen Platz.

Mancher will ihn vielleicht auch nicht finden. Lottchen Lasow trippelt in ihren hohen Stöckelschuhen auf dem schlechten Pflaster an der langen Wagenreihe entlang. Um des Himmels willen, nur nicht wieder mit dem langweiligen Lehndorff und der süßen Tettau zusammen! Irgendein anderes Plätzchen muß sich doch finden. Hier guckt sie und dorten in die geöffneten Schläge. Alles ist überfüllt. Hier und dort winkt man ihr. Nein — Nein! Schon hat sich die große Galakutsche der Königin in Bewegung gesetzt, die Wagenreihe beginnt sich zu lichten. Die Lakaien löschen die Windlichter aus, schwingen sich neben die Kutscher, sitzen hinten auf. Eine abominable Dunkelheit. Nur ein paar Soldaten leuchten noch mit ihren qualmenden Fackeln.

Da — endlich — eine Halbchaise. Und es beugt sich jemand heraus: „Mademoiselle . . . Mademoiselle de Lasow!" Oh, wie komisch er den Namen radebrecht.

Sie zögert doch, rümpft das feine Näschen. „Mar-

quis, eine halboffene Chaise. Es wird kalt in der Nacht."

Er lacht. „Wir haben gute Couvertüren."

„Es darf nicht sein, Marquis —"

„Ich beschwöre Sie, Mademoiselle! Unter meinem Schutz! Parole d'honneur! Und die Nacht ist dunkel. Auf der nächsten Station tauschen Sie den Platz."

Sie sieht sich um. Wirklich, sie hat keine Wahl. Ungeduldig scharren die Gäule. Die Halbchaise ist fast die letzte im Zuge, dahinter folgen nur noch Gepäckwagen.

Mit einem plötzlichen Entschluß rafft sie zierlich den Rock, setzt das Füßchen auf den Schlag. Er faßt sie um die Wespentaille, hebt sie wie eine Feder neben sich, legt ihr seinen Seidenmantel fast zärtlich um die Schultern. Mon Dieu — es fröstelt wirklich, das süße Ding, fast wie Mama Camas vorhin fröstelte. So fahren sie in die dunkle Nacht hinaus. Auf Rathenow zu.

‚Peut-on être auprès du rosier
Sans en pouvoir cueillir la rose?
Cueillissez-la si vous voulez,
Car c'est pour vous qu'elle est éclose . . .'

* * *

Drei Tage war's nach der Unglücksschlacht bei Kunersdorf, da zuckelte im langsamsten Schritt ein Leiterwagen auf dem Sandweg nach Topper. Vorn saß neben dem alten Leichholzer Kutscher, der sonst nur die Herrschaftspferde fuhr, ein Musketier in arg mitgenommener Montierung, anstatt des Hutes eine blaue Zipfelmütze auf dem Schädel. Im Wagen aber lag langausgestreckt

auf Stroh und ein paar Bettstücken der Stabskapitän Zabeltitz vom Regiment Zastrow. Dann und wann drehte sich der Soldat um, obschon ihn jede Bewegung zu schmerzen schien. Mußte doch nach seinem Offizier sehen. Schlimm genug stand's. Schlimmer, als es zuerst den Anschein gehabt hatte, am Morgen nach der Schlacht. Da hatte zwar der Herr Cothenius, Leibmedikus Seiner Majestät, auch den Kopf geschüttelt; dann aber doch estimiert, daß der Herr Stabskapitän vorsichtig transportiert werden dürfte. Wohl zum dritten Mal mußte der Marzanke das dem alten Leichholzer Herrenkutscher erzählen: wie sie abseits der großen Straße, der verflixten Russen wegen, erst nach Matschdorf gefahren, den nächsten Tag nach Groß-Gandern, darauf nach Leichholz. Ein Glück noch, daß er, der Marzanke, all die versteckten Waldwege so gut gekannt hätte und daß sie überall treue Seelen getroffen, die weiterhalfen. In Leichholz natürlich, bei der gnädigen Herrschaft, da war's am besten. Wär' vielleicht am allerbesten gewesen, so der Herr Stabskapitän dorten in guter Pflege geblieben. Aber der hatte immer, immer nach Topper verlangt. Ja, und seit gestern war nun das Fieber dazugekommen. Kein Wunder freilich, wo der Verband schon den dritten Tag lag . . .

Der alte Kruse schüttelte den Kopf dazu. Das waren Zeitläufte, Gott soll sich erbarmen. In Leichholz hatten die Russen auch gehaust wie die Heiden. Die Kosaken oder Kalmücken oder wie das Volk hieß. Die gnädige Herrschaft freilich, die wäre noch so mit 'nem blauen Aug' davongekommen. Das machte nämlich, weil der gnädige

Herr doch ehedem österreichischer — östreichscher, sprach's der Kruse aus — Rittmeister gewesen, in jungen Jahren. Hatte sich die alte Uniform angezogen. Und die Östreichschen zögen doch mit den Reußen einen Strang. Mordsklug von dem gnädigen Herrn — das —. Und überhaupt, wer konnt' es wissen, am Ende wurden wir alle noch österreichisch oder gar reußisch. Denn mit dem König — nach der Schlacht — nämlich —. Und er spuckte kunstreich aus, grade zwischen den beiden Pferdeschwänzen hindurch.

Darauf begehrte der Marzanke auf. Solch dummes Zeug verbitt' er sich. Österreichisch oder reußisch! Da müßte denn doch noch viel Wasser die Oder herunterlaufen; soviel Wasser, wie's überhaupt nicht gibt. Und nach der Schlacht?! Der Fritz habe schon andere Bataillen verloren, sei immer wiederum obenauf gekommen. Das wär' nun mal nicht anders: mal siege der und mal der, wer aber zuletzt siege, darauf käme es an. Und das ist unser König. So wahr ein Gott im Himmel. Ins Halseisen stecken oder krumm schließen müsse man jeden Hundsfott, der daran zweifle. „Und siehst du, Kruse, als wir vom Reitwein abkutschierten, da hatte Vater Fritz schon wieder eine ganze Armee um sich. Soll mich der Deubel bei lebendigem Leibe holen: ein paar Wochen, und die Reußen und die Österreicher haben feste Dresche gekriegt —"

Dann sah er sich wieder nach seinem Offizier um. Wälzte sich in den Kissen, der Herr Stabskapitän, die Hände im Stroh verballt, das Gesicht dunkelrot, die Augen groß offen. Aber sie starrten und glitzerten, als

ob gar kein Verstand mehr dahinter. Heut morgen hatte der Kapitän ihn, den Marzanke, noch erkannt, jetzo war das auch vorbei.

Wenn man nur erst in Topper wäre! Der Weg zog sich und zog sich; mal ein Stück Kuscheln, mal eine Strecke Heide, mal ein Stoppelfeld.

Dann, endlich, tauchte doch der hölzerne Kirchturm auf. Der wohlbekannte. Seit zwei Jahren hatte der Bursch ihn nicht gesehen. Fast hätte er aufgejubelt. Dachte zum ersten Male auch an Vater und Mutter und was die für Gesichter machen würden —

Um die letzte Ecke bog der Wagen. Das war nun schon Topperscher Grund. Der Landwirtssohn erwachte in dem Soldaten. Sie waren noch zurück mit der Ernte, und dabei arbeiteten sie nicht. Drüben lagen die Garben schon gemäht auf dem Felde, aber kein Wagen war zu sehen. Heute, wo die Sonne stach. Wo steckten sie denn nur?

Da, endlich, stand die lange Latte, der Verworrner, mit Frau und Kind; der Alte dengelte grade, starrte dann aber mit großen, blöden Augen auf den Wagen, ließ die Sense fallen, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, lief querbeetein bis an den Weg. „Herrjemine . . . Gottlieb Marzanke . . .“

„Tag, Verworrner! Ja freilich . . . ich bin's. Blessiert, daß du's weißt. Bring' den Herrn Stabskapitän —“

„Herrjemine! Herrjemine! Ist's denn schlimm?“ Der Verworrner trabt neben dem Wagen her. Anhalten tat der Herrschaftskutscher wegen solch lumpigen Kätners nicht.

„Schlimm? Guck' ihn dir an ... den armen Herrn ..."

„Herrjemine! Herrjemine! Unser Gnädiger und die junge gnädige Frau ..."

„Sind doch gut zuwege? Vater und Mutter auch?"

„Ja doch, Marzanke. Die wer'n sich mal freuen —"

„Sag' mal, Verworrner, was faulenzt ihr denn so? Warum fahrt ihr nicht ein?"

Der Alte hatte sein trockenes Bauernlachen. „Fahr du mal ein, wo die Russen im ganzen Dorf man bloß vier Gäule und sechs Ochsen gelassen haben."

„Die verdammten Kerle."

„Mit Handkarren müssen wir's schaffen. Herrjemine, darüber verfault uns das Korn auf dem Felde. Aberst wenn se man nich wiederkommen, die Kanalljen! Du, Marzanke, ist's denn wahr, hat der König 'ne Schlacht verloren?"

„Nu ja ... schon ... freilich. Aberst er wird ihnen davor doppelt das Fell versohlen. Verstehst du —"

„Herrjemine ... Herrjemine ..."

Dem Alten war die Puste ausgegangen. Mußte stehen bleiben, sich verschnaufen. Derweilen fuhr der Kruse langsam weiter, schnippste mit der Peitsche eine Fliege vom Ohr des einen Gauls. Arg trieben's die Fliegen heut.

Rückwärts klang noch ein paarmal das ‚Herrjemine! Herrjemine!' Und dann waren sie schon in der Dorfstraße. Ein paar Gören johlten auf; der Schulmeister, Balthasar Schmidt, stand vor seinem Häuschen, schaute verwundert und zog devot das Käppchen. Beinahe hatte Marzanke gelacht: also der erkannte ihn nicht

und hatte ihm doch so manchmal die Buxen stramm gezogen —

Jetzt bog der Wagen durch das Hoftor ein zum Schloßhof. Und da saß der Greis, der Junker Egid, auf seinem Bänklein und sonnte sich. Hatte den blanken Schädel tief gesenkt, machte wohl ein Schläfchen.

Wirklich, er schlief ganz fest. Der Wagen hielt, Kruse knallte mit der Peitsche. Der Junker Egid merkte es nicht. Es kam auch sonst keiner. So daß Marzanke mühsam genug, denn der Arm schmerzte doch höllisch, herunterkletterte, zum Junker Egid hinüberging: „Mit Verlaub, Herr Junker . . .“

Fuhr der auf, rieb sich die Augen, stand schwer auf — und hatte dann doch die Sache gleich erfaßt. Nämlich daß da ein Blessierter im Stroh auf dem Wagen lag und Hilfe brauchte. Zog also erst bedächtig die große Schelle neben der Tür, fragte: „Wo kommt Er her?“

„Von Kunersdorf, gnädiger Herr Junker.“

„Wen hat Er denn da?“

„Den Herrn Stabskapitän . . .“

Da schrie der Egid auf und lief vorwärts. Aber zugleich gellte ein anderer Schrei, und aus der Haustür stürzte Frau Beate auf den Wagen zu.

Es war nur ein einziger Schrei, der von ihren Lippen kam. Dann stand sie am Wagen, klammerte sich mit beiden Händen an die Leitersprossen, als müsse sie sich festhalten, flüsterte herzbrechend: „Christian . . . lieber Schwager . . . Allmächtiger Gott . . .“ und die Tränen schossen ihr aus den Augen.

Der Blessierte erkannte sie nicht und nicht das Vater-

Haus. Lag da, wälzte sich zur Seite, vielleicht weil ihm die Sonne hart ins Gesicht stach, krampfte mit den Händen ins Stroh, hatte ein unverständliches Lallen.

Allmächtiger, guter Gott —

Die Kniee zitterten ihr unter dem Leibe. Doch sie zwang sich, faßte sich. Nur nicht schwach sein jetzt. Stark sein — helfen — helfen — Ein Knecht war hinzugelaufen, auch ein paar Mägde. Sie ordnete an, griff mit an. Die Leiter herunter, die große Decke aus dem Haus, nein, der feste, selbstgewirkte Teppich. „Da legen wir den Christian hinauf, Onkel Egid. So tragen wir ihn hinein. Vorsichtig, daß wir ihm nicht weh tun . . ."

Der Greis nickte. Wie ein Tragekind hob er den Blessierten vom Wagen, ganz allein. Einmal schlug der wild um sich. Da bog ihm Egid sanft den Arm, hielt ihn fest. Murmelte dabei ein seltsames Sprüchlein zwischen den zahnlosen Kiefern. Wußte selbst nicht, woher er's hatte. Es paßte auch nicht recht, und paßte doch wieder. „Leichter träget, was er träget, wer Geduld zur Bürde leget."

So trugen sie den Herrn Stabskapitän ins Haus hinein. Als sie im kühlen Flur standen, fragte die eine Magd leise: „Gnädige, hinauf in des Junkers Stube?"

Einen Augenblick hat Frau Beate doch gezögert. Dann war es, als ob sie sich dessen schämte und der leichten Röte, die ihr ins Gesicht stieg. Sie riß hastig die Tür auf zu ihrem eigenen Zimmer zur ebenen Erde. Und sie wies drinnen auf ihr eigenes Bett. Ohne ein Wort zu sprechen. Und wortlos half sie dem Siechen die Kleider vom Leibe schneiden, schob die Kissen zurecht, ging, ihm ein kühles Tränklein zu holen. Nur einmal zitterte ihre

Hand: als sie das Hemd von der Schulter lösen mußte und sah, wie blutiger Eiter durch den Verband gedrungen war —

... wenn auch er sterben mußte ... Christian ...

* *
*

Dem Vater hatte sie einen Boten nach dem Vorwerk nachgeschickt. Es währte eine Stunde oder darüber, ehe er heimkam, mit dem Kaspar an der Hand. Sie waren sehr gelaufen, atmeten schwer, der Alte und der Junge.

Egid saß schon wieder vor der Tür in der Sonne. Wollte dem Vetter berichten. Doch der winkte nur mit der Hand. Sprach auch kein Wort, als er ins Gemach der Tochter trat, wo sie am Bette saß, neben sich einen Zuber mit Wasser, um die Umschläge, die sie in ihrer Herzensnot selber verordnet, immer wieder erneuern zu können.

Er nahm nun ihren Platz ein, immer schweigend, und sie fühlte, daß er allein sein wollte mit dem Sohne.

Lange, lange saß er da, strich dann und wann über des Blessierten glühende Stirn, streichelte sanft die heißen Hände, die das Fieber rastlos greifen und greifen ließ, bald in die Decke, bald ins Leere.

Keine Träne hatte der Vater in seinem Schmerz. Aber neben dem Schmerz bohrte eine ingrimmige Wut in ihm: das war nun der zweite Sohn, den ihm der Krieg nahm. Den er als Blutsold dem König zahlen mußte! Sollte, wollte denn das kein Ende nehmen? Die Wut fraß in ihm: auf den männermordenden Krieg,

auf die Feinde, auf die tückische Kugel, auf . . . ja . . . auf des Königs Majestät! Eine Wut, daß er mit den Zähnen knirschte.

In jeder Schlacht, für jeden Sieg waren Tausende gefallen. Und meine Kinder, meine Söhne! Erst der Älteste . . . um den die Beate weinte, dessen Sohn aufgewachsen ist, ohne den Vater zu kennen! Jetzt hier der andere . . . siech . . . hoffnungslos . . .

Lange, lange saß er so. Sah auf den Christian, auf die fieberglitzernden Augen, auf die rastlos hastenden Hände, horchte auf das Schmerzensstöhnen, griff in den Zuber, legte neue Leinwand auf die zerschmetterte Schulter, starrte die Wände an, knirschte wieder mit den Zähnen —

Dann pochte es leise an die Tür. Er ging zu öffnen. Beate stand im Flur. Und der Pastor.

Ehrenpüttner wollte ein paar gute Worte sagen. Aber der Gestrenge winkte ab. „Gehet nur hinein!“ sagte er, und es klang eigen tonlos und mürrisch. „Hast du nach Sternberg geschickt zum Medikus, Beate?“

„Gleich, Herr Vater.“

„Der Barsatius ist zwar ein Esel. Aber was hilft's —“

„Herr Vater, drüben ist der Tisch gedeckt.“

„Laß nur —“

So ging er hinaus in den Garten, ohne Mütze, und ging dort, wohl eine Stunde oder länger, immer im Kreise herum zwischen den Blumenbeeten. In tiefen Gedanken. Bis er mit einem Male merkte, daß es dämmerte.

Da holte er sich Mütze und Stock aus dem Hause und

schritt langsam hinüber nach dem Leutehof. Den jungen Marzanke hatten sie ins Bett gepackt; bis an den Hals lag er in den schweren Federn und schwitzte. Vater und Mutter hockten neben ihm. An dem Herde brannte der Kienspan.

Als aber der Gestrenge in die Stube trat, die so niedrig war, daß er sich bücken mußte, wollte der Musketier sich aufrichten. Sah auch ganz kregel aus und hatte noch Leinöl um den Mund. Es roch nach gebratenen Erdtoffeln.

„Muß doch nach dir sehen. So . . . ja . . . geht mal 'raus. Ich will mit dem Gottlieb sprechen."

Sie gingen. Der Gestrenge stellte sich breitbeinig vor das Bett. „Also — wie war's?" fragte er kurz. Wollte langes und breites erzählen, der Gottlieb Marzanke, von der Fahrt durch die Wälder und wie sie den Moskowitern entkommen. Aber der Gestrenge schnitt ihm den Faden entzwei: „Von der Schlacht sollst du erzählen, mein Sohn. Ab ovo — wollt sagen, wie Ihr hineingekommen und was sich alles zugetragen, bis der Stabskapitän verwundet. Alles, haarklein. Hast du verstanden?"

Der Gottlieb wischte sich mit der Zungenspitze den letzten Rest Leinöl aus den Mundwinkeln und begann breit und lang zu berichten, nach seiner Art, wie sie vom Lager aus auf das Schlachtfeld marschiert und am Morgen gelegen und gewartet, immer schon im Kanonenfeuer, und daß sie trotzdem guter Dinge und recht siegessicher gewesen. Grad auch der Herr Stabskapitän. Der hätte gelacht vor der Front. „Bursche, heut gibt's einen schönen Tanz, und morgen zahlt euch der König ein Extra-

douceur, und ihr kriegt feines Quartier in Frankfurt. Ihr wißt doch, in Frankfurt hat's schöne Mädels!" Ja ... und dann sei der Tanz losgegangen ...

„Weiter!" drängte der Gestrenge, stellt das Rohr in die Ecke und sitzt plötzlich da, wo vorhin der Vater gesessen.

„Zu Befehl, gnädiger Herr. Also zuerst ging alles ganz gut. Wir sind vorwärts gekommen, schnurgerade wie auf dem Exerzierplatz, und unsere Pelotons haben gefeuert, daß es nur so eine Art war. Hatten freilich schon arge Lücken, schlossen aber immer gleich rechts und links zusammen. Balde ist der Obrist von Steinwehr von einer Kanonenkugel niedergerissen worden, hat noch einmal gerufen: ‚Seid brav, Bursche!' Darauf ist der Major von Ingersleben, so das Kommando übernommen, schwer blessiert worden, daß sie ihn forttragen mußten, und nicht lange darauf der Herr Kapitän von Thadden und der Herr Premierleutnant von Aschersleben. Viele andere von den Herrn Offiziers auch, ich nenn' nur, was ich selber gesehn mit eigenen Augen. Es hieß aber immer: Vorwärts — Vorwärts! Einen großen Berg 'runter, einen Berg 'rauf, und da schossen sie mit Kartätschen auf uns. Hieß aber immer wieder: Rechts heran! Vorwärts, Bursche! — und der Herr Stabskapitän schwenkte den Degen. Drauf, Bursche! Drauf! Ja ... und mit einem Male waren wir oben, und da dachten wir schonst, jetzt haben wir gewonnen. Nämlich, die Russen zogen in wilden Haufen ab. Wir verschnauften also ein weniges. Hatten noch einen Schluck in der Flasche, der tat gut. Schwitzten ja durch

die ganze Montierung durch, und der Staub und der Pulverdampf —"

„Weiter, Gottlieb!"

„Zu Befehl, gnädiger Herr. Also wie wir da dachten, jetzo ist's am End, und der König könnt' Viktoria schießen lassen, da kamen sie mit 'nem Mal über uns. Ganze Bataillons, von vorn und von der Seite, brüllten wie die Wilden ... ja ... und der Herr Stabskapitän sprang vor, hatte die Fahne in der Hand, schrie: ‚Feststehen, Bursche! Feuern!' Darauf ging alles drunter und drüber, mit Erlaubnis zu vermelden. Ich seh' noch im Pulverrauch den Herrn Stabskapitän, und dann fiel er hin, wie ein Baum. Und da kriegt' ich auch die Kugel, hier, im linken Arm. Ist aber nicht arg schlimm, nur ins Fleisch ..."

„Also, Gottlieb, du hast es selber gesehen: mit der Fahne in der Hand sind der Herr Stabskapitän blessiert worden?" hat der Gestrenge eindringlich gefragt, und seine Augen glänzten dabei.

„Zu Befehl, gnädiger Herr. Hatte die Fahne ganz hoch, und dann fiel er mit 'nem Male, wie ein Baum."

„Weiter! Erzähl' du weiter!"

„Zu Befehl, gnädiger Herr. Ich hab' drauf eine ganze Weile gelegen. Weiß selber nicht, muß wohl nicht recht bei Besinne gewesen sein. Sind auch über mir weggelaufen, Infanterie und Kavallerie, daß ich ein paar feste Brüschen hinten am Kopf hatte, von Fußtritten oder Hufschlag. Wie ich drauf wieder bei Besinne gekommen bin, hab' ich mir aufgerappelt, und da hab' ich gedacht, mußt doch mal nach dem Herrn Stabskapitän

suchen. Nämlich, es ist nu ziemlich stille gewest dorten, wo ich war, bloß die Blessierten schrien, und ein paar Kalmücken schwärmten herum, raubten die Toten aus und so. Aber wie ich so an der Erde entlang krieche, da hab' ich den Herrn Stabskapitän gefunden. Er war ein Stück abwärts gerollt und lag grad in einem Loch. War auch ganz bei Verstande. Ich sollt' ihn liegen lassen, mit ihm wär's doch am Ende, hat er gesagt, und mich fortmachen. Aber ich hab' ihn zurechtgerichtet, so gut ich gekonnt, und dann sind wir liegen geblieben, bis es ganz dunkel geworden . . ."

„Hat denn der Herr Stabskapitän noch was zu dir gesagt, Gottlieb?"

„Zu Befehl, gnädiger Herr, daß ich, so ich heil fortkäme, das gnädige Fräulein aus Leichholz schönstens von ihm grüßen sollte . . ."

„Sonst nichts, Gottlieb? Sonster nichts? Gar nichts?"

Der Marzanke kraute sich im zerzausten Haar. „Weiß wirklich und wahrhaftig nicht, gnädiger Herr. Wird wohl noch mancherlei gesagt haben. Ja doch: Mein Lottchen, mein Lottchen! Und drauf wohl auch einiges wie: Unser armer großer König! Ja richtig, und hat mir befohlen, wenn es aus mit ihm wäre, sollt' ich von ihm die Geldtasche nehmen und dem gnädigen Herrn schicken . . ."

„Sonst gar nichts, Gottlieb?"

„Doch — richtig! Ein paar Male hat er Topper gesagt. Topper."

Der alte Herr atmete schwer auf.

Eine Weile schwieg er. Sah auf den Kienspan und das glimmende Herdfeuer. Hatte den Kopf dabei in beide Hände gestützt, die Kappe ganz in den Nacken geschoben.

„Wie seid Ihr denn weiter fortgekommen?“ fragte er endlich.

So erzählte der Marzanke, daß sie bis in die Nacht gewartet und dann sich in das Dickicht gerettet und daß der Herr Stabskapitän da noch einen Trupp Flüchtlinge gesammelt, und wie sie am Morgen nach einem Dorf gekommen und daß sie dorten auf den König getroffen. —

Hoch auf horchte der Gestrenge. „Wie sahen denn Seine Majestät aus?“

Der Gottlieb verwunderte sich. Wie der König ausgeschaut? „Ja ... der Fritz ... er hat seinen alten Rock angehabt, und da war wohl keine Bürste dran gewesen. Dreckig sah er aus ...“

„Ich meine: im Angesicht?“

„Zu Befehl, gnädiger Herr. Ich weiß nicht recht. Wie ein alter Mann. Oder vielleicht, daß er nicht viel Schlaf gehabt hat ...“

„Und war gnädig?“

„Jawohl, war er. Ist gleich auf den Herrn Stabskapitän zugekommen, hat gefragt, und dann hat er den Herrn Leibmedikus, den Mosjö Cothenius, beordert, der hat den Herrn Kapitän verbinden müssen. Hat mich auch versorgt ...“

„Weiter, Gottlieb ...“

„Ja, und wir sind drauf noch bis zur Oder gekommen. Da haben wir am Fährhaus etwas Brot gekriegt.

Und da war der König wieder da, mit vielen Generalen, und da hat er einen Wagen für uns geschafft und dabei gestanden, wie der Herr Kapitän verladen wurde. Ja . . . richtig . . . und da hat er auch noch gesagt: ‚Meine Empfehlung an den Herrn Vater' . . . oder so . . . und alles würd' wieder besser werden."

Reckte sich der Gestrenge, saß nun ganz aufrecht, und in seine Augen kam ein Leuchten.

„So — so," sagt er und weiter nichts.

Stand dann auf, trat an den Kienspan, kramte in seiner Tasche, zog eine Handvoll Silbermünzen heraus, suchte darunter, bis er einen harten Taler fand, einen noch aus den guten Jahren, einen vollwichtigen. Besah sich eine Weile im Sinnen bei dem flackernden Licht das Bildnis Seiner Majestät, kam zurück zum Bette und legte den Taler dem Gottlieb Marzanke auf die Decke.

„Da — nimm Er. Bist ein braver Bursch!" Merkwürdig weich klang die Stimme, und der Marzanke sah mit Erstaunen, konnt' es gar nicht recht glauben: in den Augen war etwas Nasses. Mochte wohl sein, daß der Kien beizte.

„Ich werd' ihm auch den Medikus schicken. Und eine Bouteille Ungar zur Stärkung. Etliche haben die Russen wohl noch im Keller gelassen. Daß du uns balde wieder heil wirst . . . ja . . . der König braucht seine Bursche! Nacht' auch, Gottlieb!"

Und hinaus war er, ohne einen Dank abzuwarten.

* * *

Es wollte und wollte nicht besser werden mit dem Herrn Stabskapitän.

In der Nacht nach seinem Eintreffen war richtig auf seinem dicken Schimmel der Barsatius aus Sternberg gekommen, hatte sein klügstes Gesicht aufgesteckt, stark mit lateinischen Brocken um sich geworfen, mit der Sonde in der Wunde herumgewühlt, daß der Patient mitten im Fieber vor Schmerzen aufschrie, hatte ein Pflaster ordiniert und zwei Medizinen, abwechselnd einzunehmen. Darauf hatte er als Frühtrunk eine ganze Flasche Pontac getrunken und war scheinbar befriedigt von dannen geritten.

Es wurde aber nicht besser. Nur, daß die Kräfte des Blessierten sichtbar verfielen und er manche Stunde wie ein Toter lag, in tiefster Erschöpfung.

Darauf hat der Vater, der zu dem Barsatius nimmer Vertrauen gehabt und ihn immer schon einen Viehdoktor genannt, in seiner Verzweiflung den Informator und den alten Marzanke nach Frankfurt geschickt; beide, denn einem traute er die Sache nicht zu. Sie sollten und mußten, ob Russen oder nicht an der Oder, hineinkommen, eventualiter sich beim Höchstkommandierenden melden, sintemal solch General doch meist kein Unmensch ist. Und dann sollten sie, koste es, was es wolle, den großen Chirurgen, Herrn Leopold Porten, so an der dortigen Universität in der medizinischen Fakultät die erste Geige spielte, nach Topper schaffen.

Ist auch wirklich gekommen, ein kleines zierliches Männchen mit einer Riesenperücke, hat wieder mit der Sonde gearbeitet, die Blessur stark mit lapis infernalis

touchiert, hat ein sehr bedenkliches Gesicht gemacht, die Achseln ganz hochgezogen und, im Vertrauen, zu Frau Beata geäußert: daß er wenig Hoffnung geben könnte, wennschon der Herr Offizier von natura ein Riese und gutes Blut hätte.

Darauf hat das kleine Männchen mit dem Gestrengen zu Tisch gesessen und zwei Flaschen Pontac getrunken und immer nur von den Greueln erzählt, so die Russen in Frankfurt begangen, wennschon der General Saltykow Exzellenz ein ganz aimabler Herr wäre, der auch die Gelehrsamkeit zu estimieren wisse. Und daß der König Friedrich nun schon wieder mit einem recht ansehnlichen Corps d'Armée bei Fürstenwalde stünde und daß von allerlei Differenzen verlautbare zwischen den russischen und österreichischen Generalen, woraus zu schließen, daß sie nicht auf Berlin vorrückten, daß vielmehr die Russen wahrscheinlich balde abziehen würden. Das walte Gott!

„Das walte Gott," hat auch der Gestrenge aus tiefstem Herzensgrunde gesagt und sodann nach seiner Schuldigkeit gefragt. Was das lederne Geldsäckchen im Schreibtisch wieder arg leichter gemacht.

Der alte Herr ist in diesen Tagen herumgegangen wie einer, der mit sich selber nicht fertig werden kann. In das Krankengemach hat er sich kaum hineingetraut. Alle Sorge lag auf der Schwiegertochter. Tag und Nacht ist Frau Beata kaum von des Blessierten Bette gewichen. Grad, daß sie dann und wann ein paar Worte mit ihrem Sohn gewechselt, wenn der Junker leise an der Tür kratzte: „Wie geht's, Frau Mutter?"

Du lieber Gott, was sollte sie antworten? Keinem, keinem konnte sie sagen, wie ihr Herz zitterte und bangte. Ihrem lieben Jungen am wenigsten. Am ehesten noch Ehrenpüttner, der alle Tage mit gutem Zuspruch kam. Vor ihm hat sie sich manchmal still ausgeweint, manchmal aber auch leidenschaftlich die Hände gerungen. „Warum gibt es so viel Trübsal in der Welt?“ Und hat ihn sonder Verständnis angesehen, mit leeren Augen, wenn er entgegnet: „Unser Herrgott weiß, wozu es uns frommt.“

Dann ist eines Tages der Leichholzer vorgefahren, in seiner Halbchaise, und hat auf dem Bock seinen alten Schäfer Burdrian mitgebracht. Sie wußten es alle, der Lasow glaubte nicht an Gott und nicht an den Teufel, aber daß sein Schäfer mehr könne als andere, das glaubte er. Frau Beata wollte den schmutzigen Kerl, der Sommer und Winter in demselben Pelz steckte, nicht hereinlassen. Der Herr Vater sah sie aber so flehend an — so als wie: nimm nicht meine letzte Hoffnung — daß sie beiseite trat.

Der alte Kerl hat lange am Bett gesessen, hat sich die Blessur ganz scharf angeschaut, ist dann in den Garten gegangen und hat Weidengerten geschnitten, sich frisches Leinen geben lassen und den ganzen Arm fest an die Brust gebunden. Alles mit seinen groben Händen, ohne daß es dem Patienten, der sonst bei jeder Berührung aufstöhnte, sonderliche Schmerzen bereitete. Darauf hat er sich seinen Kräutersack von der Chaise geholt und in der Küche einen Saft dick eingekocht; davon sollte der Herr Kapitän alle zwei Stunden einen Eßlöffel bekom-

men. Und dann hat er sich ganz tief über das Bett gebeugt, mit den Fingern allerlei seltsame Bewegungen gemacht und einen Spruch salbadert, den keiner verstehen konnte.

Wie er gegangen ist, hat er nur gesagt: „Is nu alles in Reih! Wenn Neumond wird, kann der Herr schon in der Sonn' vor der Tür sitzen. Die Sonne zieht dann die Säfte ganz zurechte, was mein Spruch noch nicht gut gemacht hat." Hat sich furchtbar geschneuzt und sich in der Küche einen dicken Eierkuchen mit Speck backen lassen, weil das drinnen seine Kraft sehr strapaziert hätte.

Frau Beate saß wieder am Bette des Kranken mit ihrem schmerzensreichen Gesicht, in all ihrer Hoffnungslosigkeit. Drüben aber, am runden Tisch in der Herrenstube, trank der Leichholzer die letzte Flasche Ungar, die im Keller war, schwadronierte mächtig über die Zeitläufte, schwur hoch und heilig auf seinen Burdrian, der die Weisheit mit Löffeln gefressen und ein Schock gelehrter Chirurgen in den Sack stecke. Sprach ohne jeglichen Respekt — denn Respekt hatte er vor niemand und keinem — gegen den König, der keinen blauen Dunst hätte von der wahren Kriegskunst, die nur bei dem großen Daun, dem Sieger von Kollin, wäre und allenfalls bei dem Prinzen Heinrich.

Das ging dem Topperschen wohl gegen den Strich. Aber er war müde und matt, und wozu sollte man dem Bernhard Lasow widersprechen? Gegen dessen Mundwerk kam man doch nicht auf. So fragte er nur, als die Mühle einmal zu klappern aufhörte: „Ist keine Nach-

richt vom Lottchen gekommen, Bruderherz? Ich hör', der ganze Hof ist nach Magdeburg geflüchtet."

„Ist er, Bruderherz, ist er! Mein armes, liebes Lottchen! Ja — sie hat mir ein Billett geschickt. Ist eine höchst fatigante Reise gewesen, in drei Etappen, immer in der Furcht, daß die Russen den Convoi überfielen. Nicht einmal für die Bedeckung hat der König Sorge getragen. Ja . . . jetzo sind sie in der Festung in Sicherheit, aber Lottchen meldet mir, es sei eine überaus ennuyante Stadt, und sie seien miserabel untergekommen. Die Provinzdamen dorten, schreibt sie, wären ganz ridicül, wüßten sich nicht zu kleiden und hätten keine Allüren."

„So — so! Das Lottchen . . ."

„Das arme, liebe Kind! Weiß nun noch nicht, daß ihr Herzallerliebster hier so malade liegt . . . Gestern erst hab' ich's ihr geschrieben."

„Ja . . . ja — das Lottchen." Der Toppersche schluckte ein paar Male. Dann mußt' es doch heraus. „Was mein Christian ist, der da drüben . . . wie er so schwer blessiert gelegen, auf dem Schlachtfeld, und wohl gedacht hat, die Russen stechen ihn ab, da hat er nur immer gesagt: ‚Lottchen . . . Lottchen.' Hat mir seine Ordonnanz erzählt, unseres Vogts Junge, der Gottlieb Marzanke —"

Worauf Bernhard Lasow sein fröhlich listigstes Gesicht machte, wie ein alter Kater, dem das Fell gekraut wird, den Schnauzbart zwirbelte und meinte: „Ja, mein Lottchen kann die Mannsleute toll und verrückt machen."

Da kriegte der Toppersche einen roten Kopf und grobte: „Will hoffen, daß sie an dem einen genug hat —"

„Ohi! Oho! Bruderherz, warum so hitzig? Weißt doch: neue Weine müssen gären, wer kann denn der Jugend wehren? Laß sie toben. Most wird Wein; sie wird endlich klüger sein. Haben wir's nicht beide mal so in dem lobesamen Apopthegmata gelesen? Damals, als wir selber Most waren. Lust'ge Jungfern werden die besten Ehefrauen. Das lehrt das Leben ... Nun aber will ich noch einmal nach meinem lieben Schwiegersohn ausschauen."

Sie gingen hinüber, der Toppersche klinkte leise die Tür auf, und da sahen sie etwas Wunderbares. Vor dem Bette kniete Frau Beata, hatte beide Hände gefaltet auf dem Linnen, den Kopf tief gesenkt, lang hingen ihr die dicken blonden Zöpfe über den Nacken herunter, und der Körper schütterte, als ob sie weinte. Christian aber lag ganze stille, mit geschlossenen Augen. Er schlief. Wahrhaftig, er schlief ganz ruhig, er, den noch vor einer Stunde das Fieber wild hin und her geschüttelt. Der Leichholzer griff am Nachbar vorüber und drückte die Tür ohne Geräusch ins Schloß. Räusperte sich. „Gratulor, Bruder! Hast wohl selber gesehen, das Wunder. Mein Burdrian! Ein Hexenmeister ist der Kerl! Ja ..." räusperte sich noch einmal: „Was die Beate noch für schönes Blondhaar hat. Wie ein junges Ding. Und gewiß sanfte Hände, recht zum Gesundpflegen."

Dem Vater waren die Augen feucht geworden. „Gott geb', daß du recht hast, Lasow ..."

„Ob ich recht habe! — Ist wohl immer um den Christian, deine liebe Schwieger? Kann es mir denken —"

„Ja, Bernhard, die Beate ist in diesen schweren Tagen ein wahrer Segen für uns gewesen. Hat ja den Christian auch lieb wie einen Bruder."

„Versteht sich . . . Nun soll aber Krause vorfahren. Muß noch nach Sternberg, zum Juden, wegen der Ernte. Elendes Geld will der Kerl zahlen, liefert drauf nach Berlin und kriegt das Vierfache. Der Halsabschneider!"

Als sie dann draußen standen und die Halbchaise vorgefahren war, der Leichenholzer auch dem alten Egid Lebewohl gesagt und dem Junker Kaspar einen freundschaftlichen Jagdhieb versetzt hatte, meinte er, schon im Aufsteigen: „Also, Bruderherz, dem Lottchen geb' ich Bericht. Werd' auch schreiben, daß ihr Christian in guten Händen ist —"

„Das tu du nur," gab der Zabeltitz zurück. „Und hab' Dank!"

* * *

Es war wahrhaftig gleich einem Mirakel. Hatte es Beatens liebevolle Pflege getan oder das Kräutertränklein Burdrians oder des Hexenmeisters Sprüchlein: mit dem Stabskapitän ging es aufwärts. Nicht, daß sich die Blessur schloß, das konnte man auch billig nicht verlangen; aber die Schmerzen mußten nachgelassen haben. Nicht, daß er schnell zu Kräften kam, er blieb sogar matt wie eine Stubenfliege im Spätherbst; doch das Fieber war gebrochen, er war bei voller Besinnung. Sprach freilich nur ganz weniges, hatte aber für alle ein ganz kleines dankbares Lächeln, und einmal, als sich Beate zu einer

Hilfeleistung über ihn neigte, griff er mit seiner gesunden nach ihrer Hand und küßte sie. Da schoß ihr das dunkle Blut in das lichte Angesicht.

Der Gestrenge war in diesen Tagen schier glückselig. Ordentlich jung war er geworden. Alle Augenblicke guckte er durch die Türspalte, wollte zusehen, wie es stünde, wollte wohl auch Beate helfen bei der Pflege, hatte aber dafür zu ungeschickte Hände. Wollte auch manchmal mit dem Sohn sprechen und vermochte gar nicht recht einzusehen, daß das noch nicht ging. Nur, daß er ihm immer wieder sein: „Bist doch ein mordsbraver Offizier" wie einen Pour le Mérite auf die Bettdecke legte. Oft genug mußte die Schwieger ihn halb mit List, halb mit Gewalt aus dem Krankenzimmer drängen. Dann stieg er brummelnd die Stiege hinauf ins Stübchen des Informators, holte sich trotz allen Protestes von seiten des wackeren Cerisius seinen Junker und ging mit dem auf die Feldhühner. Hatte ja einen guten Vorwand: das frische Fleisch war rar, und Feldhühner gaben gute Krankensüppchen. Dem Junker, natürlich, dem war das Herumstreichen lieber als das Hocken bei den Büchern. Konnte auch den Karo halbwegs ersetzen, den die Russen massakriert; scheuchte und trieb die Hühner dem Herrn Großvater vor die Flinte. Stundenlang streiften sie so das Revier ab. Und wenn sie dann beutereich nach Haus zogen, dann sangen und pfiffen sie beide des Alten Lieblingslieder. Etwa das vom Prinzen Eugenius, dem edlen Ritter —, der ließ schlagen einen Brucken, daß man kunnt hinüberrucken mit der Armee wohl für die Stadt, — oder das neue Lied:

„Als die Preußen marschierten vor Prag,
Wohl nach der Lobositzer Schlacht,
Auf dem weißen Berge das Lager ward geschlagen,
Dahin man konnt mit Stuck, Roß und Wagen;
Die Mörser wurden aufgeführt,
Schwerin, der hat sie kommandiert."

Der Alte sang alle Verse; aber am Schluß pfiff er nur mit. Einmal hat ihn der Junker gefragt: „Herr Großvater, warum singen Sie nicht den letzten Vers, der ist doch grad der schönste —, Triumph, Triumph, Viktoria! Es lebe der Große Friedrich allda!" Da hat der Gestrenge gegrobt: „Mußt nicht so viel fragen. Merk dir das Sprichwort: Mehr kann fragen ein Geck ohn' Verstand, denn zehn Weisen zu antworten hant!"

Das ging so ein paar Tage, das ging ein Woche.

Dann kamen die Sorgen.

Da war der eine Mahner im Schreibpult: der Brief mit dem Königlichen Insiegel. Bisher hatte man wohl eine Entschuldigung gehabt, von wegen der Kriegsläufte, weil die Russen die Oder hielten, und man nur sehr schwierig ins Feldlager des Königs, der bei Fürstenwalde stehen sollte, gelangen konnte. Doch nun verlautbarte, daß die Russen nach Schlesien abgezogen wären. Der Weg zum König war frei. Was half es also? Manchmal, wenn der Gestrenge an seine Söhne dachte, an den toten und den siechen, zitterte er für den Enkel, das junge Blut. Und jedesmal dachte er auch an Beata —

Dann war da der zweite Mahner im Schreibpult.

Das lederne Geldsäckchen wurde leichter und leichter. Erst die Kontribution an die Moskowiter. Dann die Doktors. Dazu die Not bei den Leuten, wo man doch helfen mußte. Dazu das Bedenken: der Junker durfte nicht als blutarmer Schlucker aus dem Hause gehen, mußte sein Adjustement haben, wie sich das gehörte. Woher nehmen und nicht stehlen? Ja — stehlen. Wo hätte ein Dieb etwas gefunden in der Not der Zeit!

Jetzt ging der Alte lieber allein aufs Feld. Hatte zwar den Schießprügel umgehängt, aber die Feldhühner waren sicher vor ihm.

Einmal als er bei dem Land vorbeimarschierte, das dem Verworrner zugeteilt war, sah er etwas Seltsames. Der Bauer hatte sein Weib und die Tochter vor den Pflug gespannt und schritt selber hinterher mit Hoch und He. Die Hanne, das junge stramme Ding, tat's ohne Beschwer, aber die Mutter, die schon ziemlich in den Jahren, ächzte und stöhnte.

Der Gutsherr wollte schon den Stock heben. Ist der Kerl denn ein Unmensch! Spannt man Anno 1759 noch Weibsleute vor den Pflug! Ins Halseisen gehört die Bestie! Aber er ging stille weiter. Der Kossäte war der ordentlichsten einer, saß als Kirchenältester in der vordersten Bank, hatte dazu allzeit pünktlich der Gutsherrschaft sein Devoir getan. Eine Bestie war er nicht. Er tat nur, was die harte Not ihm abzwang: das Feld mußte umbrochen werden. Der Bauer tat auch da nur seine Pflicht — die Pflicht gegen den Acker.

Die Zeiten — die Zeiten —

War eigentlich admirable das, wie die Bauern noch

immer das Feld bestellen in saurem Schweiß und doch nicht wußten, ob sie ernten würden. Ob nicht wieder der Russe oder der Österreicher kam, verwüstend und marodierend, ob der unselige Krieg nicht das letzte nahm. Der Krieg, der kein Ende hatte — O Friedrich! Friedrich!

Als der Alte dann über die eigenen Felder schritt, sah er nichts Besseres. Zwar hatte der Vogt die Reste der Ernte so ziemlich in die Schobern gebracht, aber mit der Weiterarbeit lag's im argen. Vier Gäule standen anstatt zwanzig im Stall, sechs Ochsen und Kühe, wo früher zwei Dutzend gewesen. Wie sollte da geackert und bestellt werden? Sollte es sein wie nach dem Westfälischen Frieden, wo das Unkraut noch jahrelang auf den Brachfeldern wucherte! Die Kreatur fehlte, die jungen kräftigen Hände fehlten. Der Krieg lastete auf dem Gutsherrn wie auf dem ärmsten Kätner. Er machte alle gleich.

Schweren Herzens kam der Gestrenge heim. Schweren Herzens fuhr er am nächsten Morgen nach dem Städtchen. Vielleicht war ihm das Herz auf der Rückfahrt noch schwerer, aber er zeigte es nicht. Vielleicht war auch ein Tropfen alten Leichtsinns in seiner Seele, seit er die beiden Geldsäcke neben sich im Wagen wußte. Vielleicht dachte er: Gott wird schon weiter helfen. Dachte auch: ist doch etwas Wunderschönes um das klingende bare Geld und daß überhaupt noch welches im Lande ist. Teuer genug freilich hat er's erkaufen müssen und nur schlechte Münze steckte in den Beuteln: ‚außen Friedrich, innen Ephraim', wie sie's nannten. Innen mehr Kupfer

als Silber, aber glänzend das Bildnis des Königs darauf. Des Königs —

War Dämmerstunde, wie er hinten am Garten vorüberfuhr, die Leine lose in der Hand. Der Schecke wußte auch ohne ihn Bescheid.

Da sah er auf der Gartenmauer schon von weitem ein Pärchen hocken und war nicht im Zweifel, wer es war. Die beiden, die da saßen, dicht aneinander, und die Beine baumeln ließen, zwei kleine barbfste Füße, zwei feste Stiefeln, die freilich bemerkten ihn nicht. Die hatten besseres zu tun. Sie sangen ein Liedchen. Hatte ein frommer Mann gedichtet, ließ sich nichts wider den Paul Fleming sagen. Nur gerade, daß die beiden es sangen — hm — hm —

„Nichts ist süßer als zwei Treue,
Wenn sie eins geworden sein.
Dies ist, daß ich mich erfreue,
Und sie gibt ihr Ja auch drein.
Mir ist wohl beim höchsten Schmerz,
Denn ich weiß ein treues Herz."

Fast hätte der alte Herr gelacht. Die beiden Kinder da, die wußten ja gar nicht, was sie eigentlich sangen. War ja nichts dabei und klang so hübsch in den Abendfrieden hinein. Aber nun war das Lied zu Ende. Der Junker machte noch ein jubelndes Juchhe, und da hatte er die Ruth bei der Schulter, zog sie an sich und küßte sie. Küßte sie, und sie litt es. Gar nicht schlecht schien's ihr zu schmecken, Ehrenpüttners Einziger —

Der Alte hatte sachte angehalten, wollte in Ruhe die Entwicklung abwarten. Das konnte ja hübsch werden.

Doch da sah plötzlich das Junkerlein auf, erschrak und war mit einem Male rückwärts auf der Mauer verschwunden. Und die Ruth hinterdrein wie ein flinkes Rehchen.

Eigentlich wollte der Gestrenge ihnen ein kräftiges Wort nachschicken. Aber er konnte keinen rechten Zorn aufbringen, so sehr er sich mühte. Der Junge, der Kaspar, mußte nachher seinen Dezem abkriegen. Versteht sich. War aber doch nur eine Kinderei. Mit dem Magister sprechen? Der machte aus der Mücke einen Elefanten. Nur aus dem Hause mußte der Kaspar. Und das balde.

Also, als er nachher den jungen Herrn vor dem Stall traf, wo er sich ein Geschäftchen machte und ein dümmlich unschuldiges Gesicht dazu, holte er aus und schlug ihm kräftig hinter die Ohren. Sagte nichts dazu, als: „Du weißt schon, wovor.“ Worauf der Junker den Kopf trotzig zurückwarf, aber nicht heulte und nicht ein Wort der Widerrede hatte. Es war wieder etwas darin, was dem Alten gefiel: etwas Stolzes, etwas von der eigenen guten Art.

„Da — spann' aus und versorg' den Schecken,“ hieß es noch, und dann nahm der alte Herr umständlich die beiden schweren Säcke vom Wagen und trug sie hinunter ins Herrenhaus und in seine Stube, schloß sie fort. Stand eine Weile in Gedanken, zündete dann das Talglicht im Messingleuchter an, putzte den Docht besonders

umständlich, wie um Zeit zu gewinnen und schellte: „Die gnädige Frau möcht' doch mal 'rüberkommen."

Das Licht gab nur einen schwachen Schein. Aber als Beata über die Schwelle trat, war's ihm, als brauchte er gar nicht zu fragen: ‚Wie geht's mit dem Christian?' So wunderlich jung sah sie aus, fast wie eine glückliche Frau. Schien dabei eine eigene Emotion in ihr, daß sie gleich begann: „Herr Vater, dem lieben Gott sei gedankt, Christian ist recht gut zuwege, hat gegessen und getrunken, mit schönem Appetit, und viel mehr mit mir gesprochen, als bis heute."

„So, das freut mich, meine Tochter," sagt er darauf. „Der Burdrian ist doch ein Deubelskerl, aber deine treue Pflege wollen wir nicht vergessen. Und nun setz' dich, ich hab' mit dir zu sprechen." Stellt den Messingleuchter auf den großen Tisch, setzt sich in den Lehnstuhl und fängt an zu erzählen: von seinen Geschäften in Sternberg und was der Jüd gesagt und daß er Geld mitgebracht hätte und allerlei, was eigentlich nicht zur Sache gehört. Macht nämlich Umwege und muß dann endlich doch damit heraus: „Also, Tochter, in ein paar Tagen oder so geht der Kaspar ins Feldlager."

Dachte, sie würde sehr erschrecken oder aufbrausen. Aber sie sitzt stille, hat nur die Hände fest ineinander verschränkt und den Scheitel tief geneigt, daß er ihr Gesicht nicht recht sehen kann. Antwortet gar nichts.

„Nämlich, Beate, es muß sein. Order muß pariert werden. Ich hab' aber noch meine besonderen Gründe." Und er beginnt wieder zu erzählen, von dem Junker und der Ruth, und meint wieder: jetzt wird sie hochfahren.

Aber sie sitzt so stille, wie vorher, und spricht nur, nach einer Weile, ganz sanft und leise: „Die Kinder . . .“

Beinah, daß er jetzt aufgebraust wäre. So leicht, wie sie das nahm, beinahe, als ob sie's entschuldigen wollte. Doch er besinnt sich und beherrscht sich. Ist im Grunde froh, daß die liebe Frau sich so fügt. Steht langsam und schwer auf, nimmt den Leuchter: „Gut also. Nun will ich den Christian sehen.“ Geht zur Türe, wartet auf sie. Halb hat sie sich erhoben, sinkt wieder zurück. Sind doch wunderlich, die Frauensleute. Also geht er allein.

Wie aber die Tür sich hinter ihm geschlossen, wirft sie die beiden Hände vor das Gesicht und weint bitterlich.

* * *

Am nächsten Tage, dem Tage des Herrn, ging der Herr Patron mit den Seinen zum Gottesdienst. Er voran, neben ihm Frau Beata, mit dem Gesangbuch im Arm; dahinter ein ungleich Paar, der greise Junker Egid und das junge Blut Kaspar.

Der Küster hatte es abzupassen mit dem Einläuten, bis der gnädige Herr auf die Dorfstraße trat. Aber der Gestrenge machte es nicht wie andere, die Pastor und Gemeinde gern warten ließen. Er war allezeit pünktlich, und sein Haus mußte es mit ihm sein.

Langsam, ein wenig gravitätisch, schritt er die Dorfstraße entlang, über den Gottesanger und mit gelüftetem Hut über die Schwelle des Kirchleins, auf dem Steinpflaster hin zum Herrschaftsgestühl. Da war-

tete schon hinter dem schweren, wappengeschmückten Eichenstuhl der Verworrner und schob ihn dem Gnädigen unter. Links neben ihm kam die Schwieger zu sitzen und dann Egid; der Junker hatte hinter seiner Mutter zu stehen.

Klein und ärmlich war das Kirchlein. Aber auf den Holzbänken saß die Gemeinde dicht gedrängt, die Männer mit ihren harten Ledergesichtern, die Weiber die große Haube, aus schwarzem Band kunstvoll gebunden, auf den Köpfen. Jeder im besten Kleid, das ihm die Russen gelassen. Der Patron konnte zufrieden sein; es fehlte wohl keiner und keine: er und der Pastor hielten scharf auf die Kirchenzucht.

Drüben auf der anderen Längsseite saß die kleine Frau Magister, die noch recht elend aussah; neben ihr die Frau Schulmeister, und dahinter stand Ruth. Auf der niedrigen Empore hockte die Jugend auf ihren Schemeln; in der Mitte zwischen ihr der einarmige Balthasar Schmidt als Chormeister, mit dem Röhrchen in der Hand, daß er ein weniges mit ungebrannter Asche nachhelfen könnte, so es nicht recht klappte; ganz am Ende knieten zwei Jungens mit den nackten Schienbeinen auf Erbsen, weil sie am vorigen Sonntag der nötigen Aufmerksamkeit ermangelt hatten. Das mußte schmerzlich weh tun, denn den Sündern liefen jetzt schon die Tränen über die Backen. Aber es tat gut. Balthasar hatte es ausprobiert: wer die anderthalb Stunden auf Erbsen kniete, dem entging auch nicht ein Wörtlein von der Predigt. Und weichherzig war der Schulmeister nicht. Das hatte er sich schon ehedem abgewöhnt, als er Korporal beim

Regiment Bevern gewesen und zehn Jahre lang Rekruten dressiert hatte.

Sie sangen übrigens ganz respektabel, die Jungen und die Mädchen, das alte schöne Lutherlied: Ein' feste Burg ist unser Gott, Vers eins und zwei. Wenigstens befand der Gestrenge so, der selber mitzusingen für Pflicht und Anstand hielt, wennschon er wußte, daß sein dröhnender Baß nicht gerade zum Kunstgesang sich eignete. Die Hauptsache blieb: daß es von Herzen kam. Schade nur, daß die Orgel fehlte. Aber dazu hatte es noch nie gelangt.

Der Herr Magister hatte sich wieder einen seiner Lieblingstexte erwählt. Matthäus, Kapitel fünf, Vers fünf. ‚Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.' Und er drehte und wendete das Thema, er sprach so eindringlich, daß die alten Weiber bald zu schluchzen anfingen, auch manche Junge dazu. Bei allem Respekt vor Gottes Wort, an dem er sich gewißlich nimmer zu deuteln und zu rütteln erlauben wollte: dem Patron kroch eine Laus über die Leber, als er so Demut und Geduld in allem Ungemach über alle Maßen rühmen hörte. Mochte ja seinen Segen haben, gerade jetzt. Die Geduld wenigstens, die konnte man brauchen. Aber manchmal war's doch zum Dreinschlagen —

Als er so dachte, erschrak er vor sich selber. Sah zur Seite, auf Frau Beata: die weinte auch in ihr Sacktüchlein. Der Vetter Egid, der nickerte natürlich; hätte nichts geschadet, wenn der Verworrner, der mit dem langen Stock hinter den Sitzreihen herumschlich, um die Schläfrigen anzustoßen, sich auch mal ins Herrschafts-

gestühl getraut haben würde. Drauf sah sich der Gestrenge zufällig nach dem Junker um. Und da sah er, daß der sehr unachtsam war; hatte die beiden Hände hart auf die Stuhllehne gestemmt und schaute mit großen heißen Augen geradeaus. „Kaspar! Ich bitt' mir aus!" Ja, der Schlingel zuckte wohl zusammen und wurde rot wie Blut. Aber im gleichen Augenblick drüben die Ruth auch.

Mit der Aufmerksamkeit ging es nun doch nicht recht weiter, obschon gerade jetzt der Pastor die Stimme mächtig hob. Diese Kinder! Waren es denn noch Kinder? Hier — im Hause des Herrn — guckten sie sich in die Augen! Ruten müßten sie haben!

Indem kam Verworrner mit dem Klingelbeutel und holte sich das allwöchentliche Achtgroschenstück aus dem Herrschaftsgestühl. Darüber wachte Vetter Egid auf, mit einem Ruck, und nickte mit dem Kopfe. Und dann hatte die Predigt ein Ende, und der Magister sprach das Gebet für des Königs Majestät und das Königliche Haus und daß der gnädige Gott dem Herrn den Sieg geben solle. Seltsam: wie sich das wohl in der Seele des guten Ehrenpüttner zusammenreimte, dies letzte Gebet und die eigene Friedfertigkeit, die immer bereit war, einem Feinde auch die zweite Backe hinzuhalten! Mochte er's mit sich abmachen. Schließlich muß ja jeglicher das Schwerste immer mit sich alleine abmachen. Seltsam, seltsam auch das andere, daß in allen preußischen Kirchen allsonntäglich für des Königs Majestät gebetet wurde, wo doch männiglich wußte, daß der ein halber Heide war. Hatte die Fürbitte freilich vielleicht doppelt nötig. Ah

— dumme Gedanken, frevlerische Gedanken — gehören wahrhaftig nicht hierher —

Nun sangen die Kinder wieder. Aber der Herr Patron brachte es nicht über sich, mit einzustimmen. Er war verdrossen über sich selber. Schier endlos mußte der Magister gepredigt haben: wahrscheinlich hatten die Moskowiter ihm die Sanduhr auf der Kanzel zerbrochen. Und nun kam noch die Fürbitte für die gnädige Herrschaft . . . ja, verdiente er denn die? Schlag sich nur jeder vor die Brust, wir sind allzumal Sünder. Und dann kamen die Ansagen. Von Aufgeboten gab's freilich schon lange nichts mehr zu melden, die jungen Kerle steckten ja alle in der Armee. Aber die Königlichen Edikte mußten verlesen werden, daß jeder Bauer vier Obstbäume im Jahr und jede Gemeinde Maulbeerbäume zu pflanzen hätte. Du mein lieber Herrgott, das las sich so ab. Wer aber hatte in diesen Jahren bitterster Not an Maulbeerbäume gedacht —

Und jetzo der Segen.

Dann stand der alte Herr auf und beugte das Haupt tief. Immer wieder überkam ihn beim Segen aus dem Herzen quellende Ehrfurcht.

Das kleine Glöcklein im Turm läutete —

Und der Gestrenge schritt neben der Schwieger gravitätisch über den Steinboden zur Kirchtür, hinter ihm Egid und der Junker.

Auf dem Gottesanger vor der Tür blieb er stehen mit den Seinen. Wie jeden Sonn- und Feiertag.

Die Männer mit den harten, von Sonne und Unwetter gedunkelten und zerrissenen Gesichtern zogen an ihm

vorüber und die Frauen und Mädchen. Und jeder und jede beugte sich und sagte: „Untertänigsten guten Sonntag, gnädiger Herr!" Wie eine kleine Revue war es, die er über die Seinen abhielt. Den einen und die andern rief er an, sprach ein paar gute Worte, fragte, gab einen guten Rat, sagte eine Hilfe zu. Dabei kam der bessere Humor wieder hoch in ihm, daß er den Verdruß vergaß, den er vorhin gefühlt. Es war doch schön, selbst in diesen Läuften oder grade in diesen, so als Herr auf eigener Scholle zu stehen, raten und sorgen zu müssen —

Die kleine Frau Magister kam, hatte die Ruth an der Hand, und sie knicksten beide.

War zu hübsch, das Kind! Sah auch wirklich so kindlich aus! Hätte ja eine derbe Standpauke verdient —

So nahm er sie denn am rechten Ohr und kniff ordentlich hinein und schüttelte sie ein wenig; halb noch wie zur Strafe und halb doch auch wie eine Liebkosung. „Mädel — Du! Du hast ja nicht aufgemerkt, wie Vater so schön predigte . . . hm . . . von der christlichen Demut! Daß dich! Mußt du denn allzeit Allotria im Kopfe haben?!"

Rot wurde die Ruth wieder, bis unter die Haarwurzeln. Aber dabei sah sie ihn mit ihren großen Kinderaugen so unschuldig an, knickste noch einmal, hatte seine Hand gefaßt und küßte sie respektvoll.

„Frau Magister, paßt mir auf Eure Ruth auf. Ist ein kleiner" — Satansbraten, wollte er sagen, aber verbesserte sich noch rechtzeitig: „Racker. Hat's, glaub' ich, faustdick hinter den Ohren." Wobei er noch einmal feste

in das niedliche Öhrchen hineinkniff, bis das Kind „Au!“ sagte. Da mußte er lachen und gab sie frei.

Langsam und gemessen, im Talar, die Bibel im Arm, trat der Pastor aus der Kirche, zog die Kalotte. „Untertänigsten guten Sonntag, gnädiger Herr.“

Das war eigentlich auch ein Chagrin, daß der Magister das ‚untertänig‘ nicht lassen konnte: schickte sich für den Bauer, doch nicht für den Gottesmann. Aber so war Ehrenpüttner nun mal, da half kein Reden. Gehörte wohl auch zur Demut, dacht' er am End'. Die Demut —

Wie allsonntäglich gingen sie jetzt über die Dorfstraße, bis zum Pfarrhaus. Und da konnt' es der Gestrenge doch nicht übers Herz bringen, ganz zu schweigen.

„Hat sehr schön und eindringlich gepredigt, mein Lieber. Von der Sanftmut und der Demut ... ja. Aber es gibt doch auch Streitbare unter Euch. Kennt Ihr die Geschichte von Eurem Amtsbruder in Königsberg ... dem Herrn Hofprediger Arnoldt an der dortigen Schloßkirche, von der die neuesten Gazetten erzählen? Na, dann laßt Euch's sagen. Dem hatten die Russen befohlen, nach der Unglücksschlacht eine Sieges- und Dankpredigt zu halten. Ja ... und wißt Ihr, welchen Text der Brave, Tapfere sich erwählet? Aus Micha, Kapitel sieben: ‚Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich daniederliege, ich werde wohl wieder aufkommen.‘ Nun, Ehrwürden, wie gefällt Euch das?“

Ehrenpüttner drückte die schwere Bibel noch fester an seine Brust. „Kann mir darüber kein Urteil erlauben, gnädiger Herr. Jeglicher spricht, wie unser Gott es ihm eingibt.“

„Will ja auch nicht mit Ihm rechten. Wollt' eigentlich etwas anderes mit Ihm bereden. Der Junker nämlich, mein Enkelkind, geht morgen ins Feldlager, zu Seiner Majestät . . ."

Stehen blieb der Magister, ehrlich erschreckt. Schüttelte den Kopf, sprach bekümmert: „Das junge Blut! Gnädiger Herr . . . ins Feldlager . . ."

Da wollte wieder der Verdruß hochkommen. Was dachte sich der Pastor? Das war ja beinahe wie eine Reprimande.

„Seine Majestät haben den Junker zu Allerhöchst Ihrem Pagen designiert," sagte er scharf. „Eine hohe Ehre und Auszeichnung! Ja . . . ich will aber, Pastor, daß Er dem Junker, bevor er gehet, noch einmal mit Ernst ins Gewissen redet. Daß er Mores achte im Lager und Humanité und nicht bösem Exempel folge, sondern sich gesund halte und reinen Herzens. Ich schick' den Junker heut nachmittag zu Ihm."

„Ich will wohl tun, wie der gnädige Herr wünscht. Nach bestem Gewissen. Doch ob es fruchtet, das steht bei Gott. Mein Herz ist voller Sorgen. Ich hab' den Junker lieb gehabt allezeit — gnädiger Herr, gnädiger Herr — so jung und ins Feldlager —"

„Da hilft kein Maulspitzen, Pastor, Order muß pariert werden. Tu Er nur sein Teil, schärf Er dem Junker das Gewissen." Und der Gestrenge hob, ein wenig hochmütig, die Hand leicht an die Hutkrempe. „Adieu, Herr Magister!"

* * *

So ist denn Junker Kaspar nachmittags ins Pfarrhaus gekommen, hat vor dem Trefflichen gesessen, wie er als Konfirmand saß, und Ehrwürden haben kräftiglich und sanft zugleich auf ihn eingeredet, die zehn Gebote mit ihm traktiert, wohl eine Stunde lang oder darüber. Der Junker ist auch ein weniges, doch nicht gar sehr, ergriffen gewesen. Recht langte es nicht, denn seine Gedanken waren meist an anderen Orten.

Als Ehrwürden ihn dann mit einem letzten Segensspruch und vielen guten Wünschen entlassen, ist er spornstreichs ganz hinten in den Pfarrgarten gelaufen. Da, in der Holunderlaube, saß Ruth und wartete auf ihn.

Es herbstete schon sehr. Die roten und gelben Blätter lagen rings um die Laube und drinnen auf dem runden, selbstgezimmerten Holztisch. War auch recht kühl geworden gegen abend hin, wo immer der frische Wind vom Hohen Spiegelberg her über die Senke strich. Die Ruth aber saß in ihrem leichten Zitzkleide und hatte heiße rote Bäckchen wie im Fieber und dickverschwollene Augen.

Das sah der Junker gleich. Und wie er sich neben sie hinkuschelte auf der schmalen Bank, da sagte er recht grob: „Mädel, ich glaub' gar, du hast geheult! Schäm' dich! Bist doch sonst nicht so weibsch!"

Die Tränen wollten schon wiederkommen. Doch sie zwang sich, schluckte, sah zur Seite, ohne zu antworten.

„Ruth, sei nicht so dumm! Freun sollst du dich mit mir!"

„Wenn ich doch nicht kann!"

„Du mußt, so du ein braver Kamerad sein willst. Hast

es doch immer versprochen. Ich will's so und nicht anders!"

Nun schluckte sie wieder und dann noch einmal. Und meint darauf und zieht das Köpfchen zwischen die Schultern: „Hab's nimmer gedacht ... daß das so schwer sein könnt'."

Er ist ein wenig großartig. „Hör' du ... du, dumme Ruth! Ist's etwa keine Ehre, daß Seine Majestät, unser großmächtiger König, Fridericus Rex, deinen Freund zu sich beordert und als Page zu Höchstseiner Person designiert?"

Beide Hände hat sie im Rücken verschlungen, sagt: „Ja ... ja" und schüttelt dazu den Kopf.

„Also ... stell' dir vor, wenn der Junker Kaspar von Zabeltitz im Zelte Seiner Majestät sein darf und dem Könige allzeit zur Hand, von früh an, eh' noch die Generale aufzuwarten kommen."

„Ja doch ..."

„Und dann darf er gleich hinter des Königs Majestät reiten, auf dem Marsch ... mitten in der Suite ..."

„Ja doch ..."

„Und in der Bataille, wenn die Kugeln pfeifen ... immer ist er dichte bei dem Fridericus Magnus ... darf ihm das Stativ halten, wenn er den Feind observiert."

„Ja doch ..."

„Hört alles und sieht alles! Und so kein Adjutant da, ruft ihn der König an: ‚Heda ... der Zabeltitz ... reit Er, so schnell Er kann, zum General von Zieten ... die Kavallerie soll attackieren!' Siehst du, Ruth, und ich

sporniere den Gaul . . . reiten kann ich, das weißt du! . . . und jage durch den Kugelregen. Rechts fallen welche und links . . ."

Mit einem Male kann die Ruth sich nicht mehr zwingen, sie heult los.

Da steht der Junker auf, reckt sich, schüttelt sich. „Ihr Frauensleute!" sagt er verächtlich und stolziert ein paar Male vor der Laube auf und ab. Bis sie ruft, mit leiser, abbittender Stimme: „Kaspar . . . Kaspar . . ."

„Was soll's! Willst du Räson annehmen, nicht mehr flennen?"

„Will's ja versuchen. Komm nur —"

So sitzt er wieder neben ihr, hascht sich ein Händchen, das wie eine kleine Maus in seiner Tatze liegt und zittert. „Wenn du nur wüßtest, Ruth, wie ich mich freu'."

„Ja . . . und ich muß immer denken, so dich die Kugel trifft . . ."

„Pah! Bist eben ein Mädel. Daran denk' ich gar nicht. Und wenn schon. Viel hab' ich wohl nicht bei dem dürren Cerisius gelernt, aber das doch, aus dem Flaccus: Dulce et decorum est pro patria mori. Daß ich's dir übersetze: süß und ehrenvoll ist's für das Vaterland zu sterben. Ja . . . fürs Vaterland . . . möcht' noch lieber sagen: für solch großen König!"

Die kleine Maus zittert und bebt in der Faust. Allerlei traurige Gedanken schwirren hinter der Mädchenstirn: daß der Herr Vater bei Hohenfriedberg gefallen, wie die junge Gnädige getrauert, Jahr um Jahr; daß der Herr Stabskapitän schwer blessiert. Und trotz allem: stolz ist sie auf ihren Junker, den Kaspar.

Mit einem Male hat er zwei kleine zitternde Mäuslein zwischen seinen Tatzen und hält sie ganz fest und fragt: „Wirst oft an mich denken, Ruth?“

„Immer werd' ich . . .“

„Und mich recht lieb behalten?“

Da will ihr die Antwort, die sie so gern geben möchte, nicht recht über die Lippen, als fühlte sie, daß sie's nicht aussprechen dürfte. Überwindet's doch, sagt schnell, schnell: „Ja, Kaspar . . . und du auch?“

„Wo werd' ich nicht, Ruth!“ Scheint ihm nicht genug, und er bekräftigt: „In Freud und in Not und Gefahr, Ruth . . . Parole d'honneur!“

Kühl ist's, und der Abendwind rauscht um die Laube, wirft einen Schauer von Blättern auf die beiden. Aber nun brennen die derben Jungenhände, und die kleinen darin glühen. Ganz nah sind sie sich gerückt, und plötzlich liegt ihre Wange auf seiner Schulter, und sie atmet schwer. „Ach, lieber Kaspar . . . ach lieber, lieber Kaspar . . . so allein werd' ich sein . . . ohne dich!“

„Ich schreib' dir, Ruthchen, süßes! Schreib' fleißig an den Herrn Großvater und die Frau Mutter, aber auch an dich. Sorg' dich nur nicht!“

„Die Posten gehen so langsam und so unsicher. Ach Kaspar . . . wie große Angst werd' ich leiden. Und dann kommt der Herr Großvater und erzählt von einer neuen Bataille, und immer muß ich sorgen: wie steht's um dich? Ob dich der liebe Gott auch recht behütet hat . . .“

„Dafür wirst du beten, Ruth!“

„Ja, lieber Kaspar . . . das will ich wohl . . . recht von Herzen . . .“

„Und denk' dann, Ruth, liebe Ruth, wenn ich wiederkomme . . ."

Sagt's nicht zu Ende. Stumm sind sie beide. Lehnen aneinander. Leise rascheln die Blätter, rote und gelbe, auf sie nieder. Und dann küßt er die zuckenden Lippen —

Oft schon haben sie sich geküßt. Grad so oft wohl, wie sie sich kratzten und pufften. Die Kinder.

Nun ist das plötzlich ganz anders. Ein seltsames Erschauern ist dabei. Etwas Ungeahntes, Großes, etwas Heiliges.

Sie fühlen es beide, jedes auf seine Art. Ihr stürzen die Tränen. Er löst sich, beseligt und erschrocken, steht jäh auf, streift im dämmernden Licht das bunte Blattzeug vom Rock, sagt fast rauh: „Jetzt muß ich gehen. Die Frau Mutter wartet. Leb' wohl . . ."

Da schreit sie leise auf, hängt an seinem Halse, ist plötzlich wieder die wilde Katze, die sie so oft im Spiel war, schlägt ihre Zähne fest in seine Hand. „Daß du immer an mich denken mußt!"

Und er lacht. „Ist gut so! Solch Merkzeichen auf den Weg! Daß dich!" Packt sie, wie er's so oft getan, hinten in die schweren roten Zöpfe, schüttelt sie, zaust sie, küßt sie — und ist auf und davon.

* * *

„Also," sagt der Gestrenge beim Abendessen, als er dem Enkel die Schüssel mit den Tartuffeln hinschob und der zulangte. „Bist ja da blutig an der Hand, mein Jung."

Macht der Junker ein törichtes Gesicht. „Herr Großvater . . . ich wollt' mir ein Kätzchen fangen."

„Also," meint der Alte. „Ein Kätzchen? War wohl ein Kätzchen mit rotem Fell?"

„Kann sein, Herr Großvater. Es dunkelte schon. Ich weiß nicht recht —"

‚Ob ich dem Bengel eine haue?' hat sich der Gestrenge gedacht. ‚Solch Frechsack! Wird wohl beim Abschied gewesen sein — morgen geht er ja . . . also . . .' und zwinkert mit den Augen. Sagt bloß noch: „Die Erdäpfel sind gut geraten heuer, Beate. So ziemlich das einzig Gute in diesem Jahr —"

* * *

Am andern Morgen stand der Gottlieb Marzanke in voller Montierung schon um sechs Uhr vor der Tür des Schlosses und wartete. Stattlich sah er aus, gut geheilt wie er war und gut gefuttert, mit dicken knallroten Backen. Die Montierung blitzsauber, alles gewaschen, geflickt, gesonnt; das Lederzeug propre, der Zopf straff, die Locken rechts und links gesalbt und gemehlt. Jeder Feldwebel hätt' seine Freude an dem Burschen gehabt.

Nur eins stimmte nicht, und das war sein Schmerz. Die blanke Grenadiermütze lag auf dem Schlachtfelde zu Kunersdorf! Freilich hatte der gnädige Herr mit einem alten Dreispitz ausgeholfen, doch der Hut war eben keine Grenadiermütze und paßte nicht zur Montur. Wer weiß, wofür sie ihn estimierten, so er bei einer Torwache oder im Lager sich melden mußte?

Drinnen im Hause rumorte es, und es duftete durch die Tür kräftig nach Brotsuppe und gebratenem Speck.

Sie saßen eben bei der Henkersmahlzeit, Junker Kaspar auf dem Ehrenplatz zwischen dem Großvater und der Frau Mutter; neben der der Stabskapitän und dann der Informator und der alte Egid. Viel Appetit hatten sie alle nicht, außer dem Junker. Der stopfte für zwei, halb weil's ihm schmeckte, und halb, um die Abschiedsrührung nicht hochkommen zu lassen.

Sie sprachen auch nicht viel. Nur daß die Mutter manchmal fragte, ob er auch alles beisammen hätte im Felleisen; die Dukaten gut verwahrt auf der Brust und die Schreiben des Herrn Großvaters: das eine an den König, das andere, daß der Junker sich bei allen Ämtern und Wachen legitimieren konnte. Frau Beata hatte heut eine eigen verhaltene, schmerzensreiche Stimme, und ihre Augen gingen wie abwesend von dem einen zum andern.

Einmal wachte der Egid auf und meinte: „So du nach Dresden kommst, Vetterlein, magst du vom starken August hören. Der zerbrach ein Hufeisen, ich aber zweie . . . so . . .“

„Laß nur gut sein, Egid,“ wies der Großvater ihn zu schweigen. Und es war wieder Stille. Der Junker würgte am letzten Stück Schwarzbrot mit Speck und wußte gar nicht recht, sollt' er laut aufjauchzen oder heulen.

Da rasselte draußen die Kalesche vor. Frau Beata wurde kreidebleich, faßte sich aber gleich, wie der Großvater sagte: „Ist nun Zeit —“ und schwer aufstand.

In der Ecke lag das Felleisen parat, beträchtlich geschwollen, daß die Löcher in den Lederriemen kaum lang-

ten. Das nahm der Egid auf, wie einen Spielball, und trug es hinaus.

Ein weniges ratlos stand der Junker, zupfte an der Weste. Es gurgelte ihm etwas im Halse, und zwischen den Wimpern fühlte er widerwillig das Naß. War ihm sehr recht, daß der Stabskapitän ihn mit dem gesunden Arm umfaßte: „Ich neid' dir's, Kaspar. Glück auf! Und so du die Kameraden vom Regiment Zastrow siehst, grüß' die Braven von mir."

„Will ich, Ohm."

Von der andern Seite kam der dürre Cerisius: „Gehabt Euch wohl, Herr Junker, und laßt all den guten Samen, so ich Euch in die Brust zu legen beflissen, nicht dorren."

„Will's versuchen, Herr Informator."

Großvater und die Frau Mutter standen schon draußen am Wägelchen, und als er nun hinaustrat, nahm ihn der Alte bei beiden Händen, sah ihm scharf in die Augen und sagte feierlich: „Geh mit Gott aus unserem Hause, Kaspar. Der Herr behüte dich. Du aber mach' uns und unserem Namen Ehre." Umarmte ihn und küßte ihn auf beide Wangen.

Jetzt weint sie doch, die tapfere Frau Beata. Kann zuerst gar nicht sprechen, hält den Einzigen nur lange, lange an der Brust. Sagt dann leise, ganz leise: „Vergiß deine Mutter nicht! . . . Bleib brav und gottesfürchtig! . . . Sei gehorsam und treu und barmherzig . . . nicht leichtfertig . . . daß ich dich gesund wiedererhalte, gesund an Leib und Seele." Kam nur stoßweise, mühsam heraus.

Der Großvater war an den Kutschbock getreten, auf dem die Marzankes, Vater und Sohn, saßen. „Daß Ihr mir gut für den Junker sorgt!“ Er mußte sich Luft machen, irgendwie. So bekam der Vogt ein kleines Donnerwetter: „Hast wohl heut nicht Zeit gehabt, ordentlich zu striegeln! Schweinisch sieht der Schecken aus! Jagt mir den Gaul nicht heiß! Kommt immer noch zeitig genug!“ Und dann wandte er sich um, fuhr ein paar Male mit dem Handrücken über die Augen. „Also . . . vorwärts, Kaspar . . .“

Einen letzten Kuß noch —

Der Schecken zog an, der Vogt knallte mit der Peitsche. Jetzt heulte der Junker doch. Es kam wie ein Gewitterschauer.

Aber gleich, als der Wagen auf die Dorfstraße einbog, raffte er sich zusammen. Pfui Geier — der Junker Zabeltitz, balde Page Seiner Majestät, und flennen! Sitzt grade und aufrecht, Kopf hoch, grüßt, wo ein Weiblein aus dem Haus getreten ist, ein wenig nachlässig, von oben herab.

Einmal freilich, einmal, da will das junge Blut wieder aufzucken.

Denn es stehen im Pfarrgärtchen vor dem niederen Hause der Herr Magister und die Frau Pastorin und haben das Ruthkind zwischen sich. Die Alten winken, aber der Rotkopf hat sein Tüchlein vor den Augen —

Da ruft er: „Auf Wiedersehen! Ruth, schau auf! Auf Wiedersehen!“ Recht laut und kräftig ruft er's und schwenkt den Hut. Als ob er von Herzen froh wäre —

und tut ihm doch so weh da drinnen, zwischen den Rippen. „Auf Wiedersehen! Vivat Fridericus Rex!"

* * *

„Eine Odyssee," hat nachmals der Informator, Herr Cerisius, gesagt, als er von der Reise seines weiland Zöglings des näheren erfuhr. Frau Beate sagte: „Der arme Junge"; der Stabskapitän: „Das ist im Felde nicht anders, und ich wollte, ich wär' dabei gewesen"; der Gestrenge endlich: „Eine verfluchte Schweinerei, wobei wohl die Dukaten, so ich gegen das schlechte Geld mit großem Verlust einwechseln mußte, draufgegangen sein."

Ein Jeglicher aber hatte recht.

Am Morgen des Aufbruchs hatte Großvater noch genau instruiert: „Der Marzanke führt Euch bis Frankfurt, von dort schickst du ihn sogleich retour, sintemalen ich ihn und den Schecken brauch' wie das liebe Brot. Den Schecken noch nötiger denn ihn. In Frankfurt meldest du dich bei dem Herrn Kommandanten, so es solchen nach dem Abzug der Moskowiter schon wieder gibt, sonsten beim Herrn Bürgermeister. Der oder jener wird schon wissen, wo Seine Majestät im Felde steht, und wohin du dich weiter wenden mußt."

Bis Frankfurt ging auch alles recht schön glatt, außer daß der Weg von Reppen an miserabel und die Karrete zeitweilig im Dreck stecken zu bleiben drohte, denn es hatte fast die ganze erste Oktoberhälfte mit Mollen geregnet.

In Frankfurt an der Oderbrücke aber fing das Malheur an. Da stand freilich schon wieder ein preußischer Posten und schulterte; übrigens ein ruppiger, struppiger Kerl von der Miliz. Der brüllte heraus, und als der Unteroffizier kam, der auch nicht viel besser ausschaute, und den Gottlieb auf dem Kutschbock sah in der Montierung und dem Dreispitz, machte er „Ha!", holte mit langem Arm aus, wollte Gottlieb herunterreißen. Ein Deserteur . . . da gab es Fanggeld zu verdienen.

Der Junker kramte des Großvaters Schriftwerk heraus, in dem der Erb- und Gerichtsherr auf Topper alle Königlichen Militär- und Zivilbehörden um freundgefällige Förderung für den Junker Kaspar von Zabeltitz ersuchte und seinen Begleiter. Der Korporal nahm es, machte ein wichtiges Gesicht — hielt die Epistel aber verkehrt in den Händen: er konnte nämlich nicht lesen. Woher und wie soll solch Korporal von der Miliz auch lesen können?

Es gab einen längeren Diskurs, und das Ende vom Liede war, daß der Wagen von zwei Milizsoldaten zum Herrn Kommandanten eskortiert wurde. Wieder dauerte es eine gute Weile, bis der Junker vorgelassen. War ein alter Herr von Lestwitz, Kapitän in Pension, der beide Beine in dicke Wattelagen gewickelt hatte, weil ihn grad das Podagra zwickte. Machte aber martialische große Augen, strich den eisgrauen Schnauzbart, examinierte, als ob das Wohl des Landes davon abhinge. Meckerte dabei ein wenig mit der Stimme, was ganz wunderlich zu den Rollaugen paßte. „Hm! Hm! Ja! Ja! Kenn'

den Herrn Großvater wohl. Hm! Hm! Also ins Lager Seiner Majestät wolle der Junker. Hm! Ja! Ja! Woher soll ich wissen, wo Seine Majestät sich befinden? Hm . . . hier in dieser gottvermaledeiten Stadt . . . wer weiß es? Hm . . . ich estimier', niemand weiß es. Ja, also, da muß Er schon nach Berlin. Hm . . . kann also passieren, werd' mein Signum unter das Schreiben setzen, daß Er sich bei mir gemeldet. Hm . . . ja . . . der Bursch auch. So? Bei Kunersdorf blessiert. Hm . . . ein Unglückstag . . . Hm! Also, behüt Ihn Gott, Junker . . . und will Er exkusieren, daß ich Ihn mit den Lappen um die Beine angenommen . . . hm . . . das Zipperlein . . . ja . . ."

Darüber war der Abend herangekommen, und für das Nachtlager ging der erste Dukaten halb in die Brüche. Nachdem aber der alte Marzanke am nächsten Morgen, nach großem Abschied vom Sohn, heimwärts expediert war, machten sich die beiden, der Junker und Gottlieb, per pedes apostolorum auf den Weg über Fürstenwalde nach Berlin. Denn ein Mietswäglein spendieren, da sei Gott davor. Allzu scharf hatte der Gestrenge vom Sparen, Sparen, Sparen gesprochen, und das hielt noch vor. Auch war es ja ganz lustig zu marschieren in der kühlen Herbstluft. Das Felleisen mit der nächsten Gelegenheit nachzuspedieren, hatte sich der Wirt zum Ochsen hoch und heilig verschworen.

Es ging freilich langsam, aber auch Schnecken kommen zum Ziel; zumal sich dann und wann eine Okkasion fand, ein Stück Wegs von einem gefälligen Metzger mitgenommen zu werden. Die Metzgermeister mußten viel unter-

wegs sein damals, wenn sie überhaupt noch ein Stück Schlachtvieh auftreiben wollten.

Da war also endlich Berlin, und da war wieder die Torwache, und wieder ein großes Examen, erst vor dem Korporal und dann vor dem wachthabenden Offizier und endlich vor dem Herrn Kommandanten, dem Herrn General von Retzow, der schon bedeutend strammer aussah denn der Frankfurter. Er meckerte nicht, aber er fauchte. „Was soll's? Was will Er? Wohin will Er? Mach' Er das Maul auf!"

Das tat der Junker, und da kam es heraus, daß der Herr General auch nichts Bestimmtes wußte. Seine Majestät hätten sich nach Schlesien gewendet. Aber die neuste Nachricht besage, daß er auf Sachsen marschiere, gegen den Daun. Oder vielleicht gen Torgau, um mit den Reichsvölkern abzurechnen, die sich da mausig machten. Oder vielleicht nach Magdeburg. „Hier kann ich Ihn nicht brauchen!" Worauf es wieder ein Signum gab, aber wenigstens eine Anweisung auf Nachtquartier im Ordonnanzhause und auf eine Blechmütze für Gottlieb, dessen vorschriftswidriger Hut das höchste Mißfallen des Generals erregt hatte. „In was für einem Etat heutzutage die Soldaten Seiner Majestät herumlaufen! Pfui Spinne! Fuchteln sollt' der Kerl haben, daß er auf seine Mütz nicht besser Obacht gegeben!"

Am liebsten wäre der Junker gleich weitermarschiert, aber das Felleisen ließ auf sich warten, kam erst nach zwei Tagen. So hatte er mehr Zeit, als ihm gutdünkte, in der großen Stadt herumzulaufen, das mächtige Königliche Schloß zu bestaunen und das riesige Zeughaus und

das erzene Standbild des Großen Kurfürsten, von dem ihm der Großvater so viel erzählt. Hat auch Augen und Mund und Nase aufgesperrt über die breiten Straßen, die hohen Häuser, die vielen Menschen, die Karossen und Portechaisen, die Schauläden und Garküchen; sah auch den ersten Mohren, der in bunter Lakaienlivree Maulaffen feil hielt. Fand das alles sehr kuriös und kam sich doch arg bedrückt vor, als ob er nicht genug Luft zum Atmen hätte. So daß er froh war, als sie die Beine wieder in die Hand nehmen konnten, um nach Magdeburg zu pilgern.

Das ging nun schon besser, als von Frankfurt nach Berlin. Er lief sich die Füße nicht mehr wund und hatte auch gute Erkundigungen über die Straßen eingezogen und die Nachtquartiere. Da fand sich denn, daß er öfters bei Verwandten und Vettern Unterschlupf suchen konnte, bei den Bredows und Barnewitzens und Rochows, und gut aufgenommen wurde, auch dorten, wo man von ihm nicht mehr wußte als den alten Namen. Merkte auch, die saßen hier noch im Fett, hatten von den Lasten des Krieges nicht viel gespürt, noch keine Österreicher gesehen und keinen Reußen. Überall scharrten noch die Gäule vor den Krippen, das Rindvieh stand in den Ställen, die Scheuern waren voll, und von den Bataillen erzählten sie wie von fernen Dingen. Höchstens daß sie klagten, der König hätte ihnen zu viel junge kräftige Burschen von der Arbeit fortgenommen oder daß der oder jener um einen Bruder oder Vetter trauerte, der bei Leuthen oder Kunersdorf gefallen. Aber auch das mit Maßen, denn es stand immer das Wort dahinter: für Fridericus Rex sterben, ist ein guter Tod.

Die letzte Wegstrecke hatte ihn ein Alvensleben fahren lassen, in einem schönen Kutschwagen, mit gutgefülltem Freßkober hinten drauf. So kam er höchst stattlich vor Magdeburg an, und da gab es wieder eitel Staunen über den breiten Elbstrom, über die großen Wälle und die hohen Festungsmauern. Und es gab wieder das dringliche Examen, doppelt und dreifach, an den Torwachen und vor dem Herrn Kommandanten. Seine Exzellenz waren aber sehr kurz angebunden, hätten mehr zu tun, als sich um den Junker von Zabeltitz zu kümmern, hätten auch keinerlei Meldung, wo Seine Majestät sich zurzeit befänden. Der Bursche da, der lange Laban, der solle jedenfalls hier bleiben; den werde er einstellen. Damit basta!

Das war sehr betrüblich.

Freilich, wenn man durch die Straße ging, konnte man merken, daß Seine Exzellenz alle Hände voll zu tun hatte. Da strotzte es von Soldaten, exerzierenden und herumstrolchenden, und dazu von Gefangenen, Österreichern und Franzosen, und dazwischen von hochbeladenen Wagenkolonnen und schweren Kanonen. Überall Kommandos und Fluchen und Lärm, fast als ob der Feind schon vor den Toren stünde. War auch nicht weit, hieß es, vor Torgau oder Wittenberg, auch an der Elbe.

Ja — und was nun?

Da dachte der Junker, zum ersten Male eigentlich herzinnig, an den Großvater und die Frau Mutter und kam sich jämmerlich elend und verlassen vor. Bis ihm ein Wort des Topperschen Magisters in die Seele träufelte: wo die Not am größten, ist Gott am nächsten.

Wieso ihm Hilfe in der Not kam, das war freilich höchst verwunderlich.

Es hatte arg zu schneien angefangen, der erste Schnee heuer, und hart kalt war es geworden. Grad hat ein bärbeißiger Korporal den Gottlieb aus der Herberge geholt. „Komm nur mit, Bursche! Da hilft kein Maulspitzen, es muß gepfiffen werden. Hast wohl lang genug auf der faulen Bärenhaut gelegen, kannst mal wieder die Fuchtel kennen lernen." Der Junker hat dem Gottlieb der gar nicht aussieht wie ein vergnügter Soldat, sondern wie ein recht betrübter Lohgerber, noch ein wenig Geld zugesteckt und bis vor die Tür gebracht; steht nun da und schaut in den rieselnden Schnee und auf die weiße Gasse.

Da kommt eine Karosse angefahren, ein wahres Glashaus, mit einem Lakai neben dem Kutscher und einem andern hintenauf, und drin sitzt, undeutlich zu erkennen, eine einzelne Frauensperson. Die muß wohl aber sonderlich scharfe Augen haben, denn plötzlich pocht sie heftig an die Glasscheibe. Die Karosse hält, der Lakai herunter und an den Schlag, fragt etwas in den Wagen hinein. Die Frauensperson aber springt an ihm vorbei, mitten in den Schnee und ruft mit Lachen: „Helf mir der Himmel! Ist das nicht der Toppersche Kaspar?" Und hat ihn auch schon, mitten im Schnee, der unbarmherzig auf ihren Lockenbau fällt, beim Wickel, küßt ihn rechts und links und drängt ihn in den Hausflur: „Parbleu! Ist wirklich der Kaspar! Junge, wo kommst du her?"

Lottchen . . . das Leichholzer Lottchen — Lottchen Lasow —

Das war wahrhaftig Hilfe in der Not, und also er-

schien Lottchen dem Junker gleich einem leibhaftigen Engel, in ihrem lichten Seidenkleide, mit dem schmalen Pelzkragen über dem Nacken, zierlich wie ein Püppchen. Kam auch ungeniert mit in die dumpfige Wirtsstube, streckte die winzigen Füße gegen den alten Kachelofen, daß die Schleppe nur so um die runden Waden raschelte, und fragte und fragte. Ein Mühlrad war nichts gegen das Plappermäulchen.

Fragte und half. „Der Bärbeiß! Die alte vertrocknete Exzellenz! Wart' nur, Kaspar, bei mir bist du an der rechten Quelle. Die Königin muß uns helfen. Ich präsentier' dich auch dem Erbprinzen von Hessen als Landsmann. Das wär' doch zum wundern, so wir nicht Sukkurs schafften."

Sie sorgte wahrhaftig, ließ den Junker am nächsten Tage in der großen Glaskutsche zum Dejeuner abholen, stopfte ihn mit unbekannten Delikatessen und Finessen und wollte sich krank lachen, daß er die frisch aus Hamburg gekommenen Austern mit höchst zweifelnden Augen betrachtete. Es war auch ein Franzose dabei, ein Marquis de Frayгne, der bei ihr so hoch in Gnaden zu stehen schien, daß sie ihn manchmal mit dem Vornamen Anatole nannte, und der grad so lustig war wie sie selber. Das heißt: sie sagte, er sei ihr Lehrer in der französischen Sprache, und sie traktierte diese auch mit wunderlichen Versen, von denen Kaspar immer nur die Hälfte oder noch weniger verstand. Aber doch einiges wie:

„Douce maîtresse, touche,
Pour soulager mon mal,
Mes lèvres de ta bouche —"

Am Abend mußte der Junker sein bestes Habit aus dem Felleisen nehmen und sich fein machen. Auch schickte das Lottchen einen Friseur, der mit allerlei Instrumenten und Salben an dem märkischen Strubbelkopf herumarbeitete. Dann nahm sie Kaspar persönlich in Augenschein, nestelte ihm ein Jabot zurecht, strich ihm mit den Händen noch einmal über die Haare, gab ihm allerlei gute Lehren über die Etikette, so zu beobachten, meinte aber lachend, er solle sich nur geben, wie er wäre, und führte ihn auf eine Assemblée bei der Prinzessin Amelie.

Ehrlich gestanden: der Junker war zwar zuerst erstaunt über die herrlichen Gemächer und die vielen Lichter und die geputzten Herren und Damen und die Lakaien, die in Gold starrten; aber dann hat er sich sehr ennuyiert. Denn er kam sich mordios einsam und verlassen vor unter den fremden Menschen. Anmerken freilich ließ er's sich nicht, hatte nach der ersten Impression bald seinen märkischen Dickschädel wiedergefunden, der sich über nichts und gar nichts wundern wollte. Nur einmal, als er sich bis zur Tür des Salons hindurchgeschoben hatte, in dem Ihre Majestät am Pharotische saßen und Bank hielten, kam ihm doch das Staunen an, wie da die Friedrichsdors herumflogen. ‚Herr mein Gott,' mußte er denken, ‚und Großvater spricht immer von der großen Not der Zeit und daß alles Geld außer Landes sei —'

Grad tippte ihm aber jemand leise auf die Schulter, und es war der lustige Marquis de Fraygne, der ihm in seinem gebrochenen Deutsch zuflüsterte: Mademoiselle de Lasow ließe bitten.

Sie gingen zurück bis in eines der Vorzimmer. Da stand Lottchen und machte Konversation mit einem schlanken, hochgewachsenen Herrn in Generalsmontierung. „Attention," flüsterte der Marquis. „C'est le Duc héréditaire . . ."

Nun also —

Der Junker machte zuerst seinen Kratzfuß und versuchte darauf soldatisch grad zu stehen. „Mit Permission Euer Königlichen Hoheit" — sagt das Lottchen — „da ist der Junker von Zabeltitz, der auf Order Seiner Majestät in Höchstdero Lager designiert ist."

„So — so! Komm Er mal näher heran, junger Herr. Mademoiselle hat mir viel Gutes von Ihm erzählt, so daß ich Ihm meine Protektion nicht versagen will. Ich sende am Mittwoch sowieso einen Feldjäger an Seine Majestät. Da kann Er sich anschließen. Ja . . . und weil Mademoiselle so schön gebeten haben, so mag er auch den langen Burschen mitnehmen, als seine Ordonnanz. Morgen mag Er sich die nähere Instruktion bei mir abholen."

Der Erbprinz machte ein legere Bewegung mit der Hand, das hieß wohl soviel als Entlassung. Aber der Junker dachte daran, was ihm der Herr Großvater gepredigt: hohen Herrschaften küßt man die Hand und Seiner Majestät den Rocksaum. Danach tat er, und die Königliche Hoheit schien es gnädig aufzunehmen. „Ich wünsch' Ihm alles Gute im Feldlager. Hüt' Er sich nur, daß Er den Kötern nicht auf die Pfoten tritt." Das verstand der Junker freilich nicht, doch man braucht ja wohl nicht alles zu verstehen, was Prinzen sagen. Die andern

lachten. Aber sie hatten bei Hofe alle solch feines Lachen: man hörte es nicht, man sah es nur. Zu Hause lachte das Lottchen anders.

An diesem Abend reichten die Lakaien einen kuriosen Wein in dünnen hohen Spitzgläsern herum, der ganz herrlich mundete, aber komisch in der Nase kribbelte. Eigentlich war er wie Schaum, und sie nannten ihn Vin de Champagne. Der lustige Marquis hatte einen der Lakaien in einer Ecke festgehalten und nötigte Kaspar ein Glas nach dem andern ein, und der ließ sich nicht lumpen, schon aus Politesse nicht. Aber als er am Morgen die Augen aufmachte, wollte das gar nicht recht gehen, und er hatte einen schweren Schädel.

Wie er nun dem Lottchen seine Visite macht, jammert die auch und sieht mordselend aus. „Du hast gewiß von dem Vin de Champagne getrunken, Lottchen!“ meint er mitleidig. Sie lacht darauf, aber es klingt ganz anders als sonst. Es war eigentlich zwischen Weinen und Lachen. Und dann erzählt sie, daß sie heut in aller Früh eine Post aus Topper erhalten, und zwar einen Schreibebrief von der Frau Mutter.

„Von meiner Mutter? Wegen mir?“ fragte er bestürzt.

Da hatte sie wieder ihr wunderliches Lachen. „Wegen dir — ach nein! Frau Beata weiß ja gar nicht, wo der Herr Sohn sind. Es ist wegen . . . wegen meines Bräutigams . . .“

„Geht es Ohm Christian schlechter?“

„Ich weiß nicht recht. Mag sein — mag nicht sein. Wie man's lesen will.“

„Kann ich den Brief nicht sehn?“

„Was willst du damit? Nein — nein! Der ist wahrhaftig nur für mich bestimmt!“ Und wieder lachte sie, und plötzlich wird aus dem Lachen ein Schluchzen, und dabei setzt sie ein feines Batistmouchoir in hundert kleine Stücke.

„Mach’, daß du fortkommst!“ Es war alles in einem. „Ich will dich nicht mehr sehn!“ Hat ihn dabei doch beim Wickel, hält ihn fest mit beiden Armen, preßt ihn an sich, küßt ihn rechts und links, bis ihm ganz wirblig im Kopfe wird. „Ihr Topperschen! Ihr Topperschen!“ Und singt plötzlich halblaut vor sich hin:

„Si le roi m’avait donné
Paris, sa grande ville,
Et qu’il me fallût quitter
L’amour de ma mie . . .
Je dirais au roi Henri:
Reprenez votre Paris!
J’aime mieux ma mie, ô qué!
J’aime mieux ma mie . . .

„Ja, so . . . das ist ja nichts für deine Jeunesse. Was? Nein . . . nein, mein Jung! Schweig fein still und hol’ dir deinen langen Laban. Ich estimiere, ihr Topperschen, ihr gehört nun mal zusammen . . . ihr . . .“

* * *

Verwundert hat sich der Junker wohl über das Gehabe und Getue vom Lottchen Lasow, aber groß den Kopf hat er sich nicht darüber zerbrochen, zumal es am nächsten Tage wieder hinausging in die weite, unruhige Welt, die der frühe Winter mit seinem sanften weißen Tuch überzogen hatte.

Es war das nun doch ein anderes Reisen mit dem Feldjäger, denn vorher. Stolz zu Roß, wenn der Gaul auch ein weniges schäbig war, und mit vier Husaren als Eskorte. Der Gottlieb mußte mit dem Felleisen in der Karrete hinterdreinfahren, von Nachtquartier zu Nachtquartier, war's aber ganz zufrieden, wär' mit allem zufrieden gewesen, dieweil er vorläufig einmal wieder der Korporalsfuchtel entronnen. Soldat des Großen Friedrich heißen, das war ganz schön und war ehrenvoll. Aber sich anschreien und womöglich karbatschen lassen, wenn einmal der Zopf nicht straff genug, das konnte man entbehren.

Ging auch jetzt noch ein bißchen kreuz und quer ins Sachsenland hinein, und je weiter man kam, desto mehr merkte man wieder vom Druck und den Lasten des Krieges. Des Königs Hand lag schwer auf dem eroberten Lande, das ihm Steuern und Rekruten stellen mußte, soviel es hergeben konnte. Die Bauern stöhnten, aber der Feldjäger machte keine Umstände. Wo er hinkam, der Fabricius, hieß es: Order Seiner Majestät. Essen und Trinken her! Und das beste Bett! Und die Gäule bis an den Bauch ins Stroh und die Krippe voll Hafer! Sonsten soll euch der Geier holen!

Man näherte sich auch der Armee, begegnete einzelnen

Kommandos und Ordonnanzreitern, Wagenzügen mit Proviant und Transporten, die manchmal weithin die Landstraßen füllten. Auch waren die Quartiere dann und wann schon belegt und Not in der Unterkunft.

Einmal, als am Nachmittag der Junker mit seinem Gottlieb Marzanke vor einem schlechten Katnerhäuslein stand und in die Wolken sah, die weiteren Schneefall zu dräuen schienen, kam ein Trupp Grenadiere vorüber, die Holz geholt hatten, unter Führung eines verwetterten Korporals. Wie der den Marzanke im Vorüberschreiten sieht, bleibt er stehen, schüttelt den Kopf: „He, du da, vom Regimente Zastrow, wir müssen uns doch kennen?! Sperr' oculos, mein Sohn, haben doch zusammen in einer Mordsnacht in der Sandgrube gelegen und sind zusammen bis an die Oder retiriert. Möcht' wohl wissen, wie's dem Herrn Stabskapitän von Zabeltitz geht?"

Ist wahrhaftig der Ernst Werneberg gewesen, Bruder Studiosus ehedem, gewester Grenadier vom Regiment Prinz Heinrich, nun Korporal und ein Mordskerl, wie es schien, dem es gut ging.

„Kann man bei euch noch unterkriechen? So — will bloß meine Bursche anhalten. Immer muß man auf die Lausekerle aufpassen, sonsten macht sich einer dünn, schlägt sich in die Wälder, und man verliert jegliche Reputation."

So haben sie nachher in der stickichten Stube um den Ofen gesessen, hinten an der Wand die Bursche, wie die Orgelpfeifen in der Reihe, damit der Korporal sie immer im Auge. Ab und an donnerte er sie an, daß es nur eine Art hatte. Dazwischen aber erzählte er. Kein

Renommiste konnte besser erzählen, wie er, immer ein wenig Wahrheit und festes Aufschneiden drum 'rum. Wenn's alles richtig gewesen, hätt' er, der Korporal Werneberg, allein die Moskowiter aus Schlesien gescheucht. Aber vom Alten, vom Fritze, da sprach er nur mit gehobener Stimme. Das war einer, ein Großer, Ganzer, vor dem alle Professoren und Doktoren jeglicher Fakultät auf den Knien herumrutschen müßten. „Hab' ich's nicht damals schon gesagt, in der elenden Sandgrube, zu dem Lumpen, dem Schwyzer, der desertieren wollte: Kennst Vater Fritze schlecht, den kriegen die Österreicher und Russen nicht unter! Haben sie auch nicht, hat sie alle in Schach gehalten, trotz der Unglücksbataille. Und ist krank gewest dabei. Von Schlesien bis Sachsen hat er sich in der Sänfte tragen lassen müssen. Aber jetzo ist er wieder kesch — werdet ja sehen. Junker, ich neid's Euch! So ganz um ihn sein! Unsereiner — unsereiner kann höchstens sterben für ihn!

„Ja, der Kühne, mit dem wir dunnemals zusammen, der lebt noch. Schade um den Bursche, daß er ewig salbadern muß, ist sonsten ein braver Kerl, könnt' auch schon Korporal sein. Ist zu weich, zu weich. In der Bataille, da tut er seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, aber vorher und nachher muß er plärren. Ist eben ein Pietist. Wir haben viele von der Sorte und sind sonsten die Schlechtesten nicht. Ja . . . wer weiß . . . die erbeten sich am End' doch noch einen besonderen Platz im Himmelreich, wo unsereiner directissime in die Hölle fährt. Vielleicht aber, daß man dorten besonders gute Gesellschaft antrifft!"

Er lachte, daß es dröhnte, schnob einmal wieder zu seinen Orgelpfeifen hinüber.

„Müßt wissen, zwei von denen da sind Sachsen, die wir bei Pirna gefangen, und einer ist österreichischer Überläufer. Stecken nun alle in Friedrichs Rock, möchten aber lieber heut wie morgen heraus, trotzdem das Achtgroschenstück doch nirgends so pünktlich auf die Stunde fällt, wie bei uns. Ja . . . eine tolle Bande! Aber wo soll der Rex die Soldaten herkriegen, muß sie halt nehmen, wo er sie findet. Beim Zeus und allen Göttern des Olymp, die Minerva inbegriffen! Die Kantonisten werden rar, die Werber bringen immer weniger aus dem Reich. So müssen's solche Himmelhunde tun, die nur die Angst vor der Gasse hält. Der Schwarze da, der Kerl, hat schon achtmal Gasse laufen müssen. Das kitzelt. Seither muckst er nicht mehr. Was macht Ihr für ein Gesicht, Herr Junker? Euch gruselt wohl? Ja . . . die Spießruten . . . solch ein zerfetzter Rücken ist zum Jammern. Aber was wollt Ihr? Es geht nicht anders. Und man wird hart mit der Zeit. Werdet's auch noch erleben, Ihr junges Blut.

„Und dann laßt's Euch sagen: wie sorgt der Friedrich für seine blauen Kinder! Ist noch keiner in der Armee Hungers gestorben, auch nicht in der Zeit der größten Not. Um alles hat er persönliche Sorge, um die Kranken, um die Blessierten. Und wenn er so an einem vorüberreitet, mit den großen Augen einen anguckt — Donnerwetter! — das hilft über alles fort! Unser großer König!

„Junker, habt Ihr schon von den schönen Liedern eines

Grenadiers gehört? Manchmal flattert solch Blatt ins Lager und mahnt unsereinen, der mehr als bloß lesen gelernt, ganz seltsam an vergangene Tage, wo man griechische Heldenlieder traktierte. Gleim soll der Dichter heißen, möcht' ihn wohl kennen lernen. Das Herz lacht einem, wenn er so singt:

,Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht
Den Himmel über sich als Zelt
Und um sich her die Nacht."

Jetzo bramarbasierte der Korporal, der geweste Studio aus Gießen, nicht mehr. Nun leuchtete die Begeisterung aus seinen Augen. „Hab' wohl auch mal ein Carmen probiert," meinte er dann, fast traurig. „Aber es langt nicht. Frau Muse pariert dem Korporalstock nicht. So, und jetzt muß ich meine Bursche auf ihr Stroh bringen!" Stand auf und reckte sich. „Auf, ihr Himmelhunde! Rechts um! Marsch! . . . Gute Nacht, Herr Junker, und du vom Regiment Zastrow! Und wenn ihr träumt, so sei's vom Alten. Vivat Fridericus Rex!"

Tags darauf, um die Mittagsstunde, sind sie zu Hirschstein eingeritten, wo kurz vorher der König zu seiner Armee gestoßen war.

Das Herz pochte dem Junker Zabeltitz doch gewaltig gegen die Rippen, wie er das Bauernhaus sah, in dem Friedrich quartierte. Ein moosbedachtes Haus, ein wenig größer als die anderen, mit zwei Posten vor der Tür. Sonst nichts Besonderes, bloß daß ein ewiges

Kommen und Gehen von Offizieren und Ordonnanzen darin schien.

Er hatte sich das ein wenig anders gedacht: ein großes Gezelt etwa mit wehenden Fahnen und gewaltigem Troß ringsherum oder ein ragendes Schloß. Nun war's eben ein Bauernhaus. Aber darin wohnte er: der König.

Der Feldjäger gab seine Papiere ab und versprach, sich zu erkundigen, wo und wie der Junker sich melden sollte. Der machte sich unterdessen propper, so gut es ging, und wunderte sich, daß ihm dabei die Hände zitterten. Es wollt' sich gar nicht recht schicken mit der Frisur, und immer wieder fühlte er das Herzklopfen bis in den Hals hinauf. Sprach sich auch immer aufs neue sein Sprüchlein vor, das ihm der Großvater eingebleut: „Euer Majestät alleruntertänigst zu melden: Junker Kaspar von Zabeltitz auf Topper zur Stelle.“ Und daß er nur nicht vergaß, des Königs Rocksaum zu küssen.

Indem kam der Feldjäger zurück. „Der Junker soll sich zunächst beim General von Lentulus präsentieren.“

Also los und Mut!

Was der General war und Flügeladjutant, der saß, ein großer schöner Mann, vorn im Bauernhause dicht am Herde, hatte eine Karte vor sich zwischen zwei Unschlittkerzen und machte mit dem Crayon Einzeichnungen darauf.

Als der Junker eintrat, sah er auf, nickte ihm freundlich zu. „Er ist der Zabeltitz? Kann Er reiten?“

„Zu Befehl, Herr General.“

„Kann Er schreiben, gut und leserlich?“

O du grundgütiger Informator! Wenn er das gehört hätte, der Cerisius, das Herz hätte sich ihm im Leibe umgedreht. Solcher Zweifel!

„Zu Befehl, Herr General!“

Sprach ein wenig österreichisch, der Lentulus, da er ehedem in Diensten der Kaiserin gestanden.

„Also, das ist ja halt schön, daß Er wirklich schreiben kann. Alle Junkers können es nit. Also, Er hat doch wohl eine Epistel zur Einführung mit, vom Herrn Vater.“

„Mein Vater ist bei Hohenfriedberg gefallen, Herr General.“

Der Lentulus griff an den Hut, wie zu Ehren des Toten. „Also — von wem sonsten?“

„Von meinem Herrn Großvater auf Topper.“

„Ist schon gut. Nehme Er das in die Hand, daß Er's gleich hat, so Majestät danach fragen sollt'. Und antwort' Er laut und frei, so Majestät sonsten was fragt. Ja . . . also . . . und nehm' Er sich vor den Hunden in acht. Hört Er! So . . . ja . . . ich will Ihn nun anmelden.“

Es ging gewiß ganz geschwinde. Aber dem Junker wollte es eine Ewigkeit dünken, bis der General wieder da war.

„Also . . . so komm Er!“

Sie traten beide rechts in die niedrige halbdunkle Bauernstube. Ein großer Tisch stand in einer Ecke, auf dem brannten ein paar Kerzen, leuchteten aber grad nur im engen Umkreis.

„Euer Majestät, der Junker von Zabeltitz bittet um

die Permission, sich präsentieren zu dürfen . . ." meldete der General.

Der Junker aber sah den König nicht.

Erst nach ein paar Atemzügen, bei denen das Herz schier springen wollte, sah er auf dem Lehmboden eine kleine Gestalt, die kauerte vor einer Schüssel, hatte ein Stöckchen in der Hand, wehrte damit ein paar Windhunden, sprach französisch zu ihnen: „Attention, Biche! Sei artig, Alceste . . ."

War das der König? Fridericus Magnus!

Wieder währt es eine Weile. Ein paar Sekunden . . . eine Ewigkeit . . .

Die Windspiele lecken den Rest aus der Schüssel. Bis zum letzten, mit spitzen Zungen.

Da sagt die kleine Gestalt: „Was will Er?"

Und der General gibt dem Junker einen Rippenstoß. So betet der sein Sprüchlein, denn der Kauernde muß doch wohl der König sein, ist ja sonsten niemand im Zimmer: „Euer Majestät untertänigst zu melden: Junker Kaspar von Zabeltitz auf Topper — zur Stelle."

Klingt die Stimme hell zurück aus dem Dämmern: „Was will Er, frag' ich?"

Wieder stößt der Lentulus ihm in die Rippen.

„Euer Majestät alleruntertänigst ein Schreiben meines Großvaters Hans Ehrenreich von Zabeltitz auf Topper zu überreichen." In Wahrheit, etwas mühselig kommt es heraus.

„Was soll's damit? Ich kann mich um Lappalien nicht kümmern. Nehm Er und les Er vor, Lentulus." Und: „Sei modeste, Biche! Willst du wohl . . ."

Bricht der General die Siegel, tritt an die Leuchter und liest:

Euer Majestät
Großmächtigster König und Herr.

Euer Majestät haben durch Allergnädigste Order de dato 3. Augusti anni currentis des Unterfertigten meinen Enkelsohn Kaspar von Zabeltitz in memoria dessen, daß der Vater Hans Friedrich, mein Ältester, bei Hohenfriedberg geblieben als Höchstdero Pagen ins Feldlager designieret. Euer Majestät wollen Allerhuldreichst Nachsicht geben, daß der alleruntertänigst Gefertigte sotaner Order erst jetzo gehorsamen kann, weilen die Reußen unser Land weithin besetzt gehalten und ein Instradieren zuzeiten impossible war. Indem Euer Majestät der Unterfertigte jetzo den Junker sendet, empfiehlt er Seinem Allergnädigsten König und Herrn das junge Blut zu Gnaden als

Seiner Majestät alleruntertänigster Knecht
Hans Ehrenreich von Zabeltitz.

Laut und deutlich liest der General.

Indem erhebt sich der König. Schwer und langsam, unter leisem Stöhnen, mit Assistenz des Krückstocks, der neben ihm auf dem Lehmboden gelegen.

Langsam und schwer tritt er zum Tisch, in das Kerzenlicht.

Und da erst sieht ihn der Junker, erkennt ihn — und erschrickt.

Immer war das gleiche Bild in seiner Seele gewesen: vor zwei Jahren hatte der Herr Großvater von der Messe

zu Frankfurt einen Kupferstich heimgebracht, darauf war der König noch auf feurigem Rosse als schöner junger Kriegsheld dargestellt. So und nicht anders hatte er sich Friedrich ausgemalt, so mußte er aussehen. Wußte doch auch: der König ist kein Greis, ist Anno 1712 geboren, hat die Fünfzig noch nicht erreicht.

Und nun ist er so ganz anders: da steht im Kerzenschein, angetan mit einem verschabten, verschlissenen Rock, ein alter Mann. Lang ist das Gesicht und schmal, und tiefe Falten, wie sie die Sorgen graben, ziehen sich um die Stirn und über die Wangen. Grau, fast weiß schimmert über der rechten Schläfe das schüttere Haar. Scharf hebt sich der Nasenrücken, eingefallen ist der Mund, schmal sind die Lippen —

Ein Greis, gebeugt von schweren Lasten, ehrfurchtheischend: so steht der König im Kerzenschein.

Jetzt nimmt er des Großvaters Schreiben aus des Generals Hand, wirft einen schnellen Blick hinein, schüttelt den Kopf: „Parbleu . . . das hätt, ich beinahe vergessen.“ Winkt mit dem Krückstock. „Komm Er näher heran.“

Und wie der Junker herantritt, richtet der König den Blick auf ihn. Wunderbar groß sind die Augen, wunderbar tief ist ihr Blau, und der Blick leuchtet förmlich in die junge Seele hinein, als könnte er sie mit einem Male durchforschen bis in die geheimsten Winkel. Als wie ein Mirakel aber ist es: die Augen, der Blick, machen mit einem Male das alte Gesicht jung, löschen die Runzeln, glätten die Falten. Und der schmale, sorgenvolle Mund kann lächeln, gütig lächeln.

Daß er jetzt lächelt, der König, hat freilich seinen besonderen Grund. Nämlich, während der Junker so, stramm aufgerichtet, aber mit pochendem Herzen und fliegendem Atem vor Friedrich steht, kreisen die Windspiele um ihn, und es währt nicht lange, so springt Biche an ihm hoch, noch einmal und wieder, und die schlanke Alceste drückt die zittrigen Glieder gegen seine Stiefeln, als wollt' sie sich wärmen.

„Die Tierchen haben Ihn gern," spricht der König endlich, halb für sich. Dann zum Lentulus: „Ist in Ordnung. Den Zabeltitz enrolliert Ihr als Pagen und sorgt, so gut es im Felde geht, für sein Adjustement. Der Pirch, der Windbeutel, mag Ihm vorerst abgeben, was fehlt." Dann zum Junker: „Tu' du dein Devoir, daß ich dir immer ein gnädiger Herr sein kann."

Greift in die Tasche, zieht eine goldene Uhr heraus, nimmt eine Prise Spaniol. Fährt mit dem Krückstock leise, fast zärtlich zwischen die Windspiele. „Laßt den Mosjöh jetzt." Und macht das Zeichen der Entlassung. Grad noch, daß der Junker sich beugen und die Lippen auf den Saum des alten blauen Uniformrocks drücken kann.

Wie im Traum steht er draußen.

Kaum daß er hört, was der General sagt, mit einem knappen Auflachen: „Also ... Er kann Fortune machen, Zabeltitz. Die Kreaturen meinten es gut mit Ihm."

Ist aber am Herdfeuer jetzt ein junger, schlanker Mensch im roten Rock, mit schwarzem Hut unter dem Arm, macht dem General seine Reverenz und blickt neugierig auf den Fremden.

„Also," sagt der Lentulus, „da hätten wir ja grad den Pirch. Hör' Er, Pirch, hier ist der Zabeltitz ... das wird sein Kamerad. Er soll ihm abgeben, daß er vorerst leidlich adjustiert ist."

„Also," sagt der Pirch, „da hätten wir ja halt eine schöne Bescherung. Hab' selber kaum was Rechtes mehr auf dem Leibe und soll abgeben. Das wird halters doch nicht angehen."

„Er ist ein Hallodri!" sagt der General. „Man wird ihn fuchteln müssen, wäre schon längst von nöten gewesen."

„Also," sagt der Pirch und lacht. „Warum nit gar krummschließen?"

„So ein Frecher!" sagt der Lentulus und lacht auch. „Ist halt nun aber genug, Pirch. Er wird dem Zabeltitz auch Instruktion geben. Versteht Er? Zum Deixel! Majestät haben befohlen."

Sie streiten noch eine Weile, halb im Ernst, halb im Scherz. Der Junker aber hört und sieht kaum, denkt immer nur an den Alten darin, nebenan, an die strahlenden Augen.

Bis plötzlich der Pirch dicht neben ihm steht, ihm mit der flachen Hand auf den Rücken schlägt. „Auf gute Kameradschaft! Will ein übriges für dich tun, so du brav bist und honorig. Erst aber müssen wir zusammen eine Bouteille Roten austrinken, wird sich wohl im Küchenfourgon noch etwas für uns finden. So komm —"

„Solch ein Hallodri tut immer was finden," ruft der General noch. „Unsereiner kann dürsten."

Da sind sie aber schon hinaus. Und sitzen beieinander

ein paar Stunden, und der Pirch redet und redet. Kommt sich doch wichtig vor: er instruiert. „Mitten in der Nacht, um vier Uhr, steht der König auf. Da muß, wer am Dienst von uns ist, parat sein. Der Kammerdiener macht den Zopf, dabei liest Majestät schon Briefschaften. Gleich darauf müssen wir ihm zwei Gläser Wasser und zwei Tassen Kaffee präsentieren, und er fragt uns nach diesem und jenem; manchmal gnädig, manchmal ist er bös. Ist alles gut, läßt er sich wohl die Flöte reichen, spielt ein paar Passagen. Jetzt aber seltener, dieweil ihm, mit Respekt zu melden, die Zähne ausfallen. Dann kommt der Eichel, der Kabinettsrat, hält Vortrag. Darauf müssen wir bei der Toilette Assistenz machen, besonders die Haartour gut pudern. Viel Zeit darf aber nicht verloren gehen. Und dann ist's wohl halber Tag geworden, und der rechte Dienst geht los. Jetzo im Feldlager. Da gibt's zu reiten . . . du wirst ja sehen . . . sorg' nur, daß du einen passablen Gaul vom Stallmeister bekommst . . .“

Hat nur mit halbem Ohr zugehört, der Junker. Immer, immer mußt' er an den alten Mann denken, mit dem Sorgenangesicht und mit den leuchtenden blauen Augen.

Und ehe er sich auf sein Stroh warf, kramte er aus dem Felleisen das Tintenglas heraus, Gänsekiel — noch vom Informator zum Abschied säuberlich geschnitten — und Papier. Das Schreiben lag ihm sonsten nicht sonderlich, hatte herzlich wenig nach Topper berichtet von seiner Odyssee, hatte sogar ein schlechtes Gewissen.

Heut aber mußte er schreiben, mußte.

„Ich hab' vor dem Könige gestanden. Hätt' auf die

Knie sinken mögen. Ich hab' ihn lieb. Ich könnt' für meinen gnädigen Herrn sterben . . .'

* * *

Das Lottchen hat längst nach Topper gewollt, schon seit der Vater so seltsam geschrieben. Aber die Lolotte, wie sie der Marquis nannte, die hielt es mit tausend Klammern in Magdeburg, am Hofe fest. Wenn das Lottchen dachte: ist meine Pflicht und Schuldigkeit, so dachte Lolotte: was kann ich ihm helfen? Vater schreibt ja selber, daß er in den besten Händen. Und Monsieur Anatole lachte: „Teuerste Lolotte, spielen Sie sich doch nicht Komödie vor. Allen andern mag man Komödie spielen, nicht sich selbst. Sie lieben ihn ja gar nicht, den märkischen Bären!"

Wer weiß? Ist mit der Liebe ein eigen Ding, dachte das Lottchen. Man mag seine Amouren haben, und die Liebe hängt doch an einem andern Haken. Da lernt keiner aus. Und sicher ist sicher. Der cher père hat am End' gar nicht so unrecht, wenn er schreibt: Dein Christel ist mal der Erbe von Topper und allem was drum und dran, und wenn der alte Zabel, mein Bruderherz, auch jetzt nicht recht damit hochkommt, ein schöner Besitz ist's doch. Ne faites pas des bêtises!

Süße Torheiten, ja! Aber große Torheiten wollt' das Lottchen nicht machen. Und so hat sie schon mehrmals an ihren Stabskapitän die schönsten Briefe geschrieben, rührende Briefe, pläsierliche Briefe, wie's gerade kam. Aber zum Schluß immer: ‚Daß ich nicht bei meinem Herzallerliebsten seyn darf, das ist mein größter Chagrin.

Doch Du weißt ja, Ihre Majestät läßt mich nicht von Sich.' Damit konnt' er doch content sein, der Bär. Und die Frau Beata? Der cher père schaut Gespenster. Base Beata könnt' ja beinahe meine Mutter sein. So dumm ist der Christel doch nicht. Wenn einer die Wahl hat: Lottchen und Beata! Ridicule!

Da war mit dem ersten Schnee der Brief von der Base einpassiert. Zum Wundern: grad als der lange große Junge von Beata auch da war.

Ein ganz simpler Brief eigentlich. Aber das Lottchen verstand zwischen den Zeilen zu lesen, und da las sie so allerlei von stillen Frauenschmerzen, allerlei, was wie Zündstoff für sie war.

‚Herzliebste Base! Wollt' Dir schon längstens schreiben, hab' aber nicht gewußt, ob ich Dir damit unrecht thäte oder nicht, wollt' Dich auch nicht ohne Noht in Unruh stürtzen. Sintemal es ja auch mit Christian, was die Blessur angehet, nicht mehr so arg ist, euer Schäfer hat da brav geholfen. Auch braucht der Christian nicht andere Pfleg' als er hier hat. Du könntest, estimier ich, da weniges oder nichts dazuthun. So ich Dir jetzo doch schreibe, hat's seyne besondere Raison. Mit dem leiblichen Befinden nämlich dürft' man zufrieden seyn, aber der arme Christel ist trübe von Gedanken, hat öfters Melancholie oder wenn ich's recht benenne, kuriöse Sentiments. Das aber, mein Lottchen, hanget mit Dir zusammen, mit der Sehnsucht. Kann ja auch kaum anders sein, wenn meine réflexion recht ist. Es zehret an dem lieben gutten ärger denn schleichendes Fieber. Und ich komm' mit aller schwesterlicher Liebe dagegen nicht an.

So das ich nun doch schreiben mus, so Du ihn wirklich und wahrhaftig von Hertzen lieb hast, so komm und siehe selber zu —‘

So schrieb die Beata und dann noch einiges, recht als Anhängsel, damit es seine Art habe, vom Herrn Vater und daß der Kaspar abgefahren und von allerlei häuslicher Misere, von den Russen und daß es mit der Winterbestellung langsam vorwärts ginge. Darunter: ‚Deine Dich hertzlich liebende Base.‘

Nun, nun, Frau Beata: das mit der herzlichen Liebe zu mir, das war wohl nicht so seriös zu nehmen . . .

Zwanzig Male oder mehr hat das Lottchen den Brief gelesen, hat darüber gelacht und darüber geweint, bis das Papier in ihren Händchen ganz zerknittert und die ungelenke Schrift ganz verwischt war.

Am Abend ist bei der Prinzessin Amalia Pharobank gewesen. Da hat sie sich vorgenommen: verlierst du, so reisest du nicht. Denn Unglück im Spiel heißt Glück in der Liebe, ist dann also nicht nötig. Gewinnst du aber, so muß es sein. Und sie gewann ein ganzes Häufel blanker Friedrichsdors.

Dann war es schnell geschehen. Urlaub von Ihrer Majestät genommen mit tränenfeuchten Augen: mein Verlobter ist schwer blessiert, ich muß nach ihm schauen. Abschied von Anatole . . . ach nein, der ließ es sich nicht abringen, mußt' Lolotte wenigstens die erste Tagesreise bis Burg begleiten, daß er sie zu allerletzt recht zärtlich in die Pelze wickeln und ihr noch ins rosige Ohr flüstern konnte:

„Peut-on être auprès du rosier
Sans en pouvoir cueillir la rose?“

So ist sie eines Mittags im Schneegestöber in Leichholz vorgefahren und hat den Alten nicht wenig aufgeschreckt. Immer sah es ein weniges wüst um ihn her aus, seit die Frau Mutter selig nicht mehr sorgte, aber heut kam es dem verwöhnten Lottchen doch zu arg vor. Im großen Saale saß er mit seinen Kumpanen, dem Niederwitzer und dem dicken, dicken Landrat von Boden. Sie hatten den Tisch dicht an einen der zwei glühenden Kachelöfen gerückt; Eßgeschirr stand auf der großen Platte, ohne Tuch, und Flaschen und Gläser dazwischen; die Köter lagen unter den Stühlen und nagten an den Knochen. Ach du mein Himmel: die blaue Damasttapete in Fetzen, der Deckenstuck schwarz vom Tabakrauch, Spinnweben überall, die Dielen wohl seit Wochen nicht aufgefegt. War schon zum Grausen. Dazu die roten Gesichter und die johlenden Stimmen, die bis auf den Flur drangen.

Ein etwas schämte sich der Alte, als die Demoiselle in der Tür stand mit großen Augen. Aber dann fuhr er hoch, auf sie zu, schmatzte sie ab, rechts und links: „Lotteken! Lotteken! Wahr und wahrhaftig! Ist mal 'ne Überraschung! Nur herein, wir beißen nicht. Das Mensch, die Mamsell, hat ein paar Hühner abgewürgt, wird für dich auch noch ein Happen da sein. Und ein Glas Tokaier . . . bei dem Wetter . . . mein Lotteken . . . ja solch armer vieux garçon . . . 's ist eben, wie es ist! Aber willkommen im Vaterhause!“

Nun war ihm die Freude doch auf dem zerwetterten Gesichte geschrieben zwischen den Verlegenheitsfalten, und die beiden Kumpane, schien's, freuten sich auch, taten sich

ein wenig Zwang an, küßten chevaleresk die Hand, als ob sie's nicht anders gewöhnt, scheuchten die Köter fort, rückten einen Stuhl heran, halfen den Pelz ablegen und machten verliebte Augen dazu. Bald lachte das Lottchen, dachte: mit den Wölfen mußt du heulen. Und dachte auch: die ungeleckten Bären. Mon Dieu, so sind sie wohl alle, und mit solchen leben müssen! Und dachte an ihren graziösen Anatole.

Recht wohl aber fühlte sich weder der lange Niederwitzer, noch der dicke Boden, der allmächtige Landrat. Währte nicht lange, so bestellten sie ihre Schlitten, hatten dringendst zu Hause zu tun, hatten nur eben im Vorüberfahren mit dem Bruderherz ein wenig konversieren wollen, und da hat der gute Lasow sie festgehalten. War ja immer so allein, der Herr Vater. Bis nun, wo das liebe schöne Töchterchen ihm ins Haus geflogen. „Hoffe doch, Lotteken, du kommst mal herüber nach Niederwitz," sagt der eine. „Vergiß nicht, daß du mein Patenkind bist!" sagt der andere und „mit Permission" und schmatzt einen dicken Kuß mit seinem Stachelbart.

Nun sind sie fort.

Der Alte hat sich die Pfeife bringen lassen, schmaucht mächtig; promeniert im Saal auf und ab, ist mit 'nem Male ganz nüchtern.

Das Lottchen hockt am Ofen, hat die Füße gegen die Kacheln gestemmt, ist wie benommen im Kopfe.

„So hast doch Räson angenommen, kleine Kröt'? Hat lang genug gedauert."

„Wie steht's drüben . . . in Topper?"

„Je nun! Was weiß ich? Mußt selber zusehen."

„Bin deshalb gekommen, Vater. Nämlich, Beata hat mir geschrieben."

„Selber, der Tugendbold? Schau zu! Ist ja kurios. Was denn?"

Sie hat den Brief herausgenestelt. Er nimmt ihn, liest ihn, ein-, zweimal. Hat sein listiges Gesicht, spitz und scharf, wirbelt den weißen Bart. Schmaucht wieder mächtig.

„Je nun, das sieht ein Blinder, das wußt' ich auch ohn' die Epistel — bei der Witib rebelliert das Blut. Das Ehbett stund lang genug leer."

„Danach frag' ich nicht. Der Christel?"

Er sieht an ihr vorbei, stößt mit dem Fuß nach dem Hund, schmaucht eine dicke Wolke. Sagt endlich: „Je nun . . . das kommt auf dich an."

„Ich versteh' nicht, Herr Vater."

„Je nun . . . da mußt du selber zusehn."

Jetzt ist es eine Weile still zwischen ihnen. Der Alte promeniert auf und ab. Das Lottchen sinnt und fröstelt dazu und gähnt. Dann sagt er: „Ist übrigens ein braver Mensch, die Beata. Ehrlich. Klug ist sie auch in ihrer Art. Meint wohl: mag die Lotte Lasow kommen, und er mag wählen. Sie oder ich. Ich hab' meine Rechte auf ihn, hab' ihn betreut und gepflegt. Die Lotte aber hat sich fern amüsiert. So ist es."

„Vater!"

„Je nun . . . ist doch nicht anders."

„Er liebt mich, er hat Sehnsucht. Sie schreibt es ja."

„Und du?"

Da ist das Lottchen stille.

Er wandert wieder. Schwer hallen seine Schritte im großen Saal. Dann und wann brummelt er. Bis er wieder stehen bleibt. „Mach' dir ja keine Reprochen. Frommen zu nichts. Ich kenn' dich doch. Gönn' dir auch deine Jeunesse. Doch ... wenn du gescheit bist und hast nichts anderes in petto, so ließ' ich mir den Christel nimmer entgehen. Wenn er auch ein Krüppel ist."

„Ein Krüppel? Vater!"

„Ja nun ... Invalid. Alles kann der Schäfer nicht gut machen."

Sie hat die Augen geschlossen. Horcht, wie der Vater schweigend auf- und abschreitet, und jeder Schritt tut ihr weh. Bei jedem Schritt klingt's: ein Krüppel ... ein Krüppel. Hat soviel, soviel Krüppel gesehen in den Kriegsjahren, hat mit so vielen Mitleid gehabt. Ja, mit dem Christel gewiß zu allermeist. Und doch ist das ganz etwas anderes. Du mein Gott ...

Endlich steht sie auf, gähnt. „Ich bin müd', Herr Vater. Erlaubt, daß ich gehe. Hoffentlich hat das Mensch meine Stube geheizt und mir die Wärmflasche gerichtet ..."

„Ist besorgt —"

„Gute Nacht, Herr Vater. Wenn's Ihnen recht, so fahren wir morgen gegen Mittag nach Topper."

„Ist schon recht, Lotteken." Und faßt sie plötzlich um, hart an der Tür. „Beschlaf dir's, Lottchen ... sei nicht dumm. Ein Spatz in der Hand ist besser denn zehn Tauben auf dem Dache. Du weißt!"

* * *

Gegen Mittag, am nächsten Tage, sind sie also nach Topper gefahren. Im Schlitten, und es war kalt geworden. Aber die Frische wollte Lottchens Wangen heut nicht recht färben. Blaß sah sie aus und übernächtig. Und zum Unglück hatte die Zofe das Rouge-Schächtelchen einzupacken vergessen. Vielleicht freilich war's gerade gut so.

In Topper steht der Egid vor der Tür und schlägt die Arme hoch und macht: „Hallo! Hallo!“ Der Gestrenge kommt heraus und ruft: „Bruderherz . . . und das Lottchen!“ Er freut sich wirklich, vergißt alles andere, denkt nur an des Sohnes Freude.

Und da ist Frau Beata —

Sie reichen sich die Hände. Fast reglos liegen die ineinander.

„Du kommst also . . .“

„Es ist so. Wie geht es mit Christian?“

Beatas Gesicht hat heut einen eigenen Ausdruck. Sie zögert: „Grad heut nicht sonderlich. Die Blessur schmerzt wieder, das Wetter bringt's wohl mit sich. Er sitzt hinten in der braunen Stube . . . im Lehnstuhl.“

Sie sind drinnen im Zimmer. Charlotte hat den Pelz abgestreift, steht im schmucken engen grünen Kleid, streift mit beiden Händen an den Hüften herab, blickt in den kleinen Spiegel: gut sieht sie aus, wie eine Amazone.

„Ich will zu ihm.“

Wieder zögert Beata. „Daß er sich nur nicht erschreckt. Erlaube . . . ich möchte ihn ein weniges vorbereiten.“

„Nein! Nein! Gleich will ich zu ihm!“

Ihre Blicke begegnen sich. In den Augen funkelt es. Doch dann senkt Beata plötzlich den blonden Scheitel: „Es ist dein Recht . . . so geh . . .“

So geht sie. Sie kennt ja den Weg, durch die Vorhalle und den hinteren Korridor, in dem immer der Dunst von der Küche schwebt; nach Gänsefett riecht's heute. An den Wänden stehen die großen grobkantigen Leinenschränke, Beatens Stolz, und verkümmern das karge Licht.

Da ist die Tür, die dritte in der Reihe. Das Lottchen hat schon die Hand auf der Eisenklinke, aber sie drückt sie nicht herunter. Die Enge preßt ihr plötzlich die Luft in der Brust zusammen. Oder ist's die Erwartung oder die Ungewißheit oder die Sorge? Von drinnen kommt ein schwaches Hüsteln. Wie alte Männer hüsteln, stoßweise, ängstlich, als ob der Atem nicht recht reiche.

Die Tür geht ohne Geräusch in den Angeln.

Das Zimmer ist hell, blendend hell. Die Wintersonne leuchtet durch die Fenster. Im ersten Moment schmerzen ihr die Augen von dem jähen Übergang aus der Dämmerung in das grelle Licht. Sie kann nicht gleich erkennen. Und er, scheint's, hat sie nicht kommen hören.

Dann sieht sie ihn.

Dicht am Fenster sitzt er, im tiefen Lehnstuhl. Die rechte Ohrenwange der Lehne verdeckt halb sein Gesicht. Aber was sie sieht, ist erschreckend genug. Eine zusammengesunkene, todhagere Gestalt, einen Kopf, halb Kind,

halb Greis. So elend — so elend — zum Jammern. Daß das Mitleid in ihr hochsteigt, daß ihr die Tränen in die Augen schießen wollen. Nein, er muß doch gehört haben, daß die Türe ging. Er hüstelt wieder leise. Es ist wie verhaltenes Ächzen. Und dann sagt er: „Gute Beata . . .“

Sagt es, wie er's wohl hundertmal am Tage gesagt haben mag, wenn sie kam und ging und dazwischen auch. So dankesvoll, so zärtlich.

So zärtlich, daß Lottchen die Tränen ersticken.

„Ich bin's, Christel!“ ruft sie mit ihrer hellen Stimme und stürmt vorwärts. „Ich!“

Da schreit er auf. Jubel soll's sein, aber mitten drin ist der große Wehlaut des Schmerzgepeinigten. Aufrecken will er sich und fällt nur tiefer zusammen. „Mein Lottchen . . . geliebtes . . .“ Nun kniet sie neben ihm, hält seine Hand, streichelt sie. Das gewaltige Mitleid ist wieder da, und die Tränen sind da. Recht gut will sie sein zu ihm.

„Mein Lotteken,“ sagt er matt. „Daß du gekommen bist . . .“ Hüstelt, hat die gesunde Hand auf ihrem Nacken. „Mein Gott, mein Gott, daß du gekommen bist. Endlich . . .“

Ist wohl schon zu viel für seine Kraft. Der hagere Kopf mit dem schütteren Haar über der hohen Stirn, die weiß ist wie der Schnee draußen, legt sich müde gegen die Lehne. Nur aus den Augen leuchtet es. Aber es ist auch nicht eitel Glück und Freude. Er hüstelt, ein kleines, elendes Lächeln kommt und geht. „Bin freilich ein Krüppel, du mein liebes Mädchen . . .“

Ja — wahrhaftig! — recht gut will sie sein und brav. Hat soviel Mitleid im Herzen. Möchte ihm etwas Liebes sagen, daß er Freude dran hätte. Aber die flinke Zunge versagt sich. Grad' nur ‚Armer Christel!' kommt heraus. Wagt kaum die Augen aufzuschlagen, so schreckt sie die eingesunkene Brust und das Elendsgesicht. Mon Dieu! War das ein Mann! Stark für dreie! Ein Stolz! Der stattlichste Offizier im Regiment! Und nun solch siecher Krüppel! Ein Krüppel . . . nennt er sich selber nicht also . . .

„Wie du schön bist, mein Lotteken —"

Im Nacken fühlt sie die fieberheiße Hand durch das Kleid hindurch. Und nun am Halse. „Mein süßes Lotteken . . . solche Sehnsucht hab' ich gehabt, dich zu sehen. Nur einmal noch . . ."

Dann ist es stille zwischen ihnen. Sie weiß nichts zu sagen! Nichts! Nichts! Aber aufschreien möcht' sie.

Mag wohl sein, daß ihr Körper bebt, daß er's fühlt. „Du frierst? Ist gewiß hartes Wetter draußen. Und doch bist du gekommen," sagt er. „Lotteken, deine Hand ist so kalt. Geh doch an den Ofen, wärme dich ein bißchen . . ."

Ja, das wird sie tun. Wie sie so steht, die Hände im Rücken an den braunen, heißen Kacheln, da kommt wirklich eine wohlige Wärme über sie und mit der das ruhige Überlegen.

Dazwischen spricht er mit seiner matten Stimme. Will dies wissen und jenes. Und nun kann sie antworten, Auskunft geben. Wie sie leben in Magdeburg? Wie

sie gereist ist? Was sie Neues vom König weiß . . . von unserem großen König? Und vom Prinzen Heinrich. Und warum wohl der General Schmettau Dresden so schnöd' übergeben hat?

„Bist nun ausgewärmt, mein Mädchen?"

„Ja . . . Christian . . ."

„So komm doch, zieh dir einen Stuhl 'ran. Ich . . . ich . . ."

„Ich komm' schon . . . Christian . . ."

„Gib mir dein liebes Händchen. Ach, daß du da bist, Lotteken —"

Er hüstelt und spricht. „Ja, die Blessur. Und der Schäfer. Und Beata . . . wenn die nicht gewesen mit ihrer Fürsorge und Pflege, Tag und Nacht, nimmermüde, und die Hände so sanft . . ."

„Ja, Beata . . ." sagt sie plötzlich dazwischen.

„— die hat mir der liebe Gott vom Himmel geschickt."

Gern möcht' sie etwas erwidern, etwas Herbes, Scharfes. Hat es schon auf der Zunge, zwingt's doch herunter. Wozu noch?

Darauf wird er stille. Ist wohl sehr müde und matt. Scheu schaut sie um nach ihm: der Kopf liegt wieder auf dem braunen Leder, ist nun ganz grau, bis auf zwei rote Flecken auf den Wangen. Die Lider sind tief über die Augen gesunken. Zum Erschrecken, zum Jammern! Der arme Christel . . . gewißlich kommt der nimmer mehr ganz hoch. Und wenn doch: ein Krüppel bleibt er sein Leben lang! Ein elender Krüppel! Invalid! Nun regt er sich wieder, hustet, hat sein kleines, karges

Lächeln. „Jetzo mein' ich, könnt' ich mein Tränklein kriegen . . ."

„Ich ruf' die Beata."

„Nein, nein, mein Lotteken. Da drüben steht's ja, auf dem Tisch."

„Ich weiß nicht Bescheid damit. Ich ruf dir Beata . . ."

„Nicht doch. Ich wart' lieber, es hat schon noch Zeit."

„Ist doch besser, ich ruf' Beata . . ."

Nicht anders ist's ihr, als ob sie selber fiebere. Ob es wohl so etwas gibt, daß solche Maladie ansteckt? Manchmal hat sie rote Kreise vor den Augen, und in den Ohren summt es. Lange kann sie's sicher nicht mehr aushalten hier. Immer die schwache Stimme hören. Immer dies elende Gesicht sehen —

„Mein Lotteken, ich möcht' dich fragen . . ."

„Was denn, Christian?"

„Du . . . du bleibst doch jetzo bei dem Herrn Vater — auf Leichholz?"

„Bester, wo denkst du hin? Die Königin gibt nicht so lange Dispens. War schon so schwer genug. Drei, vier Tage, länger nicht."

Leise, schmerzlich stöhnt er. „Ach, du geliebtes Mädchen . . ."

Nicht hören mehr kann sie das Stöhnen, nicht ertragen.

„Jetzt mußt du aber die Medizin nehmen. Ich ruf' dir Beata."

Nun widerspricht er nicht mehr. Schlägt nur die schmerzensreichen Augen groß zu ihr auf, hat wieder

sein kleines, bittendes Lächeln: „Mein Lotteken, noch keinen Kuß hast du mir gegeben . . .“ Einen Moment zögert sie. Hat Grauen vor dem Gesicht dorten, hat ein seltsames Grauen auch vor der Lüge. Aber ein Kuß? Wenn ihn das so beglückt! Einen einzigen Kuß —

Also beugt sie sich über ihn. Nur anschauen kann sie ihn dabei nicht. Sie drückt die roten Lippen auf seine Stirn. Da faßt er sie mit dem gesunden Arm, wie mit letzter Kraft, zieht sie nieder zu sich, küßt sie auf den Mund.

Schrecklich ist das, furchtbar. Aber ist ja nur ein Moment. — Und nun ist sie frei. „Du Böser!“ sagt sie noch und weiß selber nicht, daß das fast kokett klingt. Gibt sich auch nicht Rechenschaft, daß sie plötzlich heiß an andere Lippen denken muß. Nur so im Fluge. Wer kann für solche Gedanken?

„Jetzo . . . Beata!“ Und schon an der Tür: „Au revoir, mon ami!“

Draußen steht sie und muß sich an den nächsten Schrank lehnen. Ganz erschöpft ist sie, wie nach schwerem Ringen. Wundert sich selber darüber: wieso nur? Hätte ja viel ärger sein können, ärger und ärgerlicher. Kein vernünftiger Mensch kann mir Reprochen machen. Mon Dieu . . . ich und der arme Krüppel! Nur daß es an ihm gewesen wäre, von Rechts wegen, mich freizugeben. Hätt' sich das sagen müssen.

Das Herz ist nun ruhiger. Von drinnen klingt noch einmal das leise, trockene Hüsteln.

Ja . . . Mitleid. Gewiß, du Armer. Aber mehr? Nein! Nein! Bloß alle guten Wünsche . . .

So geht sie sicheren Schrittes durch die Dämmerung und den dumpfen Küchendunst bis zur Vorhalle und klinkt die Tür auf. Da sitzen die beiden Alten, jeder hat eine lange Pfeife zwischen den Zähnen, und vor jedem steht ein großes, spitzes Branntweinglas. Anderes scheint in dem Topperschen Keller nicht zu lagern. Der Kanasterrauch füllt die ganze Stube. Mit dem Schwert könnt' man ihn durchhauen.

Beata aber steht am Fenster, wendet sich schnell um, als die Tür geht. „Du möchtest zu Christian kommen, Liebe. Er verlangt sein Tränklein."

„Ist gut." Und sie geht an der andern vorbei, ohne sie anzusehen, so dicht, daß ihre Kleider sich streifen.

Das Lottchen setzte sich zu den beiden Alten, den Vater rechts, den Topperschen links. Die schienen mürrisch, hatten am Ende allerlei Unangenehmes verhandelt. In Topper, erzählte der Vater ja heut früh, gab es neuerdings immer Diffikultäten. Vielleicht war's wegen des Januarzinses.

Sie wartete. Mochte einer von den Alten beginnen. Dann wollte sie sprechen. Saß stille, die Hände im Schoße, spielte mit den Ringen. Endlich meinte der Toppersche ungeduldig: „Wie hast denn den Christel gefunden, Lottchen?"

„Je nun, Ohm — es ist zum Jammern. Der Ärmste! Das Herz dreht sich einem um. Wenn ich denke, als ich ihn zuletzt gesehen, in Ruppin, auf einer Assemblée: so gesund und so stark!"

„Wird schon wieder werden —"

Sie schwieg, wiegte nur ganz langsam, bedächtig den Kopf. Sah dabei vorsichtig zum Vater hinüber. Der blinzelte ihr zu, als ob er alles ahnte und sagen wollte: ‚Nur Courag'!‘

Einen Moment hat sie die Augen fest zugedrückt. Noch einmal alles überlegt. Dann richtet sie sich auf, legt die linke Hand auf den Arm des Topperschen, die rechte auf den des Vaters, beugt sich vor. „Ich muß euch sagen, Euch Ohm, und Euch, Herr Vater ... ehrlich und offen ... ich trag's nicht, ich kann's nicht ...“

Der Leichholzer schmaucht ruhig weiter. Der Ohm zieht die Pfeife aus den Zähnen, fragt, als ob er nicht recht verstanden. „Was denn, Lotteken?“

„... so weh mir's tut ... ich kann nicht Christels Frau werden ...“

Der Pfeifenkopf klirrte zu Boden. „Was?“

Wieder sah sie auf den Vater, wollte bei ihm Sukkurs holen. —

„Der Deixel, Lottchen!“ sagte der, langsam, an jedem Worte kauend. „Ja, Bruderherz, wenn man's recht bedenkt, unrecht kann niemand der Lotte geben. Vor Gott und vor Menschen nicht.“

„Vor Gott und Menschen nicht — so hoff' ich!“ beteuert Lottchen.

„Du willst ... also du willst den Christel nicht ... weil er siech und schwach ist. Hat sein Blut für den König gelassen ...“ Er zwingt sich noch, der Alte, aber die Adern schwellen ihm dick und blau auf den Schläfen.

Antwortet der Leichholzer für die Tochter. „Mußt das recht verstehen, Bruderherz, und in Ruhe aufnehmen. Schau' doch das Lottchen an. Tränen hat das Kind. Ja . . . aber wenn sie doch nicht gegen Herz und Gewissen kann —"

„. . . den Laufpaß geben! Wo sie stolz auf den Christel sein müßt'! Herr Gott im Himmel, dreht sich denn die Welt um?"

„Manchmal scheint's so, Bruderherz. Aber diesmal ist's doch nur der Dinge Lauf. Hab' deinen Christel von Herzen gern, hätt' mir keinen lieber als Eidam gewünscht — Parole d'honneur. Doch nun . . . mach' nicht solche Augen, Zabeltitz . . . nun solch siecher Mann und das junge, blühende Leben hier! Also paßt's nun mal nicht zueinander."

Hat sich der Toppersche gebückt, den schönen Pfeifenkopf aufzulangen. Scherben, drei große Scherben. War die Fortuna drauf kunstreich gemalt gewesen, Göttin Fortuna in Wolken. Mitten durch ging der Sprung. Hielt das eine Stück in der Hand, besah es lange, wortlos. Schleuderte es darauf wieder auf den Boden, weithin, in die Ecke an der Kossätenscheune, schlug mit der Faust auf den Tisch. „Pfui Geier! Hinaus! Hinaus mit euch!"

„Bruderherz! Alter Freund!"

„Ich bin zum Geier dein Bruderherz! Hinaus sag' ich! Hinaus!" Schrie es und stand auf, zitternd vor Wut, mit dicken Zornfalten im Gesicht und funkelnden Augen. „Hinaus!"

„Aber so hör' doch, Freundchen . . ."

„Hinaus!“

Das Lottchen war schon bis zur Tür retiriert. Die Alten standen sich gegenüber.

„Von Sinnen bist du —“

„Hab' mit euch nichts mehr zu schaffen. Schert euch!“

„Das heischt Satisfaktion!“

Der Toppersche lacht. Gleich Gewittergrollen klingt es.

„Ganz wie der Mosjöh wünschen . . .“

Noch einmal versucht der Leichholzer einen Anlauf. Hat das Pfeifenrohr fallen lassen, zwirbelt seinen Bart. „So möcht' ich nicht gehen, Zabeltitz! Du wirst Vernunft annehmen. Überleg's doch: ist doch nicht zum ersten Mal, daß ein Verlöbnis aufgelöst wird in Ehren . . .“

„Hinaus, sag ich!“

Da schüttelt der Lasow den Kopf, zieht die Achseln hoch. „So komm, Lottchen. Gegen Narretei ist nichts zu wollen. Wird dich bitter reuen, Zabeltitz.“ Und sie gehen. Der Leichholzer schleudert die Tür ins Schloß, daß die Fenster klirren.

Der Alte aber steht, steht und starrt ihnen nach. Ist wie ein Block Holz, regungslos, eine lange Weile. Hört draußen Peitschenknallen und Schlittengeläut. Steht und starrt —

Bis endlich eine große Schwäche über ihn kommt. Daß die Beine ihm unterm Leibe wanken, daß er mit den Händen in die Luft greift. Mühsam tastet er bis zum Lehnstuhl, fällt schwer darauf, wie eine gebrochene Eiche. ‚Mein armer lieber Jung'! Das trägt er nimmer . . . mein Christel . . .‘

Und gleitet vom Stuhl nieder auf den Boden, neben die Scherben. So fand ihn ein paar Minuten später Beata.

* * *

Zur jungen Gnädigen kam jetzt, schon seit einer Woche oder darüber, die Ruth. Frau Beata hatte sie sich geholt, eines Tages, kurz nachdem der Junker ausgezogen ins Feld: sie sollte bei ihr das Klöppeln lernen. Wußte selber nicht recht, warum sie's getan, wußte nur, das mit der feinen Spitzenarbeit war Vorwand. So saßen sie denn nachmittags, solange noch helles Licht, beieinander und warfen kunstvoll die Klöppelhölzer. Freilich: die Kunst war eigentlich nur bei Frau Beata. Das Kind hatte Eifer, aber nicht rechte Ruhe und Überlegung. Manchmal gab's Reprimanden und wohl auch mal einen leichten Schlag auf die allzu huschlichen Finger. Doch dann schossen der Ruth gleich die Tränen in die Augen, und das konnte die junge Gnädige nicht ansehen. Streichelte die heißen Wangen und sagte begütigend: „War ja nicht böse gemeint. Mußt nur besser achtgeben."

Gestern, wo das Unglück mit dem Gestrengen geschehen, hatte sie das Kind nach Haus geschickt. Es gab gar zu viel zu tun zwischen den beiden Kranken. Heut freilich auch noch, wennschon es dem Herrn Vater besser war, so daß er der Schwieger erzählen konnte, wie alles zugegangen. Da hatte sie nur stumm genickt, wieder und wieder, und zum Schluß bloß gesagt, mit ganz eigenen Augen: „Herr Vater, wer weiß, wozu es

gut ist. Dem Christian müssen wir's jetzo noch verschweigen. Ganz langsam nur darf er's zu wissen kriegen — das —"

Und nun kam die Ruth durch den tiefen Schnee in ihrem dünnen Mäntelchen. Da brachte die junge Frau nicht übers Herz, sie wieder unverrichteter Sache heimzuschicken; hatte auch Verlangen nach einem anderen Gesicht, verstohlenes Verlangen. Wenn's auch nur ein Kind war, vor dem man das Herz nicht ausschütten konnte — es war doch ein lebendiges Wesen, und man sah sich in die Augen und dachte allerlei. So sagte sie: „Bleib." Und jetzt saßen sie am Fenster in der Oberstube, die sich Frau Beata eingerichtet hatte, bei der Arbeit.

Viel sollte, schien es, heute freilich nicht daraus werden. Bald trieb die Sorge die junge Frau die Treppe hinunter, nach dem Christian und nach dem Vater zu sehen. Sie durften nicht zu kurz kommen über der Ruth. Und das währte seine Zeit. Der Gestrenge hielt es schwer aus im Bette; er fluchte und wetterte über die Leichholzer, war kaum zu kalmieren. Der Schwager aber sprach mit so großer Liebe von seiner Braut, wie schön sie ausgesehen und wie herzensgut sie wär'. Das war noch viel ärger, und man konnt' doch nur ‚Ja — Ja' dazu sagen.

Wie sie wieder heraufkam in ihr Zimmer, in schwerem Sinnen noch, sah sie's: die Kleine hatte die Arme auf das Tischchen gelegt und den Kopf darauf. Der Faulpelz! Aber als die Ruth nun erschreckt auffuhr, da sah sie das andere: das Kind hatte geweint. Heißrot

waren die Bäckchen, und in den langen Wimpern hingen noch die dicken Tränen.

Zuerst dachte sie nur: Kinder weinen so leicht einmal. Mal um dies und mal um das und manchmal um gar nichts. Lachen und Weinen steckt da in einem Sack. Man muß kein Wesens davon machen. Setzte sich also Ruth gegenüber und nahm die Hölzer, und das Kind auch. Aber es ging gar nicht von der Hand. Sogar Beata prudelte immer wieder. Denn wenn sie aufschaute, sah sie, wie immer noch die Tränen über die heißen Wangen liefen, eine nach der andern. Und sah auch: das Kind kämpfte mit sich. Die junge Brust hob sich hastend, und dann und wann schütterten die Schultern. Sie wollte streng sein und verständig, fragte herbe: „Was heulst denn, Ruth? Das geht doch nicht an. Nimm dich zusammen!"

Darauf antwortete Ruth nicht. Beata sah's: sie preßte die Lippen fest aufeinander, wollte sich zwingen. Doch die Tränen rannen weiter, schwer und langsam, eine nach der anderen, und fielen auf die zitternden Hände und auf die Arbeit. Fast als ob's etwas Ansteckendes wäre, so war's. Auch die tapfere Frau packte die Melancholie. Aber ihr tat sie eigentlich nicht weh, war mehr linde süße Wehmut. Und leises Mitleid mit dem jungen Ding drüben schlich ihr ins Herz.

Wie sie die Ruth so, aufmerksamer noch denn vorher, betrachtete, fiel's ihr auf: bei aller holdseligen Kindlichkeit hatte das Mädchen etwas Gereiftes, über seine Jahre hinaus. Ehedem, ehe der Kaspar ins Feldlager zog, hatte Frau Beata wohl gelächelt, wenn der Herr

Vater ihr von der kleinen Liebelei zwischen dem Junker und dem flinken Rotkopf aus der Pfarrei sprach: das waren ja Kinder und Kindereien. Jetzt fühlte sie's unsicher: so ganz Kind war Ruth nicht mehr. Hat sich wohl grad in der letzten Zeit auch verändert. Trug den Scheitel glatt, aus dem sich sonst hundert rote widerspenstige Härchen gestohlen; hatte ein sauberes, feines Kräglein um den Hals, daraus wuchs der Kopf, merkwürdig fein und schmal, wie eine Blume fast, empor. Alles das machte es doch nicht: der Ausdruck war's, der auf dem Gesicht lag. Der war so seltsam schwer und schmerzlich. Nicht wie bei einem Kinde, das eine Unart begangen oder ein schlechtes Gewissen hat oder gestraft worden ist: nein, wie bei einem Menschen, der Schmerz trägt.

„Leg' nur die Arbeit hin," sagte sie sanfter als vorher. „Heut glückt's doch nicht."

Und dann, nach einer kleinen Weile: „Komm einmal herum zu mir, Ruth, bring' dein Stühlchen mit. So — setz' dich zu mir."

Als die Ruth nun neben ihr saß, ganz dicht, wie sie's ihr gewiesen, daß Schulter fast an Schulter lag, nahm sie ihre beiden Hände, hielt sie mütterlich, sanft und fest, und fragte: „Lieb Kind, was weinst du so?"

Da sank das Köpfchen ganz tief auf die Brust, die sich hob und dehnte unter dem groben Kleid. Und aus dem Weinen wurde ein wehes Schluchzen.

„So sag's, Ruth. Denk' einmal, ich sei dir Schwester oder Mutter. Sag's nur. Das tut gut und macht das Herz leichter. Ist's denn so arg Schlimmes?"

Sie schüttelt den Kopf, öffnet die Lippen, als wollte sie sprechen; bringt aber keinen anderen Ton heraus als das verhaltene, schmerzensreiche Schluchzen.

„Sprich doch! Hab' Vertrauen zu mir. Ich mein' es gut. Komm — sag's mir ganz leise ins Ohr —“ Und sie läßt die Hand frei, legt die ihre um den heißroten Kopf, zieht ihn dicht zu sich heran, küßt die Stirn, wartet geduldig. Bis es leise wie ein Hauch zu ihr kommt: „Solche Sehnsucht hab' ich —“

Vielleicht — ja, vielleicht — hätt' Frau Beata zu anderer Stunde scharf aufbegehrt. Aber das eigene Herz war so voll, so voll. Es wohnten auch die Sehnsuchten darin, die schmerzensreichen, in denen jedem Leid doch ein seltsamer Balsam gemischt schien: die Sehnsucht nach dem Sohn, mit der fernen Hoffnung, daß er sich Ehre und Ansehn erwerbe und daß sie ihn heil wieder in die Arme schließen würde, und die Sehnsucht nach dem Brosamen Liebe des siechen Mannes dort unten mit der Zuversicht, daß sie dem viel, unendlich viel sein und geben könnte, mehr als jegliche Leidenschaft. Also daß ihre Stunde kommen müßte ...

Das machte sie so weich. Sie konnte nicht über die Stunde hinaussinnen, hatte nur das heiße Herzensbedürfnis, recht, recht gut zu sein, hatte das köstliche Empfinden: ‚Der liebe Gott hat dir ein Töchterchen versagt. Nun schenkt er dir eins. Nimm's an deine Brust, heg' es und pfleg' es, daß es gedeihet. Das übrige laß bei des Herrn Rat. Er wird's wohl machen.‘

„Du Liebes!“ sagte sie. „Du armes Liebes! Ja ... die Sehnsucht. So sieh mich doch an ...“

Hat die Ruth die tränenschweren Augen aufgeschlagen. Und mit einem Male ist heiß, über alle Scheu hinweg, das glückselige Vertrauen über sie gekommen. Wußte selbst nimmer, wie es geschah: küßte der Frau die Hände, wieder und wieder, mit brennenden Lippen, und dann, plötzlich, umschlang sie Beata, als wollte, könnte sie nimmer loslassen. — Und die Frau lächelte und und sprach leise: „Ja, die Sehnsucht. Sehnsucht und Hoffnung und Geduld, das sind gute Brüder. Schreib's in dein Herze ein: Hoffnung ist ein fester Stab, und Geduld ein Reisekleid — da man mit durch Welt und Grab, wandert in die Ewigkeit . . .“

* * *

Herzliebe, Gnädige Frau Mutter!

Ihr gehorsamster Sohn bittet recht sehr Pardon, weilen er so selten schreibet. Ist aber wahrhaftig nicht ganz leicht mit dem Gänsekiel in der Campagne, hab' brechend wenig Zeit oft, bin von früh bis spat im Dienste bei Seyner Majestät, von der ersten Toilette bis vielmals um Mitternacht, dazwischen im Sattel, mal heißt's, hat Er Crayon, dann muß man schreiben, mal heißt's, lauf' Er, hol' Er den Krusemarck oder den Eichler, und man fällt todmüd' auf sein Stroh. Aber das thuet nichts, denn sonsten ist Ihr gehorsamster Sohn und Diener gesund wie Fisch im Wasser.

Den Gnädigen Herrn Großvater und sodann auch Oncle Christian wird es gewißlich interessieren, daß ich neulich hab' die ersten Kugeln pfeifen gehört, große und

kleine, wie's kam. Die Frau Mutter brauchen nicht zu erschrecken, sie haben mich nichts angethan. Ich hab' mir auch gar nicht geforcht und nicht gebückt, wie sie kamen, hab' gelacht. Heidi, ganz lustig ist es gewesen. War aber dabey, à vrai dire, eine recht arge Affaire, von welcher der Herr Großvater vielleicht in den Gazetten gelesen hat, weilen nämlich der Herr General von Finck am 31. hujus bei dem Dorfe Maxen mit seynem Corps vor dem Daun kapitulieren gemußt, wo wir mit dem Gros d'armée nachmarschirten, aber zu spät gekommen und nur eine leichte escarmouche hatten. Seyne Majestät seyn sehr traurig und zornig gewesen, haben gesagt, hab' es mit eignen Ohren gehört: sey bis dato ein gantz unerhörtes Exempel, daß ein preußisches Corps vor dem Feinde die Waffen strecket. An 15 000 Mann, haben wir alle schwer mit Seyner Majestät gefühlet, aber hege der Hoffnung, daß Majestät das allens balde wieder gut machet.

Meiner Gnädigsten Frau Mutter muß ich noch gehorsamst vermelden, daß ich zwey Freunde auf einmal fast bekommen hab'. Der eine, das ist der Pirch, mein lieber Kamerad in Dienst Seyner Majestät, ein lustiger, braver Bursch, der meiner Thorheit hielft, wie immer er kann. Parlirt auch schon französisch wo mir noch sehr mangelt und nohtthut, weilen der König sehr viell französisch spricht. Der andere das ist eine kuriose Geschichte. Heißet Cajetan Grolich und ist Feldprediger beym Regimente Bernburg, aber kein alter Mann als wie unser Topperscher Herr Magister, sondern noch jung an Jahren, hat in Frankfurt studirt und in Halle

an die Saale und ist gar gutt. Wie er meyn Freund worden, das kam so. Hab' ihn erst predigen hören wieder ganz anders denn unser Topperscher, nämlich über Sprüche Salomonis, Kapitel 20, wo es heißet Krieg soll man mit Vernunft führen und war ein Hoheslied auf unseren Herrn König und voll Mahnung für den Soldaten, Officier und Bursche. Hab' ihn dann den Blessirten Trost spenden sehen und war gar zu schön. Vorgestern aber mußt Einer Gassen laufen, ein Desertör, das mußten wir ansehen und da war er auch dabey und hatte Thränen in den Augen ob des zerfleischten blutigen Missethäters. Muß ja sagen, das Gasselaufen ist schröcklich. Und da bin ich zu ihm getreten und mußt' ihm die Hand reichen, da sprach er zu mir, wurde ein langer Discurs, da haben wir uns zusammengefunden, worüber ich sehr glücklich bin.

Gnädigste Frau Mutter, so Sie mir etzliche gute Hembden schicken könnten mit Gelegenheit, wär's sehr gutt, die meynigen sind Stücke. Von den Friedrichdors vom Herrn Großvatter hab noch drei, Seyne Majestät werden schon weiter sorgen.

Ich hab' die Gnädigste Frau Mutter sehr lieb und in hohen Ehren, bitt' daß Sie mich dem Herrn Großvater empfehlen wolle und Ohm Christian und Oncle Egid und im Dorf Herr Magister und Frau Pfarrin und die Ruth grüßen. Schreib' auch nächstens mal an ihr. Und bin nun in schuldiger Devotion der Gnädigsten Frau Mutter

treugehorsamster Sohn Kaspar von Zabeltitz.

Dem Junker ist sein Brief herzlich schwer geworden: es war nicht leicht mit dem Schreiben in der Campagne. Die beiden, der Pirch und Zabeltitz, hausten jetzt im elenden Kämmerchen eines elenden Bauernhauses im Orte Pretzendorf, wo kaum Raum war sich umzudrehen. Viel besser hatten es freilich unter ihnen Seine Majestät auch nicht, und die Herren Flügeladjutanten mußten sich so einschachteln, daß des heimlichen Fluchens und Schimpfens kein Ende war.

„Schöne Winterquartiere!“ meinte der General von Krusemark, und der andere, Lentulus, nickte. Sie dachten wohl beide an das herrliche Dresden oder auch an Breslau, wo der König sonst seine winterliche Ruhe verlebt hatte. Diesmal schien's überhaupt keine Ruhe zu geben. Es wurde Dezember, und es wurde Januar, ohne daß die Armee in die Kantonnements kam. Dicht lagen Daun und die Preußen sich gegenüber, im Schnee und Eis.

Der König war schlecht bei Humore. Ein Unglücksjahr war's für ihn, das 1759. Die unselige Bataille von Kunersdorf; dann, kaum daß diese wie durch ein Mirakel überwunden, der Verlust von Dresden; darauf die Kapitulation von Maxen mit Schimpf und Schande. Dann körperliches Leiden — und die drückende Sorge: was wird die Zukunft bringen? Ist noch eine Rettung möglich gegen das ganze verbündete Europa?

Manchen Tages mochte der König keinen Menschen sehen, erledigte nur das Notwendigste, ließ kaum seinen vertrautesten Kabinettsrat, vor, saß dafür stundenlang über den Karten oder schrieb lange Briefe

an seine Freunde in der Frene. Die sonst so geliebte Flöte lag unberührt im Kasten, und die kleine zarte Biche mochte noch so sehr des Gebieters Knie umschmeicheln, er achtete ihrer nicht. Ein andermal lief ihm die Galle über. Er ging, auf den Krückstock gestützt, auf und ab, sinnend, blieb stehen, rief nach dem Pagen: „Hol' Er mir den General Saldern!"

Der lag nicht weit davon im Quartier, kam eilends an.

„Hör' Er! Nehm Er ein paar Kompagnien, geh Er nach Schloß Hubertusburg. Der Hadek hat's mit Berlin arg gemeint, das fordert Revanche. Nehm Er da fort, was nicht niet- und nagelfest ist. Alles. Verstanden?"

Der Junker, der dabei stand, erstaunte. Denn der Saldern, groß und stark, wird kreidebleich im Gesicht, tritt einen Schritt zurück.

„Nun?" herrscht der König.

Darauf Saldern: „Eure Majestät wollen gnädigst verzeihen. Für die Aufgabe bin ich nicht der Rechte."

„Wieso? Hört Er nicht? Ausnehmen soll Er das Nest. Revanche will ich!"

Macht der Saldern seine Reverenz, steht dann wie aus Stein gemeißelt: „Eure Majestät mögen mich zur Bataille auf den verlorensten Posten stellen. Da steh' ich. Aber plündern! Das geht gegen meine Edelmannsehre! Bin kein Räuberhauptmann. Bin Offizier Eurer Majestät. Preußischer Offizier!"

Stampft der König heftig mit dem Krückstock auf. Zwei-, dreimale und die blauen großen Augen blitzen Zorn. Sagt endlich: „So geh Er!"

Der General macht wiederum seine Reverenz und geht, blaß wie der Tod, aber mit stolzem graden Nacken. Der Junker reißt ihm die Tür auf. Der König flucht französisch hinterdrein. Biche und Alceste verkriechen sich winselnd in die Ecken, kennen ihren Herrn. Wie der Page die Tür geschlossen hat und sich umwendet, sieht er den König am Fenster. Der hat die Dose herausgezogen, nimmt hastig eine Prise, die Brocken rollen über die Weste. Und wunderlich, der Junker muß in all seiner Verstörtheit denken: die Weste müßte die Frau Mutter schauen; gleich käme sie in den Waschtrog.

„Zabeltitz!"

„Euer Majestät!"

„Lauf Er! Der Quintus Icilius soll kommen!"

Das ging nicht so schnell wie vorhin, denn Monsieur Guichard, den der König, weil er so firm in den alten Römern war, auf Quintus Icilius umgetauft, lag mit seinem Freikorps ganz am anderen Dorfende. Aber schließlich kam er doch. Und das war denn auch der rechte Mann für des Herrn üble Laune. Er lachte nur wegen des Befehls, zog ab und kehrte das Unterste zu oberst auf dem Schloß und kam selber nicht zu kurz dabei.

Gegen Mitte Januar verlegte der König das Hauptquartier nach der Stadt Freiberg zurück, immer noch so hart am Feinde, daß alltäglich sechs volle Bataillone auf Vorposten ziehen mußten. Aber man war doch leidlicher untergebracht. Auch die Pagen. Dafür wurden sie strenge in Zucht genommen. Zweimal in der Woche

traktierte Lentulus mit ihnen Kriegshistorie, und jeden Morgen nahm sie des Königs Stallmeister im Sattel vor. — Majestät arbeiteten viel am Schreibtisch. Die Feldjäger kamen und gingen. Die hohen Offiziers raunten vom Frieden.

Auch das Regiment Bernburg lag im Orte. So kam der Zabeltitz häufiger mit seinem neuen Freunde, dem Feldprediger, zusammen. Dem sagte er auch das, was er vom Frieden gehört. Da faltete Cajetan Grolich die Hände und sprach ein stilles Gebet. Doch dann sah er auf. „Gott geb' uns den Frieden! Aber er muß ein guter Friede, ein Frieden in Ehren sein. Hör', mein Lieber, ich will dir einen wackern alten Spruch sagen: Die Waffen soll man werfen weit, nach Frieden trachten allezeit. Wo es aber kann nit anders sein, schlag man alsdann mit Freuden drein!"

Da merkte der Junker wieder: der Cajetan war doch von ganz anderem Holze geschnitzt denn der Magister in Topper. War eben ein Regimentsprediger Friedrichs —

* * *

So ist der Winter dahingegangen. Langsam, sehr langsam. Der König hat die Armee retabliert, so gut es ging nach den mörderischen Verlusten. Ließ die Kantonisten ausheben in den eigenen Provinzen, schrieb Rekrutierung aus in den besetzten Landen, rührte die Werbetrommel; die Rekruten wurden gedrillt, die Magazine gefüllt und die Kriegskasse. Zumal auch die letztere,

denn das wußte Friedrich: wer den letzten Taler im Sacke hatte, der hatte die größte Chance. Dazwischen ging das leise Anpochen bei den Kabinetten, ob und wieweit ein Friede möglich und erwünscht, und darüber hinaus, für alle Fälle, spann der König überall Bündnisverhandlungen an, bis nach Konstantinopel hin zum Großsultan. Wäre eine feine Sache gewesen, so die Türken den Österreichern und Russen in den Rücken fielen. Blieb indessen alles vergebens.

Dem Pagen Zabeltitz sproßten in der Winterruhe die ersten Härchen unter der Nase. Daß Lentulus eines Tages mit den Fingern drohte: „Er sieht aus wie ein Ferkel. Sorg' Er für ein gutes Schermesser!"

In Topper fiel der Schnee bis in den März hinein und lag haushoch. Wenn sie von Gehöft zu Gehöft wollten, mußten sie tief schaufeln. Die Tage schlichen in Einsamkeit und Kummer. Schwerer als je vorher lasteten die Nöte der Zeit.

Der Gestrenge stockerte und wetterte wieder umher zwischen Schloß und Ställen. Doch die rechte Frische mangelte, und selbst der schönste Kernfluch machte ihm keine Freude. Die Sorge im Haus um den Sohn und um allerlei Ungewisses, das sich nicht nennen ließ und doch in der Luft lag; dazu die krasse Not vor der Tür: das drückte und preßte. Zu Januar hatte er nicht die Zinsen zahlen können. Da war denn der schwarze Jüd aus Sternberg gekommen, im langen Kaftan und den Kanonenstiefeln, hatte sich den Bart zerzaust und geschworen, daß er zugrunde ginge vor lauter Gutherzigkeit, elend in Konkurs. „Hab' ich doch gerechnet for

sicher wie Gold den gnädigen Herrn! Hab' ich nicht mein Letztes gegeben? Bar Geld, schönes, gutes Geld! Und nu! Gott der Gerechte, kein Zins, zu geschweigen vom Kapital! Ein geschlagener Mann bin ich! Wo ist mein Kredit? Muß nicht zahlen an den Itzig in Frankfurt und an den Abraham in Zielenzig?! Zahlen muß ich, oder sie schnüren mir die Gurgel zu! Erbarmen Sie sich, gnädiger Herr! Sie werden doch nicht verkommen lassen einen armen Jüd!" Bis er dann aus seiner dicken schmierigen Ledertasche ein paar Papierchen herausgeholt hat, unter die der Gestrenge seinen Namen schreiben mußte. Tat's mit zitternder Hand. Ein Aufschub war's, eine Henkersfrist. — — —

„Herr Gott, Grundgütiger, Allmächtiger, erleuchte unseren König und gib uns den Frieden." So hatte der Magister seine Neujahrspredigt geschlossen, und diesmal hat der Gestrenge nichts dran auszusetzen gehabt.

Klein und grau war der Pfarrherr geworden und arg verhutzelt, und wie eine Sieche schleppte sich die Frau Magister. Sie klagten nie, sie hatten ihren Trost im Gebet. Aber der Gestrenge wußte wohl: unter dem niederen Dach regierte oft die nackte Not. Die Pfarrgefälle blieben aus; die Bauern und Kossäten hatten ja selber kaum zu knacken und zu beißen und vertrauten zudem, daß der Pfarrer nicht drängte, daß er lieber hungerte mit den Seinen, als eintrieb, was ihm zustand. Ehedem wär' der Gutsherr wohl mit einem Donnerwetter dazwischengefahren oder hätt' einen gar zu Säumigen die Karbatsche kosten lassen. Aber jetzt? Da

war es schon besser, das Schloß half, wo es konnte. 'mal mit einem Scheffel Erdäpfel, 'mal mit einem Häslein. Um die Jagd war es bei dem argen Schnee auch schlimm bestellt, und zudem strichen die Wölfe wieder aus dem Polnischen herüber.

Nun hatten sie dem Stabskapitän doch das mit dem Lottchen beibringen müssen. Langsam und bedachtsam. Es ging nicht anders, er verlangte um Nachricht, warum seine Herzallerliebste denn nicht käme, nicht schreibe. Er forderte, er schrie förmlich vor Unruhe und Sehnsucht. Frau Beata hatte auch das übernommen mit ihrem zitternden Herzen, in tausend Ängsten und — wie sie auch wehrte — mit einem ganz leisen, geheimen Frohlocken.

Ganz lente und vorsichtig tat sie's. In hundertlei Ausflüchten und Umschreibungen, heut ein Tröpflein und morgen einen Tropfen. Ja, das Lottchen mußt' eben gleich wieder zur Königin. — Du weißt doch, Christel, in Magdeburg, da kommt einer nicht so leicht zum Episteln. — Mußt Geduld haben, du armer Lieber. — Der Leichholzer hat sich ein wenig Querelle mit dem Herrn Vater. — Mein Gott, Christel, wie das so geht. Es zieht sich wohl wieder zusammen. — Du kennst doch das Lottchen. Nimmt immer alles auf die leichte Achsel. — Wer kann's wissen, du Lieber, was sie vor hat in ihrem hastigen Herzen? —

Und dann mußte, mußte es doch gesagt werden: „Sei ruhig, Christel, erreg' dich nicht. Sie ist deiner nicht wert!"

Wie sie das sagte, war in ihr wieder das geheime

Frohlocken. Aber zugleich die tiefe, tiefe Scham. So daß sich die starke Frau vor dem Lehnstuhl niederwarf, beide Hände ihres Kranken umfaßte und jammerte. „Mein lieber, lieber Christel.“ Da war er zuerst wie geschlagen, sprach kein Wort, ließ den Kopf tief auf die Brust herabsinken. Er wollte wohl rufen: ‚Wie kannst du das sagen! Schweig still! Du verleumdest sie!‘ Aber er bracht' es nicht über die Lippen. Denn er wußte in aller Verzweiflung nur zu gewiß: aus dem herben Munde dort kam nimmer ein unwahres Wort! Er ächzte nur dumpf. Und dann, nach einer langen Weile, sagte er müd': „Ich möcht' allein sein.“

Darauf hat sie sich langsam aufgerichtet und ist hinausgegangen, um sich in ihrer Kammer auszuweinen. — — —

Es sind der Tränen viele geflossen in dieser Winterszeit. Unten und oben im alten Herrenhause. Frauentränen, Männertränen, verstohlen geweint, denn keiner wollt' des anderen Leid schwerer machen als es schon war. Kam nur einmal eine, die hatte auch Tränen, aber sie weinte in Glückseligkeit. Ruth war's mit einem Briefe von Kaspar, den früh die krumme Botenfrau, die Mujanten, aus Sternberg von der Post mitgebracht.

„Er hat geschrieben!“ Das war ein seltener Jubel in den drei Worten.

„So zeig' doch,“ sagte Frau Beata, und auch ihre Augen leuchteten. Denn der Junker machte sich rar mit seinen Episteln. Schwer wurde es der Ruth. Bis unter die Haarwurzeln schoß ihr das Blut. Aber dann nestelte

sie den Latz und reichte der jungen Gnädigen den Brief. Wenn's ein Brief war? Frau Beata mußte in allem Leid lächeln. Der Junge hielt sein Liebchen kurz.

„Du lieber Rotkopf. Bin gesund, daß Du's weißt und hoffe desgleychen von Dir. Wir haben's enitzo ennuyant und hoffen aufs Frühjahr, daß es wieder losgehe mit den Bataillen. Manchmal denk' ich an Dich. Der Pirch ist eyn toller Hecht, hat auch ein Liebchen daheim, da parlieren wir fein davon. Des Königs seine Biche seyn krank und Er auch, haben beyde das Reißen und seyn schlecht bey Humore. Da heißt's aufpassen."

Und dann kam darunter in großen, fein säuberlich gemalten Buchstaben: „Behalte lieb und bleybe treu Deinem

Kaspar von Zabeltitz,
Page Seyner Majestät des Königs von Preußen."

Das Mädchen stand dabei und konnt's kaum erwarten, daß es den kostbaren Schatz wiederkriegte. „Siehst ja: er ist gesund," sagte Beata. „Hat's besser denn der König und sein Windspiel. Was wollen wir mehr? Nun komm, draußen scheint die Sonne."

So gingen sie vor die Tür. Da hatte der alte Egid sich einen Schneemann gebaut, so mächtig groß, wie er selber war. Oder es sollte wohl eine Schneefrau sein? Denn plötzlich stemmte er seinen Riesenkorpus gegen das Ungetüm, daß das — pardauz — hinstürzte, und er schrie: „So fall' um, Maria Theresia! Die Preußen kommen!"

Er konnte immer lachen, der Egid. Ihn kümmerte keine Not der Seelen und der Leiber.

* * *

Endlich ist doch der Frühling ins Land gekommen. Aber nicht als stürmischer Jüngling mit dem Blütenkranz im Lockenhaar, vielmehr tapsig und langsam, wie wenn er sich's nicht recht traute. Anstatt des Schneefalls hat's Regen gegeben, schier endlos, und die weiße Linnendecke hat sich in trostlosen Sumpf gewandelt. Immerhin, allmählich sind doch die Blattknospen an Strauch und Baum reifer und dicker geworden, und Wald und Wiesen nahmen einen leicht grünen Schein an. Eines Tages hat der Gestrenge im Grunewalder Bruch an der Pleiske zwei Schnepfen geschossen und triumphierend nach Haus gebracht. „Beata, der Frühling ist da!" hat er gerufen, als ob das Lenzen ihm neues Hoffen in die zage Seele gösse. Und der jungen Frau war's nicht anders. Während sie die Langschnäbel vor sich in der Pfanne hatte und die speckumwickelten Brüste begoß, sagte sie fröhlich vor sich hin: „Die ist für Vater — und die ist für meinen Christel!" Die letzte war aber die feisteste und bekam noch einen besonderen Löffel Butter. Wie sie das merkte, lachte sie, und dann ertappte sie sich selber, daß sie, so mit halber Stimme, ein Liedchen sang: „Der Frühling ist kummen, es blüht schon der Wald."

Das hatte freilich noch seine Zeit, bis daß der Wald blühte. —

Nun tummelten sie sich auch in Friedrichs Hauptquartier. Denn die Friedenshoffnungen, die der König gehegt, waren arg in die Brüche gegangen. Um Meißen zog er sein Heer zusammen, wartete, daß der Zauderer Daun ihm eine Schlacht ermögliche. Doch hat's damit auch gute Weile. Sorgenschwer war der König. Einmal hörten die Pagen, wie er zu seinem getreuen Vorleser Catt, der ihm ins Winterquartier gefolgt, kummervoll sagte: „Ich hab' heut den ganzen Tag gegrübelt, und wenn mich nicht die Pflicht festhielte, würde ich alles preisgeben. Ich bin am Rande des Abgrundes."

Der Lentulus hat den beiden oft genug von des Königs diffiziler Situation gesprochen. „So nehmet hoalters an, ich wär' Seine Majestät. Da kommt von Süd her einer, der will mich würgen, das sein meine alten Kameraden, die Österreicher. Und von Ost her kommt einer, der will mich totschlagen, das sein die Russen; von Westen marschieren die windigen Franzosen mitsamt den Hallodris, den Reichsvölkern, und wollen mir an die Gurgel; und im Norden machen sich die Schweden mausig. Da soll ich mich wehren. Da wehr' sich einer! Schlag' ich dem einen über den Schädel, fallen mich die anderen an. Gott's Blut — ja — nun unser König wird schon Rat wissen."

Die Prüfungen, schien's, wollten kein Ende nehmen. Im Juni wurde der tapfere Fouqué, Friedrichs Freund, den er den preußischen Leonidas nannte, in Schlesien vom Laudon attackiert, fiel selber in Feindeshand, und sein ganzes Korps ward in achtstündigem, blutigem Kampf vernichtet, fünfzehn Bataillone; nur sechzehn

Schwadronen konnten sich durchhauen. Damit stand Schlesien dem Feinde offen, konnte auf Breslau marschieren, konnte dorten den Russen die Hand reichen.

Das feste Glatz fiel, Laudon belagerte wirklich die schlesische Hauptstadt. Doch da kommandierte ein Mann, der nicht mit sich reden ließ. War der General Tauentzien, von dem einmal sein Sekretär, ein gewisser Gotthold Ephraim Lessing, der nachher zu den großen Dichtern der Nation zählte, geschrieben hatte: ‚Wäre der König so unglücklich gewesen, seine ganze Armee unter einem Baume zu versammeln, General Tauentzien hätte sicher mit unter diesem Baume gestanden.‘ Schätzten gewaltige Rosinen im eigenen Sack, die Österreicher, ließen ihm sagen: wenn er nicht kapitulierte, würde nach der Einnahme das Kind im Mutterleibe nicht geschont werden. Worauf er erwiderte: seine Preußen seien nicht schwangere Weiber. So hielt sich Breslau, bis Prinz Heinrich, der in der Neumark gegen die Russen gestanden, zum Entsatz heranrücken konnte.

Nun endlich — der Hochsommer war gekommen mit schwebender Glut — rührte sich der Cunctator, der Daun, aus seinem Lager, zog gen Westen, nach Schlesien; ein wenig getrennt von ihm Lacy, mit einem anderen Heeresteil. Dachten, sich mit Laudon zu vereinigen. Wollten dann eine Bataille riskieren und dem König völlig den Garaus machen.

So marschierte auch Friedrich westwärts, spähte scharf nach einer Gelegenheit, einen Gegner einzeln anzufallen. Lagerte am 14. August bei Liegnitz, hob sich am Abend von dannen, um nicht in der Mausefalle im

Tal überrascht zu werden, ließ sein Heer in der Nacht auf der Höhe rasten. — Lag hinter Pfaffendorf am Feuer, das die Pagen schüren geholfen, in seinen Mantel gewickelt, sah in die Sterne. Der alte Zieten hielt Wacht mit seinen Husaren.

Und da kam Fortuna. Wie die Glücksbringerin so oft kommt, ganz unerwartet.

Sprengt der Husarenmajor Hundt heran: „Wo ist der König?"

Der Lentulus, der Pirch, der Zabeltitz sind gleich hoch.

„Der Feind marschiert in großen Massen heran, von Osten herauf!"

Hallo! Auf eine Attacke Dauns hat man gerechnet, doch das kann nur Laudon sein. Fassen, greifen, festhalten muß man das Glück, wo es sich beut. Die Gäule heran! In den Sattel! Alarm! Wer lagert zunächst?

Da stehen schon die Grenadierbataillone Rathenow und Nimschewsky; auch eine schwere Batterie ist parat. Vorwärts — marsch! Der König — der König ist an der Spitze. So nah ist der Feind, daß gleich die Gewehre knattern und die Kanonen brüllen. Wollt' uns der Laudon überfallen, jetzt haben wir das Prävenire! Drauf und ran!

Er wehrt sich, er zeigt seine Pranken. Durch Nacht und Dunkel brausen seine Reiter vor. Die Krockow-Dragoner, die Prinz Heinrich-Kürassiere werfen sie zurück. Er bringt sein Fußvolk in Schlachtordnung. Aber unaufhaltsam stürmen die Preußen vor. Kurze Zeit

schwankt der Kampf. Laudon setzt sein zweites, sein drittes Treffen ein. Vergebens. Nicht hilft ihm heut die Zahl: zweiunddreißigtausend gegen zehntausend Mann. Da ist das Regiment Prinz Ferdinand, da sind die Regimenter Wedell und Altbraunschweig, da ist das dritte Bataillon Garde unter dem löwenmutigen Möllendorf — die lassen sich nicht lumpen. Und da ist — Hut ab — das Regiment Anhalt-Bernburg, einst des alten Dessauers. Das hat etwas auf dem Kerbholz, hat etwas gutzumachen. Hat vor Dresden, ein paar Wochen erst ist's her, die Ungnade des Königs auf sich gezogen; Offizieren und Unteroffizieren nahm er die Huttressen, den Burschen die Bandlitzen, die Tambours durften den Grenadiermarsch nicht mehr schlagen. Sie schnaubten Wut, alle, vom Obristen bis zum letzten Mann im Gliede. Mit dem Bajonett fallen sie die österreichischen Reiter an, stürzen sich auf die Infanterie. Es hilft dir nichts, wackerer Laudon, du mußt zurück. Mußt zehntausend Tote, Blessierte, Gefangene lassen, und dreiundachtzig Kanonen —

Das war ein Sommermorgen, als die Sonne aufging über dem Blachfeld! Als die Siegestrophäen gezählt wurden. Als der König, strahlenden Auges, von Truppe zu Truppe ritt! Hatte oft genug in trüben Monden geklagt: sein Fußvolk sei nicht mehr das alte, unbesiegbare; heut nahm er's zurück. Stand da, in Linie aufmarschiert, das Regiment Anhalt, das so hart geschmähte. Nahm Friedrich seinen Hut ab: „All eure Ehrenzeichen sollt ihr wieder haben und meinen königlichen Dank dazu!" Trat der eisgraue Flügelmann der

Leibkompagnie vor — Fauser hieß er, hatte noch unter dem Dessauer gedient: „Ich danke Eurer Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht wiedergeben.“ Sagte der König: „Ihr seid brave Bursche.“ Darauf der Fauser: „Wie sollten wir nicht? Wir kämpfen für die Religion, für Euch und das Vaterland.“ Die Soldaten umdrängten jubelnd Friedrichs Pferd: „Nun sind Eure Majestät doch wieder unser gnädiger König!“ Ihm aber schossen die Tränen in die Augen. Und der Page Zabeltitz sah, wie er seine Prise Contenance nahm und daß ihm die Brocken auf die Uniform rollten, und dachte wieder: der Rock müßte endlich einmal in Mutters Waschtrog. Mittags, kaum daß er einen Löffel Warmes im Leibe gehabt, nahm er sein Crayon, kritzelte auf ein Blatt Papier, das er dem Eichler, dem Kabinettsrat, abgebettelt: ‚Viktoria! Heut haben wir's denen gezeigt, den Österreichern, nu kommen die Russen an die Reih'. Hab' mich brav gehalten, hat der König gesagt. Ist auch gar nicht schlimm gewest, ist zu schön solch ein Sieg. Itzo sollt auch Ihr, hoff' ich, balde Ruhe haben im Lande. Ich bin der gnädigsten Frau Mutter untertänigster Sohn Kaspar.‘

* * *

Das Brieflein ist erst nach langen, langen Wochen in Topper angelangt, sintemalen der Feldjäger, der es mitzunehmen versprochen, von Daunschen Panduren abgefangen wurde, denen dann wieder Zietenhusaren die Beute abjagten: Königsboten und Post.

Indessen aber sind über die arme Neumark, während der König beobachtend in Schlesien blieb, Feinde hereingebrochen, ärger denn die Wölfe, die der harte Winter gebracht. Zum zweiten Male kamen die Russen ins Land.

Am letzten September ist die alte runzlige Botenfrau, die Mujanten, mit der Schreckenspost dagewesen: die Kosaken hätten gestern in Sternberg geplündert, wären wie die Heuschrecken hineingefallen mit Sengen und Morden und Schänden. Darauf hat der Gestrenge wieder in aller Eile den großen Planwagen rüsten lassen und Weiber und Kinder, samt dem besten Vieh und der wertvollsten Habe in die Dachsberge geschickt; auch der Stabskapitän hat ungeachtet allen Sträubens mitgemußt. Wohl hat Frau Beata die Hände gerungen: „Der Herr Vater sollten bei uns bleiben.“ Doch der Gutsherr hat fest beharrt: „Ich bleib', wo ich hingehör', bei dem Meinen. Geh' auch ich, treiben sie's noch ärger. Vielleicht, daß sie in mir doch etwas wie eine Autorité anerkennen. Gott der Herr helf' uns!“

Am Nachmittag, als er sie alle in Sicherheit wußte, ist er noch einmal mit dem Egid durch die ganze Wirtschaft gegangen und ins Dorf. Mit einem grimmen Verzweiflungslächeln hat er überall Umschau gehalten: mochten sie nehmen, was sie fanden! Wenig genug war's! Bares Geld hat er nur noch eine Handvoll polnischer Groschen im Hause, die konnten sie haben. Und die letzte Ernte — erbarm dich — die war so miserabel, daß es kaum gelohnt, sie in die Scheunen zu bringen.

Bis zum Ausgang auf Grunewald zu ist er gegangen, ohne recht auf das wirre Gerede vom alten Egid zu hören. Immerzu hat er die Gedanken hin und her gewälzt, was alles geschehen, seit er vor Jahr und Tag zum ersten Male die ungebetenen Gäste erwartet, wie alles gekommen war. Nicht ein Tag eigentlich des Aufatmens war dabei gewesen, immer nur Sorge, Kummer, Verdruß, im kleinen und im großen. Hat hinübergesehn nach Leichholz und an den krausen Lasow gedacht, der nun seit Monaten nichts von sich hören ließ, allen Schimpf ruhig heruntergeschluckt hatte. Hat hinübergesehn nach den Dachsbergen und an den Junker gedacht: der stand nun im Lager. Aber wenn der dereinst wirklich Topper übernehme, wie sich's gehörte: was hatte er von dem verwüsteten Besitz? Eine große Scholle märkischen Sandes, mehr nimmer. Alles, was der Vater selig geschaffen, wofür er selber die Hände gerührt, war devastiert. Der arme Junge! Mochte schon besser für ihn sein, er blieb ganz in des Königs Diensten. Ehedem war's Edelmannsstolz gewesen, daß das Lehen vom Vater auf Sohn und Enkel überging, daß ein jeder frei auf seinem Grund und Boden lebte. Nun mochte das anders werden, nun war's vielleicht Rettung für den verpowerten Adel, so er Unterschlupf fand beim König . . .

Ja . . . nun freilich, wenn der König Herr blieb im Lande. Aber wie stand's um den Großen Friedrich? Wohl hatten die Berliner Gazetten von einem Siege gemeldet, den er dort unten in Schlesien erfochten, mußte aber doch nicht weit her sein, wenn die Russen schon

wieder kamen, die Hunde! Und viele Hunde sind nun mal des Hasen Tod. Wer konnte es wissen: wurde es doch wahr, wessen man sich in Paris brüsten sollte, daß der König von Preußen als Marquis de Brandebourg enden müsse . . . trotz Roßbach und Leuthen und Zorndorf und Prag?!

Der König — unser König! Daß euch die Pest krieg'! Ein Jammer war's um die Welt! Man durfte gar nicht an die Zukunft denken. Nicht über den nächsten Tag hinaus — und der konnte wieder des Schwerengenug und übergenug bringen.

„Wollen heimgehen, Egid."

Der Greis stand und sah in die Sonne. Blutigrot sank sie. „Guck mal, Vetter . . ." sagte er in seinem blöden Wohlgefallen.

„Komm nur . . ."

So gingen sie langsam zurück durch das Dorf.

Beim Pfarrhaus klopfte der Gestrenge an die Fensterscheibe. Der Magister kam eilends heraus im geblümten Schlafrock, schlappende Pantoffeln an den Füßen.

„Er ist nun alleine, Püttner. Komm Er doch lieber mit uns."

„Gnädiger Herr, ich sitz' über meiner Predigt."

Morgen war Sonntag. Wahrhaftig! Daß man das vergessen konnte. Der Tag des Herrn, der Feiertag . . . was würde er bringen?

„Ich will Ihm ein ruhiges Plätzchen geben, da kann Er Seinen Sermon wieder traktieren. Gott gebe, daß wir den morgen hören. Hier lass' ich Ihn nicht. Er

ist bei mir besser aufgehoben." Der Magister sah auf seinen Schlafrock, sah auf seine Pantoffeln. „Ist schon gut. Kleid' Er sich schnell um, so Er's für konvenabler hält. Und das Altargerät?"

„Hab' ich meiner Eheliebsten mitgegeben."

„Recht so. Nun sput Er sich, wir warten hier draußen."

So sind sie denn miteinander zum Schloß gegangen. Am Abend, bei der Tranfunzel, hat ihnen der Magister das Gebet gesprochen. Die Nacht ist ruhig verlaufen.

Aber in der Morgendämmerung schon ist der alte Marzanke gekommen: „Gnädiger Herr — sie sind da!"

War zunächst nur ein Trüpplein, Kirgisen, schmierige kleine Gesellen auf kleinen Gäulen, mit dem Bogen der eine, mit der Lanze der andere, jeder aber mit einem mächtigen Kantschu. An der Schmiede haben sie gehalten, und weil der Ewers dorten nicht schnell genug machte, wohl auch weil er ihr Kauderwelsch nicht verstand, haben sie ihn elend verprügelt und gleich auch die Lohe vom Schmiedefeuer auf das Strohdach geworfen, daß es im Nu hoch aufflammte. Wie sie noch dastanden und johlten, ist ein ganzer Pulk nachgekommen, gegen hundert Pferde, mit einem eisgrauen Offizier voran, grad so klein und fast so schmierig wie die anderen, nur kenntlich an ein paar Goldtressen und ein paar Pistolen im Gürtel. Mit großem Hallo sind sie durchs ganze Dorf gejagt, haben sich dann geteilt, je ein Dutzend etwa auf jeden Hof. Der Rest ist zum Schloß geritten.

Da stand der Alte mit schweren, tiefen Falten auf der Stirn. Der Gram fraß ihm das Herz wund: die Armen und Ärmsten dort unten, das fressende Feuer im Dorf — und nicht raten, nicht helfen können! An sich selber hat er kaum gedacht. Nun: mochten die Hunde nehmen, was sie wollten! Es ging eins ins andere!

Der Offizier ist vom Pferde gesprungen, hat ein paar Brocken deutsch gekonnt. Fressen — saufen — Futter: mehr wohl nicht, und das war schwer zu verstehen, in lauter zischenden Lauten herausgequetscht. Ist auch gleich ins Haus gelaufen, treppauf, treppab, mit seinen kleinen Schrägaugen überall herumspähend. Mit ihm ein paar von seinen Kerlen. Im Stübchen von Frau Beata haben sie die Betten auseinandergezerrt und verfetzt, daß die Federn herumflogen; unten die Schränke aufgebrochen, das Linnen herausgerissen, mit den schmutzigen Füßen getreten; in dem einen Schrank hing des Herrn Stabskapitäns Rock und Schärpe; da mußten die Tressen herunter, und die silberne Schärpe hat sich der Offizier um den Leib geschlungen — ‚gutt! Schon gutt!‘ hat er dabei georgelt.

Der Gestrenge hatte auftischen lassen, was da war: Brot, Butter, Speck, eine Flasche Branntwein. Endlich hat sich der Kleine gesetzt und angefangen zu schlingen, wie ein halbes Tier. Der Gutsherr, der Egid und der Magister standen dabei. Wohl eine halbe Stunde lang stopfte der Mann, trank aus der Flasche, grunzte: „Gutt! Gutt!“ Ein paar Male kam einer seiner Leute herein, wohl um zu melden. Dann lachte er oder schlug

dem Kerl mit der Faust ins Gesicht, je nachdem. Nun schien er satt, rülpste unflätig, streckte die Beine von sich, deutete auf den Egid. Als ob er fragen wollte: wer ist das? So verstand's wenigstens der Zabeltitz und gab Antwort: „Ein alter Vetter." Schüttelte das Untier den Kopf, deutete auf den anderen. „Der Pfarrer loci." ‚Pfarrer': das schien er zu begreifen. Lachte und schlug ein Kreuz. Trank noch den Rest aus der Flasche und schrie: „Geld!"

All die Zeit hatte der Gestrenge sich bezwungen, mit zusammengebissenen Zähnen. Jetzt ist er ganz ruhig zu seiner Kossätenscheune gegangen, hat das kleine Beutelchen herausgenommen und hingereicht. Mochten sie — es ging eins ins andere . . .

Der Mensch fängt an zu zählen. Immer nur bis zehn, dann wieder von vorne, als könnt' er's nicht anders. Lacht, schmatzt mit den dicken Wulstlippen, steckt das Ganze in die Tasche.

Da kommt von draußen ein klägliches Gejammer, ein lautes Schreien.

Und der Zabeltitz sieht durchs Fenster: die Hunde haben drüben den alten treuen Vogt, den Marzanke, an die große Linde gebunden, fest geschnürt, ihm Jacke und Hemd vom Leibe gerissen und karbatschen, daß die Striemen herüberleuchten.

Dunkelrot schießt dem Zabeltitz das Blut ins Gesicht. Er faßt den Menschen an die Achsel, dreht ihn zum Fenster, stößt heraus: „Laßt ihn! Ihr Hunde! Ihr Hunde!"

Und der Mensch neben ihm lacht, ruft ein paar Worte hinaus. Ein paar Worte kommen zurück.

„Weibsleut! Wo die Weibsleut?!"

Und wieder klatscht draußen der Kantschu auf das nackte Fleisch. Und wieder lacht der Mensch dazu. „Ja Weibsleut! Wo Weibsleut?!"

Dann, mit einem Mal, ist der Alte, der Egid, draußen. Stürzt sich auf die Kerle, haut den einen vor den Schädel, schmeißt den andern auf den Boden. Aber gleich sind sie über ihn, ein Dutzend oder mehr, krallen sich an ihn, zerren ihn nieder. Er schlägt, stößt, schüttelt sie ab, wie nasse Katzen. Sie johlen, schreien, umklammern wieder den Riesen — und plötzlich blitzt ein Messer in der Sonne —

Drinnen lacht der Kleine. Mit keuchender Brust steht der Alte. Dick wie Stricke sind die Adern auf den Schläfen. Er brüllt den Kleinen an, hebt die Fäuste, will ihm an den Hals. Da reißt der die Pistole aus dem Gürtel.

Zitternd und bebend, die Hände gefaltet, hat sich der Magister bislang an die Wand gedrückt. Ihm graut vor dem Unfaßbaren, die trockenheißen Lippen können kaum das Gebet stammeln. Herr mein Gott! Herr mein Gott, wo bleibst du? Nicht glauben kann er, was er doch mit eigenen Augen schauen muß. Blut — Blut — Blut —

Doch wie er nun sieht, daß der Mensch, der Kleine, die Pistole herausreißt, gegen seinen Patron, da packt den Friedfertigen, Demütigen, Zagen jach wilde Verzweiflung. Vor schnellt er, springt, wirft sich zwischen die beiden, hebt beide Fäuste, die nie eine Kreatur schlagen konnten, stößt sie dem Kleinen ins Gesicht. „Du

Teufel!" Und eh der Zabeltitz noch dazwischen greift, geht der Schuß los — Lautlos, in die Schläfe getroffen, sinkt der Magister hin.

* * *

Eine Nacht und einen Tag und noch eine Nacht haben sie's im Walde ausgehalten, ohne Nachricht, in Sorgen und Ängsten. In der Dunkelheit hat Beata eine Magd bis an den Saum geschickt. Die kam zurück: Topper brannte lichterloh. Im dämmernden Morgen sind die Frau und Christian selber nach vorn geschlichen, sahen nur eine schwere dunkle Rauchwolke über der teuren Heimat. Der Stabskapitän, siech wie er war, wollt' sich doch nicht halten lassen. Mit beiden Händen hat ihn die Frau umklammert, gebeten, gefleht: „Was willst du dorten, Lieber, Guter? Kannst ja doch nicht helfen. Nur Gott kann helfen." So haben sie in den dichten Brombeerhecken am Bergrand gesessen und verzweifelt auf den Rauch gestarrt mit pochendem Herzen und tränenschweren Augen. Ahnten Schlimmes — und noch nimmer das, was geschehen war.

Gegen Mittag ist ihnen die Frau Magister nachgekommen mit der Ruth. Sie haben hin und her geratschlagt, was sie tun könnten. Aber Frau Beata hat beharrt: „Wir müssen warten. So hat's der Herr Vater gewollt." Dann, es ist etwa ein Uhr gewesen, ist eine lange Staubwolke über das Feld gezogen, ziemlich schnell, auf Sternberg zu, und hat des Stabskapitäns Soldatenauge erkannt: sie ziehen ab, die Unholde. Auch ist der

Rauch über dem Dorf mählich heller geworden, als wäre der Brand im Verlöschen.

„Nun wird der Herr Vater sicherlich balde kommen oder Nachricht schicken.“

Aber er kam nicht. Gegen Abend erst wankte eine große gebückte Menschengestalt vom Dorf herauf, blieb stehen, als wenn jeglicher Schritt schwer wär', kroch langsam weiter.

Jetzt erkannte ihn Frau Beata. Marzanke —

Aufspringen sie, ihm entgegen. Großer Gott, wie schaut der Mann aus. Das Gesicht mit Blut und Ruß beschmiert, tief die Augen in den Höhlen, wirr das Haar, die Jacke zerrissen, daß das blutige Hemd heraushängt. Kaum sprechen kann er. Stiert und stiert, von einem zum andern.

„Sie sind fort?“

Er nickt nur.

„Der gnädige Herr?“

Er stöhnt. „Haben ihn fortgeschleppt, nach Zielenzig . . . zum General . . . hab' ich verstanden . . .“

„Warum denn? So red' doch . . .“

Wieder stiert er, vom einen zum andern, mit zuckendem Gesicht. „Weil er den Offizier würgen wollt' . . .“

„Warum! Um Gott! Marzanke!“

„Weil . . . weil . . . der hat den Herrn Magister erschossen —“ Laut schreit die Frau Pastorin auf, laut, herzzerreißend die Ruth. Beata nimmt beider Hände. Der Stabskapitän fragt weiter. Mühsam, schwer kriegt er Auskunft.

„In der Stube . . . ich weiß nichts Rechtes . . . hatten

mich an die Linde geschnürt und blutig gepeitscht — und da kam der Herr Egid . . . den han sie erstochen . . . die Hunde . . . han das Dorf halb niedergebrannt . . . auch unsre Scheune . . . den Krause ins Feuer geschmissen . . . ich weiß nichts mehr . . . kann nicht mehr . . ." Und fällt schwer nieder und heult, der harte Bauer. Vor Schmerzen und Wut. Beide Arme reckt der Stabskapitän gen Himmel. „Gottes Fluch über die Mörder!"

Still und stumm steht Beata zwischen der Frau Magister, der Witib, und der jungen Waise, hält immer noch ihre Hände, hat keine Tränen, sie allein. Schaut drüben auf den schwelenden Rauch, schaut auf den blauen Himmel. Sagt endlich, und es klingt seltsam ruhig in dem Jammer der anderen: „Kommt! Der Wagen mag folgen!"

„Was willst du dorten?" ruft der Stabskapitän. „Ja, wenn ich Kräfte hätte!"

„Helfen!" sagt sie. Nichts weiter.

So sind sie heruntergeschritten über die wüsten Felder in die zerstörte Heimat, zu den Toten.

Das Feuer war im Vergehen. Die Gehöfte standen weit auseinander, und es war kein Wind gewesen. So brannte jedes für sich aus. Die Kirche und das Pfarrhaus waren wie durch ein Wunder verschont geblieben. Aber Beata führte die Frau Magister schnell vorüber. „Kommt nur mit uns."

Dann, als sie ins Schloß trat, unten ins Zimmer, vor die Toten, wäre die starke Aufrechte doch beinahe zusammengebrochen. Hart am Fenster lag da der Magi-

ster, fast wie ein Lebender, mit dem Frieden Gottes auf dem Angesicht. Den Junker Egid hatte Marzanke hereingetragen, als die Unholde abgezogen. Er lag an der Kossätenscheune, blutüberströmt, mit zerrissenem Rock, das gute, alte Gesicht zerkratzt und zerschunden, um den halboffenen Mund noch verbissene Wut des letzten Ringens. —

Die Frau Magister mit der Tochter knieten schluchzend neben dem Gatten und Vater. Beata lehnte matt an der Türpfoste, hatte die Augen geschlossen, die Hände vor der Brust gefaltet, wollte beten. Aber die Lippen versagten, und ihr war's, als schwänden ihr die Sinne.

Doch gleich kam die alte Kraft wieder. Sie hatte ja zu sorgen — für die Toten und die Lebenden und für Haus und Hof. Denn mit dem Stabskapitän war nicht zu rechnen. Er war am Zusammenbrechen, als er die Toten gesehen. Er, der über so viele Schlachtfelder gegangen.

So betreute sie ihn; bettete, nachdem die Mägde mit dem Wagen nachgekommen, den Pfarrer und Egid in Ehren, eilte hinüber zur Scheune, wo die Knechte eben das kohlende Gebälk auseinanderrissen, fand Zeit, dem alten Marzanke einen Heilbalsam für den zerfleischten Rücken zu bringen, schaffte im Haus notdürftigste Ordnung. Was nicht niet- und nagelfest war, schien's, hatten die Moskowiter mitgehen heißen, und verdorben, was sie dagelassen. Fast schämte sich Frau Beata, daß ihr die Tränen schießen wollten, als sie vor ihren Leinenschränken stand und dem Haufen zertretener Linnen. Du mein Gott, das war das geringste. —

Denn über allem stand doch die Sorge um den Vater. Nach dem jammerte ihr Christel, nach dem schrie ihr Herz. Und nur leise und weh dachte sie dazwischen: ‚Das hier ist nun deines Sohnes Erbe! Und er ist fern —‘

Dann kam wohl auch, stoßweise, der gerechte Zorn über sie; daß sie recht aus Herzensgrund wünschte, dem König und dem Junker möcht's vergönnt sein, Rache, zu üben und Vergeltung für das, was hier geschehen! Aug' um Auge, Zahn um Zahn — Die ganze Nacht hindurch hat sie geschafft und geschafft. Ruhelos, rastlos, bis der letzten Magd die Augen vor Müdigkeit zugefallen sind. Gegen Morgen ist plötzlich der Gestrenge vor ihr gestanden. Wie ein Gespenst fast, daß sie laut aufgeschrieen hat vor Schrecken: „Herr Gott — der Vater!"

Zerschlagen und todmüd' hat er ausgeschaut und gleich gesagt: „Gib mir Wasser, Beata. Und so du's hast, einen Schluck Branntwein. Oder Koffee. Ich komme zu Fuß von Zielenzig her." Und hat sich schwer auf den nächsten Schemel gesetzt.

So ist sie gelaufen, was die Füße sie tragen konnten. Erst zum Christel, daß der jubeln mochte. Dann eilends in die Küche. Als sie zurückkam, mit einem Krug Wasser, war der Vater fest eingeschlafen. Lehnte mit dem Rücken an der Wand und schnarchte tief und schwer. Da hat sie den Krug neben ihn gestellt und ihm ein Kissen ins Rückgrat geschoben und hat ihm ganz leise und leicht und zärtlich über das weiße Haar gestrichen.

Nachher, als sie den Kaffee brachte, war er schon wieder wach und trank durstig. War ganz ruhig, sah aber finster vor sich hin, die weißen Augenbrauen dicht zusammengezogen und gab nur kurz und knapp Auskunft. Wie sie ihn mit sich geführt, zwischen zwei Pferden gebunden, die Hunde; daß er hätt' vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden sollen; daß darauf aber der General Tottleben, der Russe, als er seine Verteidigung deklariert, gegen die Kirgisen aufbegehrt, die Schimpf und Schande allerorten über die Armee der Kaiserin brächten. Unser Ungeziefer, hätt' er gesagt. Und hätt' ihn darauf in Gnaden entlassen.

Der Gestrenge hat dazu gelacht, daß es Beata und dem Sohn durch Mark und Bein ging. Hat im übrigen nicht viel gesprochen, ist nur zu den Toten hinübergegangen, hat erst den alten Egid auf die Wange geküßt und dann den Magister. „Der war wie ein Held!" hat er gesagt. Und dann hat er sich gelegt und fest vierundzwanzig Stunden um und um geschlafen.

Am Mittwoch haben sie die Toten beerdigt. Dazu ist der Amtsbruder aus Koritten, Magister Portenius, heraufgekommen und hat sehr beweglich geredet, erst in der Kirche, dann an den offenen Grüften auf dem Gottesacker. Der Gestrenge aber hat vor der Gemeinde gestanden, stocksteif, wie er jetzt immer stand, mit Frau Beata und dem Sohn und der Witwe und der Ruth. Warf dann seine drei Handvoll Erde jedem nach, dem Vetter Egid, dem treuen Püttner und dem Kossäten Krause. Drückte der still weinenden Frau Magister die Hand, strich der Ruth still über die heißen Backen, wandte

sich und wollte nach dem Schlosse zurückgehen. Immer im Schweigen, die Stimme war ihm wie erstickt im großen Schmerze.

Frau Beata und der Stabskapitän blieben zurück, wollten die Witwe nicht allein lassen.

Wie der Gestrenge so langsam die Dorfstraße entlang schritt, war plötzlich der Leichholzer neben ihm. Zum ersten Mal sah er ihn wieder seit Monden und wußte gar nicht, wo der so mit einem Male herkam.

„Wollte dem Vetter Egid doch die letzte Ehre erweisen,“ sagt der Lasow.

„So — so.“

„Und dem braven Püttner —“

„So, so.“

„Und dir mein Beileid aussprechen, Zabeltitz.“

„So — so.“

Darauf schien das Garn abgesponnen. Aber nicht lange, so fing der Lasow wieder an, mit seiner heisern, quickigen Stimme. „Schwere Zeiten, weiß Gott. Dich haben sie arg heimgesucht, die Russen.“

„Freilich. Du siehst's.“

„Sind auch meine nicht invitierte Gäste gewest. Bin noch so leidlich davongekommen.“

„Hast wohl die alte Uniform Maria Theresiens angezogen . . .“

„Was soll man tun?“

Wieder sind sie ein Stück schweigend nebeneinander hergegangen. Dabei hat Zabeltitz den Lasow doch so von der Seite angesehen und sich verwundert, wie schlecht der aussah. Fahl und grau und über die

Maßen gealtert, das ganze Gesicht voll Runzeln und Falten.

Endlich meint der Leichholzer: „Bist mir immer noch gram, Bruderherz?“

„Hat sich was — Bruderherz! Das laß lieber beiseite.“

„Nu — nu! Solch alte Freundschaft soll doch nicht wegen der einen Querelle in die Brüche gehen. Und dann, Hans Ehrenreich, wer weiß? Am End' ist am favorabelsten für dich und den Christel so wie's gekommen. Der und — und Lotte hätten nimmer zusammengepaßt. Hol' mich der Henker: fast möcht' ich Euch gratulieren.“

„So . . . was du nicht weißt. Nur, daß meinem braven Jungen das Herz beinahe darüber zerbrochen ist.“

„Hm — ja!“ macht der Lasow, räuspert sich und spuckt, schweigt eine Weile stille, stößt dann hastig heraus: „Mußt' dir's doch sagen — ich hab' keine Tochter mehr!“

Das ist so plötzlich gekommen, so wild und so giftig, daß Zabeltitz jach stehen geblieben ist, breitbeinig, des Todes verwundert. Konnt' sich's gar nicht erklären, was das heißen sollte. Wußte nur: dem Alten war das Lottchen allzeit Hätschelkind, Abgott und Lebensstern gewesen. Lottchen hier und Lottchen da, von Kindesbeinen an. Was das Lottchen tat, war schön und recht und gut. Und nun mit einem Male: ich hab' keine Tochter mehr!

Dabei sah er wieder, recht deutlich, wie sehr der

Lasow verfallen war. Und verwahrlost, der ganze Kerl. Schermesser und Bürste hatte der wohl seit Tagen nicht an sich gelassen. Dazu der Mund verkniffen, die Lider dick geschwollen, und — wahrhaftig: da hing eine große Träne in den weißen Wimpern. Der Leichholzer und heulen — das mußte schon schlimm gekommen sein!

„Ja," sagte der, und jetzt klang's nicht so giftig und wild, wie traurig: „Ja, ja, Bruderherz, den einen trifft's so, den andern so. Ich hab' mein Kind verloren."

„Tot? Das Lottchen! Um Gott —"

„Schlimmer! Ich wollt', ich könnt' trauern um sie."

„Lasow! Mann! Was redest du?!"

Der Leichholzer schluckt wieder und schluckt, ringt's endlich heraus: „Fort ist das Frauenzimmer! Nach Paris! Mit ihrem Liebsten! Nichts als einen Wisch Papier für den Vater —" und bricht ab, schluchzt auf wie ein Kind, ballt dabei die Fäuste, droht in die Luft.

Kein Wort kann der Zabeltitz herausbringen, so stickt's ihm. Trotz allem: auch ihn trifft's wie ein Schlag ins Gesicht. Das Lottchen! Über die heilige Taufe hat er das süße Ding gehalten, auf den Knieen hat er sie geschaukelt, als willkommene Schwieger in die Arme genommen! Und nun das! Eine Lasow! Schimpf und Schande. „Du Armer!" sagt er endlich und faßt den andern an die Schulter. „Armer Vater! Ja . . . das muß schlimmer sein als die Moskowiter." Fragt nicht, will nicht weiter fragen. Könnt' dem Leichholzer wehe tun —

Aber der muß wohl sein Herz erleichtern wollen, ist vielleicht dessenthalben gekommen. Schluckt wieder und wieder. „Einen Wisch Papier für den Vater . . . den cher papa, wie sie schreibt. Könne nicht anders, müsse! Verstehst du, müsse! Mein Kind! Wollt' mich erst wiedersehen, wenn sie Frau Marquise und in Ehren. Dazu müßt' sie nach Paris. Der Papiere halber und der Religion halber. Verstehst du! Ein Wisch Papier! Ein Wisch, Hans Ehrenreich!" Schluckt und schluckt und ringt sich's weiter heraus: „Bin gleich in Magdeburg gewesen, kannst dir denken. Die Schmach, die Schmach! Achselzucken und spitze Gesichter und spitze Worte als Zugabe. Die Königin: je regrette infiniment! Der Lehndorff: man hätt' schon lange allerlei gemunkelt, hätt' aber niemand glauben mögen. De Fraygne heißt die Kanaille —"

„Solch Hundsfott! Der müßt' mir vor die Klinge!"

„Ja, faß du den mal! Kommst bei den Kriegsläuften nicht mal über die Grenze."

„Sind eben die verfluchten windigen Franzosen! Ein Pack! Wär' bei Gott unter des hochseligen Königs Majestät nicht möglich gewesen. Erst der Friedrich hat die Bagage groß werden lassen, daß sie jetzo die erste Geige spielen darf. Das kommt auch auf sein Schuldbuch!"

„A u c h . . . Zabeltitz . . ."

Diesmal ist's der Alte, der schluckt und schluckt. Ist ihm sehr désagréable — das — grad vor dem Lasow, bei dem es immer leicht an dem schuldigen Respekt vor der Majestät gefehlt hat, dem der österreichische Offizier

immer noch heimlich zum Rockkragen 'raussah. Gesagt ist aber gesagt, und es trotzt auch in dem alten wunden Herzen. So, daß er noch einmal sagt: „Ja — die windigen Franzosen schreibt Ihm Historie sicherlich auch ins Schuldbuch."

„Dorten wird noch viel anderes zu stehen kommen. Par exemple, wie Er mit der Armee herumzieht und die eigenen Provinzen im Stich läßt, daß sie zugrunde gehen müssen. Soll mich nicht wundernehmen, wenn jetzt auch Berlin in Feindes Hand fällt. Wird wohl das Ende vom Liede sein."

„Wieso? Das Ende von welchem Liede?"

„Je nun — vom ganzen Fridericus Magnus!"

Da lacht der Toppersche. Gallebitter, aber er lacht. „Kennst ihn doch verflucht schlecht, den König. Den kriegen sie nicht unter. Hat Kolin überwunden und Hochkirch und Kunersdorf, wird auch jetzo die Metze Fortuna wieder zwingen. Sollst sehen! Und das laß dir sagen: wenn sie ihn bei Lebzeiten ganz klein machen und wenn wir alle darüber ins Elend kommen, tiefer noch, als wir schon drinstecken — darum bleibt er doch Fridericus Magnus, von dem sie noch in späten Zeiten erzählen werden, wie vom Großen Alexander oder etwa vom Julius Cäsar." Hatte sich ordentlich aufgerichtet bei den Worten, hatte mit lauter Stimme gesprochen. Faßte nun doch wieder die Hand des anderen und sagte fast weich: „Tut mir so leid um dich, Lasow. Wollt' wohl, ich fänd' ein rechtes Trostwort."

„Laß nur sein, Hans Ehrenreich. Da suchst du vergebens. Aber ich dank' dir für den guten Willen —

ja — und so du mir sonst noch was Gutes antun willst, so laß den alten Streit zwischen uns begraben sein. Man sargt ja noch Besseres ein als solch eine Lappalie."

„Das soll ein Wort sein, Lasow! Und nun komm mit ins Haus. Sonsten, wenn wir Zank hatten, taten wir einen guten Trunk, und alles war gut. Heut — du mein Gott! — heut ist Küche und Keller leer. Kann dir grad nur zeigen, wie sie gehaust haben, die Hunnen."

* * *

Wahrhaftig: allenthalben hatten sie auf dem platten Lande bis Berlin hinunter gehaust wie die Hunnen, die Moskowiter, und die Österreicher unter dem wilden Lacy nicht minder; allein in der Neumark waren gegen zweitausend Gehöfte der Flammen Raub geworden. Als sie dann wirklich die Hauptstadt eingenommen, verfuhren sie glimpflicher, legten ihr nur zwei Millionen Taler Kriegskontribution auf und begnügten sich, die Königlichen Schlösser zu Schönhausen und Charlottenburg zu devastieren. Mochten doch wohl für ihr Renommee vor ganz Europa fürchten — und dann: die Alliierten lagen sich balde so in den Haaren bei dem ganzen Plünderungszug, daß es beinahe zum Schießen und Stechen gekommen wäre.

Dazu aber: am 9. Oktober waren sie in Berlin eingezogen, am 13. hoben sie sich wieder von dannen. Denn der Schrecken fuhr ihnen heillos auf die Nachricht in die

Glieder: der König kommt! Schon sein Name reichte hin, sie zu scheuchen. So daß er, der Sorge um Berlin enthoben, sich in schnellen Märschen nach der Elbe wenden konnte, wo Feldmarschall Daun jetzt stand mitsamt den Reichsvölkern. Wie im Fluge trieb er die vor sich her, nahm Wittenberg wieder und Leipzig. Mit dem Daun freilich, mit dem war nicht so leicht abzurechnen, wie etwa mit dem Herzog von Zweibrücken, der die armselige Reichsarmee kommandierte, der noch von Roßbach her die Angst in den Buxen steckte. Mit dem Daun: das kostete eine Schlacht.

Ist am 2. November zu Eilenburg gewesen, daß ein paar Herren vom Hauptquartier im Wirtshaus zum Römischen Kaiser zusammensaßen, bei der Flasche Pontak, um einen langen Tisch, auf dem die Talglichter qualmten. Der Krusemark war da und Lentulus; dann fand sich der Generalleutnant von Hülsen dazu und, später am Abend, der alte Eichler, der Kabinettsrat. Und als grad, zufällig, der Page Zabeltitz die Nase zur Tür 'reinsteckte, sie aber gleich erschrocken vor den hohen Herren wieder zurückziehen wollte, rief ihm der Lentulus zu: „Spazier' Er nur herein, mein Sohn. Sind denn Majestät schon zur Ruh gegangen?"

„Pirch hat heut den Dienst, Herr General."

„Also komm Er nur. Mit Permission der Herren. Er kann sich mit der Lichtputzschere nützlich machen."

So hat sich Zabeltitz bescheiden an ein Eckchen gesetzt. Hatte auch wirklich zu tun, denn die Talgfunzeln klunkerten in einem fort, und es rief bald der eine, bald der andere: „Junker, tu Er sein Devoir." Dafür schob ihm

Krusemark ein Glas Roten hin. Aber der Wein schmeckte ihm heut nicht, und eigentlich hätt' er lieber in seinem Kämmerlein oben unter Dach gelegen und geheult: am Morgen war der lange Brief der Frau Mutter gekommen mit den schlechten Nachrichten vom Einfall der Moskowiter, vom jammervollen Tode des guten alten Egid und des lieben Magisters und allem, was drum und dran hing.

Hörte so kaum hin, was die Herren sprachen, fing nur einzelne Brocken auf, das und jenes, und im Grunde wenig Tröstliches. Ja, so manches paßte freilich zur eigenen Stimmung.

Seltsam, freimütig sprachen sie heut, fast als achteten sie nicht des jungen Bluts am Tische.

„Messieurs," meinte der sonsten so schweigsame Eichler einmal kummervoll, „so schlecht bei Humor wie jetzo hab' ich Seine Majestät nimmer gesehen. Selbst nicht nach der Kunersdorfer Bataille, wo ihn doch auch das Desespoir gepackt hatte. Wollen Sie mir's glauben, Messieurs, daß er mir gestern gesagt hat: was ich auch tun mag, die Übermacht erdrückt mich. Ich hab' keine Hoffnung mehr auf dieser Welt."

Krusemark nickte. „Ist vor der Zeit alt und grämlich geworden, unser Herr. Der Medikus hat auch allerhand Besorgnisse, im Vertrauen gesagt. Als er neulich zur Ader ließ, sei das Blut gar zu dick gewesen. Das gibt Melancholie. Alles nimmt der Herr dreifach schwer, macht sich Gedanken, wo er ehedem leicht darüber weg kam. Daß die Russen in Berlin gewesen und die Österreicher, daß sie seine schönen teuren Antiken in Char-

lottenburg zerschlagen haben, er kann's nicht verwinden."

„He, Junker, mein Licht hat einen Räuber!" rief der graue Hülsen. „Wo steckt Er denn mit der Schere?" Und dann fuhr er verdrießlich fort: „Nichts mehr kann man Seiner Majestät recht machen. Gestern hat er mir über mein Regiment Reprochen gemacht — ich mag's gar nicht wiederholen. Ich hätt' mein Metier verlernt, die Bursche hätten nicht Disziplin, nicht Subordination, seien verloddert wie die Packknechte. Je nun — wir wissen's ja alle, die alten sind's nicht mehr, ist junges Gelump, und die Leutnants sein kaum trocken hinter den Ohren. Aber bis dato haben sie doch immer noch angebissen. Wollt' sie auch bringen, die Himmelhunde! Sollen schon beißen! Drauf trink' ich, Messieurs!" und er leerte sein Paßglas in einem Zuge.

Eine Weile war's still im Kreise.

Saß da auch der Oberstleutnant von Möllendorf im Kreise, stieß aus seiner Tonpfeife mächtige Wolken, sah nachdenklich vor sich hin, meinte endlich: „Ja, wo liegen denn die alten, guten? Auf den Schlachtfeldern. Wir aber ziehen nun seit langen Jahren im Lande herum, bald in Schlesien, bald in Sachsen, bald in der Mark und sonstwo noch, von Bataille zu Bataille. Ist ja recht so für ein Soldatenherz. Aber die Armee muß schlechter werden von Jahr zu Jahr. Das sieht der Herr, das alles sieht er, und das drückt ihm das Herz ab."

„Ist nicht nur das, Messieurs," nahm der alte Eichler wieder das Wort. „Ist auch die große Politik. Daß

keine von den Puissancen sich von der Koalition gegen Preußen abbequemen will, daß sie zusammenhalten wie die Kletten. Dabei haben Seine Majestät ihren Sinn für sich. Da steht nichts vom kleinsten Nachgeben drin, nicht um einen Fuß breit preußischen Bodens."

„Pfui Spinne!" rief Hülsen. „Lieber der letzte Mann und der letzte Taler!"

„Das sagen der Herr General so." Das Blut war Eichler in die Stirn geschossen. „Ich bin gewißlich Seiner Majestät getreuester Diener und ein guter Preuße dazu. Aber man sieht doch, das Land geht ins Verderben, da fehlt denn am End' auch der letzte Taler. Kann oft favorabler sein, Chirurgus schneidet ein Glied ab, um den ganzen Korpus zu retten. So mag auch ein Monarch schweren Herzens ein Teilchen opfern, damit das Ganze gewahrt bleibt. Also meine bescheidene Opinion. Auch steh' ich wohl nicht allein damit. Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich par exemple dürften ganz ähnliche Sentiments haben —"

Der Prinz! Sie kannten ihn. Den vorsichtigen Feldherrn, der nie einen groben Fehler machte, immer fein säuberlich abwog, was zu tun und zu lassen, der aber auch ungern eine blutige Schlacht schlug. Den Prinzen Hendrich, wie ihn die Bursche nannten, der immer in der Fronde stand mit dem königlichen Bruder. — Sie schwiegen alle. Der Hülsen drehte an seinem Glase, Möllendorff dampfte. Wie schwerer Druck lag es auf ihnen.

Ganz still hatte bislang der Lentulus gesessen. Manchmal in ernstem Sinnen, manchmal vor sich hinlächelnd.

Jetzt sprang er so jach hoch, mitten in ihr bedrücktes Schweigen hinein, daß sie erstaunt aufschauten. Reckte seine lange Gestalt und rief: „Wollen sich die Herren halt nit den Kopf zerbrechen! Lassen's nur Seine Majestät sorgen! Was gilt? Eine siegreiche Bataille gilt's!" Er hob sein Glas. „Vive le roi! Vivat Fridericus Rex!"

Und „Vivat Fridericus!" jubelten sie alle. „Vivat unser großer König!" Der Hülsen aber fiel Lentulus um den Hals. „Muß dich küssen, Bruder! Hast den Alb von uns genommen. Wenn der Alte auch gesagt, ich verstünd mein Metier nicht: durch dick und dünn geh' ich für ihn! Werd's beweisen! Vivat Fridericus Magnus!"

* * *

Mit schwerem Kopf ist der Zabeltitz die dunklen Stiegen hinauf in sein Kämmerlein geklettert. Ging ihm alles drunter und drüber. Was er da unten gehört, Gutes und Böses, und dazu die traurigen, elenden Nachrichten von zu Hause.

Der Pirch war noch nicht da. Vielleicht arbeitete der König wie oft bis tief in die Nacht hinein und dachte gar nicht an den müden Pagen, dem im Vorzimmer die Augen zufallen wollten. Vielleicht war Monsieur Pirch auch auf irgend einer seiner Suiten, hatte ein niedliches Demoisellchen zum Karessieren gefunden. Es gab solcher gewiß auch hier. Es gab immer welche, man brauchte nicht mal viel zu suchen.

So kroch er auf den Strohsack, wickelte sich fest mit seinem Mantel ein, löschte das Licht. Aber der Schlaf wollte heut nicht kommen.

Ganz wirr war er. Da war der Egid, und da war der Herr Großvater. Und da war der König. Und da stand Lentulus und rief Vivat. Da war der Magister. Hatte der ihm nicht noch auf die Seele gebunden, zu allerletzt: vergiß dein Abendgebet nicht. Der Gute, wenn er wüßte. Vielleicht weinte die Frau Mutter auch darum so. Und jetzt war mit einem Male die Frau Pfarrer da, die kleine zerbrechliche, und neben ihr Ruth —

Ruth! Ja . . . Ruth. Liebe, liebe Ruth! Aber helfen kann ich dir nicht. Das ist nun mal nicht anders — im Feldlager, heute hier, morgen dort, und immer und überall die hübschen Demoisellen, die sich so arg um einen Pagen Seiner Majestät haben. Da widersteh einer, so er erst mal Blut geleckt hat.

Wer wohl den Sermon an den Gräbern in Topper gehalten haben mag?

Da hätt' mein lieber Cajetan Grolich reden sollen. Der versteht's. Der würd' vom Vetter Egid als dem Starken gesprochen haben und vom Magister als dem friedfertigen Helden, daß die Herzen gebebt. Hätt' aufgerichtet dabei und getröstet. Mein lieber Cajetan . . . bist immer noch bös mit mir, seit du mich in Breslau mit der Käte, Katrin, Katinka gesehen, auf der Straßen, Arm in Arm? Ja, mein lieber Cajetan, recht hast schon. Aber warum sind die Demoisellès auch so verflucht hübsch und zutulich. Da wehr' sich einer —

Und da ist ja Ohm Christel. Grüß' dich Gott, Ohm. Wie geht's mit der Blessur? So sieh doch, der Ohm kann ja den Arm heben, ganz hoch, und ruft Vivat Fridericus ...

Und da ist der König, Majestät, auf dem Schimmel, und winkt. Jetzo geht's in die Bataille ... drüben ... drüben stehen sie, die Österreicher ... Wie hat doch der Lentulus gesagt, heut abend: ‚Was gilt's? Eine siegreiche Bataille gilt's! Vivat Fridericus!‘

„Marzanke! Bursch!"

„Zu Befehl, Herr Junker — Alarm!"

„Ich bin noch so müd, Marzanke —"

„Det helpt nischt, Herr Junker."

Und: „Vorwärts, Zabeltitz!" vom andern Bett her. Pirchs lustige Stimme. „Mensch, mußt du geträumt haben. Hast ja im Schlaf geredet, wie ein Pfarrer von der Kanzel. Auf! Auf! Jetzt gilt's. Paß Achtung, jetzt schlägt Friedrich!"

*   *
*

Die Bataille hat der König geschlagen, am 3. November, und der Sieg blieb sein. Aber sie kostete wieder Ströme von Blut, die Schlacht von Torgau.

Auf weitem Umgehungsmarsch, durch Forst und Heide und Schneesturm führt er sein Hauptheer gegen des Feindes rechten Flügel, indessen Zieten, der alte Zieten, mit einem Korps von achtzehntausend Mann überraschend den linken Flügel angreifen soll. Dieser Zieten, der einstens als Infanteriefähnrich wegen allzu schwacher

Stimme beim Kommandieren hatte dimittieren müssen, der dann Ruf und Ansehen seiner Husaren begründet, der überall dabei gewesen, bei Prag und Kolin, bei Leuthen und Hochkirch und Liegnitz, der kleine unansehnliche, wortkarge Zieten, der so oft gewacht hatte, wenn die anderen schliefen, hat heut zum erstenmal im Leben ein selbständiges Korps.

Im dämmernden Morgen ist der König aufgebrochen, Mittag wird's, da stößt er auf leichte Vortruppen des Feindes, wirft sie zurück, steht nun vor der Hauptstellung Dauns. „Das Perspektiv her!" Freilich, der rieselnde Schnee macht das Observieren schwer. Aber er sieht doch: in der feindlichen Stellung wogt es hin und her, Wagen fahren auf Torgau ab. Ob Daun, der Zauderer, wohl wieder der Bataille ausweichen und abziehen will? Ähnlich säh's ihm.

Also schnell und scharf zugefaßt —

Vom Pferde steigt Friedrich, führt selber seine besten, die Grenadiere, vor, zehn Bataillone. Sturm und Schnee peitschen ins Gesicht, manchmal ist's so dunkel, daß man die Hand vor Augen nicht sehen kann. Dann, plötzlich, klärt sich der Himmel. Und da donnern hundert Kanonen auf die Linie ein, reißen furchtbare Lücken; General Syburg fällt und Stutterheim, beide Brigadeführer; von den zehn Bataillonskommandeuren fallen achte in wenigen Minuten; der Flügeladjutant Graf Wilhelm von Anhalt fällt zu Tode getroffen. Der Angriff stockt . . . die Grenadiere weichen . . .

Soll das werden wie bei Kunersdorf unseligen Angedenkens?

Neue Bataillone vor! Dreizehn des ersten Treffens. Und die Batterien in Stellung, den Sturmlauf zu unterstützen!

Diesmal glückt's besser. So scheint es. Sind doch immer noch wackere Bursche trotz allen Schmähens, avancieren wie auf dem Exerzierplatz, dringen in die feindliche Position, nisten sich ein —

Doch da führt der Daun — merkwürdig entschlossen heut — Reserven zum Gegenstoß vor. Laut jubelt das ‚Vivat Maria Theresia!' durch das Schneewehen. Mit Kugel und Bajonett drängen die Weißröcke die Blauen von der Höhe herunter, Reiterei haut nach. Glücklich, wer von den Preußen den schützenden Wald erreicht.

„Tout va mal aujourd'hui!" stößt der König heraus. Soll's wahrhaftig werden wie bei Kunersdorf unseligen Angedenkens?

Endlich, endlich ist die Kavallerie heran. Sie wird gut machen, was verloren. Hui, wie sie vorjagen, Dragoner, Kürassiere! Die wackeren Bayreuther an der Tete! Werfen die feindlichen Schwadronen, hauen ins Fußvolk ein, daß die Fetzen fliegen . . .

. . . und müssen dennoch zurück vor neuer Überzahl —

. . . und zurück müssen die elf Bataillone des zweiten Treffens, das Fußvolk, das wieder der König vorführt in eigener Person. Zurück —

. . . zurück im Feuer der hundert Kanonen. Sind nur noch Trümmer, die der Wald aufnimmt.

Mitten im schärfsten Kugelregen steht der König.

Um ihn werden die Adjutanten verwundet, der Pirch hat einen bösen Streifschuß bekommen. Aufrecht steht Friedrich, aber tiefer Schatten ist auf sein Antlitz gesunken.

Da, plötzlich wankt er und fällt. Grad' noch, daß sie ihn auffangen können. Reißen ihm, auf den Tod erschrocken, den Pelz auf, die Kleider von der Brust, eine Kartätschkugel rollt in den Schnee —

Der König! Der König!

Alles umdrängt das Gefolge, Offizier, Unteroffiziere, Bursche: der König verwundet! Der König gefallen! Unser großer König! Zitternd stehen sie, in heißer Erwartung und Sorge —

Er bewegt sich —

Er schüttelt die Ohnmacht ab. „C'est rien!“ sagt er. Es hat nichts auf sich. Die Kartätsche war zu matt. Ist keine Kugel gegossen für Friedrich. Aufrecht steht er wieder. „Laßt mich!“ Meint nur: „Hat man je eine gleiche Kanonade gehört?“

Die Dunkelheit des Novemberabends lag schon auf dem Schlachtfeld. Noch immer aber blitzten Dauns Kartaunen. Die Flammen vom brennenden Süptitz leuchteten herüber.

Die Bataille muß abgebrochen werden. Vielleicht zieht Daun in der Nacht ab. Vielleicht kommt von Zieten her Sukkurs. Vielleicht — vielleicht?

Das mörderische Feuer will endlich verstummen —

Mit einem Male lodert es von neuem auf. Von Süden dröhnt's her. Wächst und wächst —

Acht Uhr abends ist's und pechrabenschwarze Nacht.

Da brach der kleine Husar, der Zieten, der den halben Tag über vergeblich herumscharmutziert, aus dem Busch, stürmt mit seinem Fußvolk zwischen den Teichen gegen die Süptitzer Höhen. Und von des Königs Armeeteil rafften die Wackeren zusammen, was noch heile Knochen hat, Atem in der Brust und Courage im Herzen. Der alte Hülsen, vom Pferde gestürzt und arg verletzt, setzt sich auf eine Kanone: Vorwärts, Bursche! Verstand doch sein Metier, der Hülsen! Der Major von Lestwitz sammelt ein paar Bataillone, führt sie höhan. Die Tambours schlagen, was das Kalbfell hergeben will: Sturm! Sturm! Noch einmal wehrt sich der Österreicher. Aber da sind die Regimenter Forcade, die Gardegrenadiere, die vom Markgraf Karl und vom Prinzen von Preußen über ihn, die preußische Wachtparade — die Weißröcke packt der Schrecken, sie weichen — sie fliehen — auf Torgau zu, hinter die Wälle. Dorten liegt schon der verwundete Daun, seines Sieges gewiß. Und nun tritt Lacy zu ihm ins Zimmer: „Exzellenz — die Schlacht ist verloren —"

Das war ein anderer Abend heut, als der nach der Bataille von Kunersdorf!

Ist um neun Uhr vom Schlachtfeld fortgeritten, der König, mit frohem Herzen. Wollt' im Pfarrhaus zu Elsing Nachtquartier nehmen, fand das aber überfüllt bis zum Dach mit Blessierten. Ging zur Kirche, winkte dem Pagen: „Schaff' Er mir ein Bund Stroh und ein paar Lichte. Ich muß schreiben!"

Am Altar hat er gesessen, auf der untersten Stufe. Im Schiff kamen und gingen und drängten sich die Sol-

daten, Offiziere und Burschen. Kam wohl auch ein alter Graubart heran, faßte Posto, fragte mit strahlendem Gesicht: „Nu, Fritze, haben wir's heut gut gemacht?" Und der König antwortete: „Brave Bursche seid ihr! Aber könnt ihr mir nicht ein Feuerchen machen? Mich friert." Ein paar dicke Kirchenlichte hat der Zabeltitz in der Sakristei gefunden. „Mußt mir auch Papier und Gänsekiel besorgen!" Der Pfarrherr wußte Rat. Als so das kleine Feuer auf den Steinplatten loderte, daß er sich die starren Hände wärmen konnte, und die Kerzen brannten, da schrieb Friedrich an seinen Minister Finckenstein die Siegesbotschaft: ‚Wir haben Daun und die Österreicher geschlagen, die Nacht ist eingefallen, sonsten würd' ich mehr Umstände melden können. Morgen werden Sie die Einzelheiten erfahren!' Schrieb's und streckte sich und schlief auf seinem armseligen Bunde Stroh, den Kopf auf der Altarstufe, in der Nacht zum 4. November, in der Kirche zu Elsing. Nach seinem zwölften Siege im großen Kampf um Schlesien, im Kampf gegen Europa.

* * *

Ein Jubel ging durch die preußischen Lande, als die Nachricht von Torgau von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf zog. Nicht nur die Kunde vom Sieg. Jetzt war auch Schlesien frei geworden, die Russen wichen bis über die Weichsel zurück, die Franzosen hinter den Rhein; Daun hielt sich untätig südlich Dresden, wagte keinen neuen Schlag. Und man erfuhr's bald: in Paris

war man des Krieges müde, in Wien fing die Einsicht an, daß Friedrich unbesiegbar sei. Mehr denn je sprach man vom Frieden. —

Fast Mitte November ist's geworden, ehe die langsame Post die Siegesnachricht in das Toppersche Elend brachte. Kam eines Mittags die alte krüpplige Sternberger Botenfrau in die Küche, brummte ihr „Guo Mogen ooch," stellte erst breitbeinig die Kiepe auf den Tisch, knüpfte die Tragbänder los, schlug die Hände kräftig gegen den Leib. „Bannig kalt heut. In Reppen is einer verfroren, gestern. Und de verflixten Wölf' sein och widder da. Hinter dem Willing us Gandern sein se hergewesen."

Die junge Gnädige stand grad' am Herd, um nach dem Rechten zu sehen. Stellte schnell ein Töpfchen Warmbier auf. So karg es zuging im Herrenhause, wer von der Landstraße vorsprach, mußte eine Labung haben; das war alter Brauch.

Die Olsche machte gierige Augen, setzte sich neben ihren Korb, drehte die braunen Knochenfinger ineinander und spann das Garn weiter. „In Koritten, da hat die Fleihersche Brot gebackt mit Baumrinde, de Witib, da han ihre drei Kinners dicke Bäuche gekriegt, un nu liegen sie. Jao . . . wie sull sohn armet Frunzimmer die Kinners das Maul stoppen? Jo . . . is schon Not im Land heuer, Gnädige. Unsereine sieht's, wo man so rumkommt. Der Bauer Klinke, dem die russ'schen Hunde die Zähn' ausgeschlagen, der muß immer noch mit 'm verbundenen Maul gehn, kann nich reden un nischt essen, und die Fru jammert, daß Gott

erbarm . . . Jao . . . der König hat widder mal 'ne gewaltige Schlacht geschlagen . . ."

Plumps — fiel die Kanne in Scherben. Und Frau Beata wandte sich um, zitternd vor Erregung. „Mujante, das sagt Ihr zuletzt? Hat der König gesiegt? Wo war die Schlacht? So red't doch . . . red't doch . . ."

„Oh je . . . je . . . das scheene Warmbier . . ."

„Kriegt anderes, Alte. Ein Schmeerbrot dazu. Aber so red't doch!"

„Je . . . je . . . mächtig hat er gesiegt, der Herr König. Je . . . wo is denn gleich gewest? Unse Herr Pfarr hat's mir doch verzellt . . . da hinten in Sachse . . . wo is denn man bloß gewest . . . jao . . . ein Schmeerbrot han de gnäd'ge Fru gesagt . . ."

„Majunte, besinnt Euch!"

„Jesses! Jesses! Mein oller Kopp, der will nich mehr. Aberscht, ich hab' ja doch die Zeitung vor den gnä'gen Herrn in Leichholz in der Kiepe —"

Umständlich fing sie zu kramen an. So langsam, daß Frau Beata es nicht ertragen konnte. Griff selber zu. Die Zeitung! Seit die Russen dagewesen, hielt der Herr Vater keine Gazette mehr, wollte knapsen und knapsen, wollt' auch nichts mehr wissen von der Welt da draußen —

Da war's endlich. In ein Tüchlein eingeschlagen, die Post für Leichholz. Ein Brief zuerst. Ein kleiner Brief, dem man's ansah, daß er weit gewandert war. Mit zierlicher Aufschrift: ‚Monsieur le Baron de Lasow . . .'

Das Lottchen! Also sucht sie dennoch zerschnittene Fäden wieder zu knüpfen . . . das Lottchen . . .

Einen Moment nur hielt sie den Brief mit spitzen Fingern, ließ ihn fallen —

Und da, da die Zeitung! Ein paar Blätter — Haude & Spener — der Adler, darunter: Mit Königlicher Freiheit . . . Vierundzwanzig Postillone . . . Salutschießen . . . Schlacht bei Torgau . . . Viktoria . . . Daun auf der Flucht . . . Festung Torgau besetzt . . . Seine Majestät der König wohlauf . . .

Alles ließ die Frau liegen und stehen, raffte die Blätter zusammen, lief über den Flur in des Stabskapitäns Stube.

Auf dem Flur blieb sie plötzlich stehen, griff nach dem Herzen. ‚Der Junge! Kaspar! Mein Kind, mein geliebtes!‘ Die Tränen wollten ihr schießen.

Aber gleich hatte die Tapfere sich wieder. ‚Unser Herrgott wird ihn in seinen Schutz genommen haben.‘ Und lief weiter, riß die Türe auf. Da saßen am Fenster der Christian und der Vater, schoben an den Dominosteinen.

„Herr Vater! Christel! Der König hat eine große Bataille gewonnen. Bei Torgau an der Elbe. Den Daun aufs Haupt geschlagen! In Berlin haben sie Viktoria geschossen!“

Jubelt der Stabskapitän: „Viktoria! Viktoria! Vivat Fridericus!“ Und dann: „Ich konnt' nicht dabei sein! Doch was tut's: Viktoria! Viktoria! Gib die Gazette her. Laß uns lesen. Unser großer König!“

Und sie rückt sich den Schemel heran, ganz dicht zu

ihm. Sitzen nebeneinander, Wang' fast an Wang', lesen, lesen, wie mit einem Aug', wie mit einem Herzen.

Drüben der Vater aber ist seltsam still. Hat sonst immer am lautesten Viktoria geschrieen, ist ins Dorf gelaufen, daß auch jeglicher bis zum Schweinehirten wüßte, der König hat wieder gesiegt. Heut spricht er kein Wort. Schiebt noch ein Weilchen an den schwarz-weißen Steinen — schwarz-weiß wie Preußens Farben — steht dann auf, spaziert langsam im Zimmer auf und ab. Hört freilich, was die beiden lesen, bald halblaut, bald mit gehobener Stimme, und tut doch, als hörte er's nicht. Als wär' ihm das alles gleichgültig, das mit den vierundzwanzig Postillonen, die in Berlin einritten, um die Siegeskunde zu bringen, das vom Salutschießen, das vom Jubel in den Straßen, das von der Nachricht aus Magdeburg, wie der Feldjäger Ihrer Majestät der Frau Königin die frohe Kunde gebracht und gemeldet: ‚Der König hätt' gerne an Eure Majestät geschrieben, aber es manquierte das Papier.‘

Die beiden sind ganz vertieft. Das Papier raschelt. Nun flüstern sie miteinander; auch vom Junker, vom Kaspar. „Mein Jung',“ sagt Beata. „Der Glückliche,“ sagt der Stabskapitän. Und über der Gazette hinweg finden sich ihre Hände. „Unser siegreicher großer König!“ sagen sie beide.

Da wird's dem Vater zu viel. Bleibt stehen, stampft mit dem Fuß auf. „Also hört endlich auf!“ ruft er grimmig. „Das geht nun an die sechs Jahre. Sieg

und Sieg und Sieg. Aber was dazwischen kommt, das vergeßt ihr! Die Niederlagen, Hochkirch und Kolin und Kunersdorf. Und all das gute Blut! Und die Feinde im Land. Und alles ruiniert, Edelmann wie Bauer. Habt ihre keine Augen? Seht ihr den Jammer nicht?! Blind seid ihr und taub! Immer nur Viktoria — Viktoria!"

Der Stabskapitän sah auf. Sonst lag noch immer das lange Siechtum auf seinem Gesicht, heut flammte es. Jetzt erst recht, als er kopfschüttelnd einwarf: „Das sagen Sie, Herr Vater — Sie!"

„Ja, das sag' ich! Ist so weit gekommen, daß der Bauer Weib und Kind vor den Pflug spannt, um den Acker zu besorgen. Unsere Felder liegen wüst, weil wir kein Vieh mehr haben, zu bestellen, und weil die Hände fehlen. Die Moskowiter haben die Scheunen ausgeräubert, die Häuser mutwillig verbrannt, die Menschen geschunden, unseren guten Egid, unseren Magister erschlagen. Zum Himmel schreit der Jammer. Mein Lebtag hab' ich mich geplagt, den Besitz zu bessern. Vor die Hunde geht er jetzo. Schulden auf Schulden muß ich machen, froh sein, wenn der Jud' noch was 'rausrückt! Und kein Ende abzusehen, kein Ende —"

„Der Frieden wird schon kommen, Herr Vater. Jeder Sieg bringt ihn näher."

„Wird er kommen? Ich erleb's nicht mehr. Hat schon einmal dreißig Jahre gedauert, solch Krieg — kann auch nun so lange währen. Immer hab' ich meinen guten Püttner gehänselt ob seiner Friedfertigkeit. Jetzo, nun er den ewigen Frieden hat, jetzt versteh ich ihn. Wollt' auch, ich läg' erst in der Grube."

„Herr Vater! Herr Vater! Versündigen Sie sich nicht. Was kann der König davor, daß die Puissancen nicht Frieden machen wollen?“

„Ja, will er denn? Wer weiß es? Kriegsruhm will er und Ehre. Der große Friedrich sein! Bataillert und bataillert, balde in Schlesien, balde in Sachsen, und wir gehen zugrunde. Kein Herz hat er für des Landes Jammer und Elend. Kein Herz — und wird's weiter so treiben, bis wir alle im Ruin sind und Bettler!“

Fing wieder an im Zimmer auf und ab zu laufen, schob die Kappe ganz nach hinten, wo der spärliche Zopf ansetzte, fluchte halblaut vor sich hin.

Blieb dann plötzlich vor Beata stehen.

„Hast bei Hohenfriedberg den Mann verloren! Da . . . den Christel haben sie bei Kunersdorf kaputt geschossen . . . weißt du, wie's um deinen Jungen steht?! Und rufst Viktoria! Viktoria!“

Da schluchzte die junge Frau auf.

„Vater, Ihr seid grausam,“ rief der Stabskapitän.

„Die Wahrheit sag' ich, die mir schon lange die Gurgel schnürt. Hab' sie mir selber nur nicht gestehen wollen. War auch verblendet, wie ihr alle, von der großen Sonne. Möcht' jetzo mit dem frommen Mann, dem Paul Gerhardt, rufen: ‚Wo bist du, Sonne, blieben?‘ — Trag mir den Wisch 'raus, Beata, die windige Zeitung mit den Posaunenstößen . . . ich will sie nicht sehen! Will nichts hören von eurem König, von seinen Bataillen und Viktorien. Um Schlesien. Was frommt uns Schlesien? Waren besser daran, als wir nur

Brandenburger gewesen. Geh! Geh!" Und zog sich den Stuhl heran, setzte sich schwer, daß das Holz krachte, griff zu den Steinen: „Wollen weiter spielen, Christel. Vielleicht bringt einen das auf andere Gedanken —"

So ist Frau Beata still aufgestanden, mit schweren Tränen in den Augen, und hinübergegangen in die Küche. Die Mujante sollte dennoch ihr Warmbier haben und Schmeerbrot dazu — trotz alledem.

Am Nachmittag hat sie mit der Ruth oben beim Klöppeln gesessen. War aber sehr schweigsam heute, so daß der Rotkopf manchmal mit verwunderten Augen aufschaute. Und fleißig war die junge Gnädige. Die Klöppelhölzer flogen nur so.

Mit einem Male hört sie unten die Tür gehen und gleich auch, wie der Herr Vater über den Hof ruft, gewaltig laut: „Marzanke! Marzanke!"

Muß doch zum Fenster hinaussehen. Da kommt der Marzanke schon angelaufen, mit klappernden Holzschuhen. „Gnädiger Herr!"

„Wollt' dir bloß sagen, Marzanke: der König hat wieder eine große Schlacht geschlagen. Ja . . . einen gloriosen Sieg erfochten. Da . . . in Sachsen, über die Österreicher. Der Herr Junker wird auch dabei gewesen sein, also auch dein Junge, der lange Laban. Ja . . . schick's im Dorfe herum, mit der Krakulle. Alle müssen's zu wissen kriegen."

Auf Beatens ernstem Gesicht ist ein kleines Lächeln gekommen. So ist er nun, der Vater — hat sie gedacht.

Die Ruth aber hat arg geprudelt, und endlich konnt'

sie nicht mehr schweigen, mußte fragen: „Eine große Schlacht? Der Kaspar . . .“

Da ist das Lächeln um die herben Lippen gleich erstorben. Hat ganz leise geantwortet: „Ja, lieb Kind. Wir müssen hoffen und beten —“

Soviel, soviel hätt' Ruth noch fragen und sagen mögen, traute sich aber nicht. Dachte nur: ‚Ja, hoffen und beten. Das will ich wohl. Recht von Herzen. Für ihn, für ihn, wenn er meiner auch ganz vergessen hat.‘ Warf die Klöppel, mit eifrigen Fingern, und konnt' doch nicht sehen, was sie tat. Denn ihre Gedanken waren weit weg von der Arbeit, und vor den Augen schimmert' es bunt. Vergessen — vergessen . . . schreibt nimmer mehr . . . denkt wohl nimmer an mich . . . an solch armes Ding . . . draußen im Feldlager . . . bei des Königs Majestät . . .

* *
*

Schöne, lustige Winterquartiere hat's diesmal gegeben. In Leipzig. Das war nicht so kümmerlich wie sonsten. Majestät hielten ein wenig Hof, hatten Höchstihre jungen Neffen nachkommen lassen. Auch ein paar Musiker von seiner Kapelle berief der König, zumal den alten Fasch, und hatte fast täglich sein Konzert, griff sogar dann und wann selber zur Flöte, trotz der wackelnden Zähne. Und Leipzig war Universitätsstadt; da lebten auch Gottsched und Gellert, und wennschon sich Majestät sonsten nicht viel um die deutschen Poeten kümmerte: die wollte er doch kennen lernen. Wurden also befohlen

und kamen: der gravitätische Gottsched, so sich für einen gewaltigen Dichter vor dem Herrn hielt; der ‚sächsische Schwan' fand aber wenig Gnade. Papa Gellert mit seinen Fabeln, der schnitt besser ab; mußte das Geschichtlein vom ‚Maler in Athen' deklamieren und sprach freimütig und offen. Das gefiel dem König. „Er muß wiederkommen," hat Friedrich gesagt, aber Gellert dachte der Lehre des Jesus Sirach: Dränge dich nicht zu den Königen!

Ja, Leipzig war eine Universitätsstadt, der besten eine in deutschen Landen, und die jungen Studenten hatten überall ein Herz für den großen Kämpfer. Manch einer, wie in Frankfurt und Halle, so auch in Leipzig, trat freiwillig, in heller Begeisterung, unter die Fahnen. In eins der Freikorps etwa, die Friedrich gerade damals errichtete, unter dem General von Gschray etwa und unter dem Obersten Schony. Und manch anderer wieder, der längst dem Kalbfell gefolgt, nutzte die Zeit und setzte sich mitten unter die Studiosen.

Hat eines Tages der Page Zabeltitz seinen Urlaub, schlendert durch die Grimmaische Gasse, sieht von weitem seinen lieben Cajetan Grolich und winkt. Der ist aber nicht allein, neben ihm marschiert ein baumlanger Korporal. ‚Wo hast du die alte Kriegsgurgel nur schon gesehen?' denkt der Page. ‚Ist vom Regiment Prinz Heinrich nach der Montierung. Richtig — abends in der Schenke, eh ich zum König kam, mit seinen Burschen, die er so spaßig an der Wand aufgereiht hatte, daß sie ihm nicht entwischten. Ein Mordskerl damals,

und heut ein frommer Landsknecht, mit dem Cajetan und einem Bündel Bücher unterm Arm.‘

Indem war er herangekommen und schüttelte dem Grolich die Hand. Der Korporal stand in Positur vor dem roten Pagenrock. Page Seiner Majestät — das war immerhin etwas. Und solch Page fühlt sich, macht eine gnädige Handbewegung, wie etwa: steh' Er bequem.

Da erzählt denn der Feldprediger: sie kämen aus der Aula, hätten beide Dogmatik gehört. Denn der Korporal vom Regiment Heinrich, Werneberg, sei ein gewester Studiosus der Gottesgelehrsamkeit, und ihn hätt' hier die Luft angesteckt. Lacht dazu fröhlich, der Cajetan, wie er so gern lachte in seiner herzlichen Freudigkeit. Sah ihm auch ganz ähnlich, fand Zabeltitz, daß er sich den Korporal aufgelesen hat und ihn fördern half. So sind sie denn zu dritt in des Feldpredigers Quartier hinaufgestiegen und haben eine Stunde oder länger beieinander gesessen und geschwatzt. Geschwatzt — oder auch nicht. Denn wo der Cajetan war, da gab es immer auch im heitersten Hin und Her der Worte einen ernsten Kern.

Der Werneberg saß straff auf seinem Stuhle, sah recht aus wie ein Langgedienter, an dem sein Kapitän helle Freude hat: blitzblank die Montierung, sauber balbiert, gerad und voll der Zopf, und die Locken fest gedreht und gepudert. War sehr modeste, aber genierte sich auch nicht, zu sprechen, wenn er gefragt wurde. Spaßig: damals in der Schenke hat er geflucht, daß einem die Haare zu Berge steigen konnten. Heute paßt

er ganz zum Cajetan. Kann auch lächeln wie der; nicht ganz so, aber beinahe.

„Müssen wissen, Herr Junker, das ist mit der Frömmigkeit im Kriege solch eine Sache," sagt er einmal. „Zum Exempel ich, ich bin erst ganz wild und wüst geworden. Wenn einer sein Gebet zum Herrgott schickte, stieg's mir schon gallbitter im Halse auf. Wenn wir zur Predigt sollten, lacht' ich heimlich oder laut, je nachdem. Manchesmal kam wohl Scham und Reu', doch die schluckt' ich 'runter, schlug sie tot und trieb's desto ärger. Das ging so Jahre. Und so ist's mit den meisten. Ist ja viel Pack und Crapule unter uns, und einer steckt den andern an."

Der Feldprediger nickte. Er kannte das. „Erzähl' Er nur weiter, Korporal."

„Alsdann kam's doch anders, bei mir wenigstens. Man fängt an, sich zu ekeln vor sich selber. Da steigen so langsam Erinnerungen auf, wie man mit der Mutter gebetet, wie der Vater — mein Vater war Magister im Hessischen — einen mit tausend frommen Wünschen zur Schule entlassen hat. Und wenn man abends im Biwak liegt und zu den Sternen hochblickt, denkt man wieder an den Allmächtigen, der ihnen Lauf und Bahn weist. Oder in der Bataille, wo man früher blindwütig drauf losstürmte, hinter den Bursche her, daß ja keiner sich drückt, da ringt sich jetzt ein stummes Gebet aus dem Herzen: Herr Gott, mach's gnädig. Und das Herze wird leichter. Wahrhaftig, Herr Junker, das Herze wird leichter —

„Aber daß ich's nur gestehe, bei mir ist doch ein

anderes hinzugekommen, ein Erlebnis, sozusagen. Warum soll ich's nicht erzählen? Ist eigentlich gar nichts Besonderes, nur mir wurd' es viel. Am Abend von Torgau war's, in der Dunkelheit. Wir hatten grad' auf der Höhe festen Fuß gefaßt, die Weißröcke retirierten, war aber noch ein tolles Durcheinander von Freund und Feind, Schreien und Geschieße. Da stolpere ich und falle über einen Blessierten. Der schreit auf, ist aber gleich wieder stille. Mir tat's leid, denn ich mußte ihn arg gestoßen haben. Wie ich mich also wieder aufgerichtet, beug' ich mich über ihn, denk': vielleicht kannst du helfen. Sehn konnt' man ja nicht die Hand vor Augen, aber als ich frag', hör' ich eine Stimme, die mir so kurios bekannt vorkommt. Frag' also weiter: ‚Wo bist blessiert, Kamerad?‘ Er stöhnt leise: ‚Es gehet zu End'.‘ Und fängt an zu beten: ‚Herr Gott, in deine Hände befehl' ich meinen Geist.‘ Da wußt' ich mit einem Male, wer es war. Ein Musketier nämlich, Kühne hat er geheißen, mit dem mich der Zufall des öfteren zusammengebracht. Ja, richtig, Herr Junker, zuerst in der Nacht nach Kunersdorf, in einer elenden Sandgrube — mit dem Herrn Stabskapitän Ihres Namens —“

„Mein Ohm Christian —“

„Sicherlich. Also der Kühne war Pietist und hat von manchen viel Spott leiden müssen. Aber ein kreuzbraver Kerl, wo man ihn hinstellte, da stand er. Nun wollt' ich ihm erst recht helfen. Doch da war nichts zu tun, beide Beine waren ihm zerschossen. Faßt nur meine Hand, klagt nicht, jammert nicht. Fragt einmal: ‚Die Bataille ist unser?‘ — ‚Ja,‘ sagt' ich. Und da

fängt er wieder an zu beten. Herr Feldprediger, Herr Junker, so etwas hab' ich nimmer gehört. Ganz einfach, so recht aus dem tiefsten Herzen. Für den König und für das Land. ‚Herr der Heerscharen, gib du, daß balde Friede werde. Allgütiger Schöpfer und Erlöser, vergib du mir alle meine Sünden, durch Jesum Christum, deinen Sohn.' Hab' ihn in meinen Armen gehalten, an meiner Brust, und das Herz hat geschlagen wie nimmer zuvor. Ringsum die Nacht, das lodernde Dorf vor uns, um uns balde trabende Reiter, balde das Knarren der Geschütze, die auf die Höh' gebracht wurden, Kommandos, Schreien, Fluchen — und der Fromme betet, als ging ihn das alles nichts an. Schwächer und schwächer wird seine Stimme. Ich höre noch: ‚Herr, mein Gott, dein Knecht dankt dir für alle deine Gnaden und deine Güte. Ja, wir Christen haben einen Gott, der da hilft in der Not. Gelobet seist du, Herr Zebaoth! Herr, du mein treuer Gott, nimm mich auf in dein ewiges Reich.' Und dann hat er noch einmal gezuckt, und dann ist alles zu Ende gewesen. So war es und war ein seliges Sterben. Mich aber hat die Stunde durchschauert, gerüttelt, daß ich ein anderer wurde. Und trifft mich die Kugel: sterben möcht' ich wie der, nicht anders: auf dem Schlachtfeld und Gott im Herzen und des Allmächtigen Namen auf den betenden Lippen."

Der Page Zabeltitz ist mit hängendem Kopf die hohen Stiegen hinabgegangen und ein paar Gassen weit nach dem Apelschen Hause zu. Ging ihm so vielerlei durch den Sinn, was er da oben gehört, Altes und Neues. Immer kommt man reicher vom Cajetan zurück, dacht'

er und fühlt sich, halb froh und halb verdrießlich, noch als ein recht unreifes Bürschlein, das wieder einmal als wie beim Informator gewesen. Da hatte der Grolich auch allerlei vom Frieden gesprochen. Daß die Perspektiven schlechter seien als je, und das Verlangen doch so groß und heiß. Die Kaiserin in Wien ließe nicht nach. Und hatte die Ode eines gewissen — ja, wie hieß er doch? — richtig, Ramler, deklamiert:

‚Wo bist du hingeflohen, geliebter Friede?
Erbarme dich des langen Jammers! Rette
Von deinem Volk den armen Überrest!
Bind' an der Hölle Tor mit siebenfacher Kette
Auf ewig den Verderber fest!'

Ja . . . der Friede! Mußte schon so sein, daß der Krieg schwer auf den Völkern lastete. Wie gramvoll schrieb die Mutter von daheim. Und hatte nicht auch er so manches Wörtlein aufgefangen, von hohen Offizieren sogar, daß es nun des Kriegs wahrlich genug sei, des Bataillierens und Mordens —

Ja . . . der Friede! Gut und schön und sehnsuchtsvoll erwartet. Nur von mir, von des Königs Pagen, soll man nicht verlangen, daß ich mittue! Etwa in einer elenden Garnison als Fähnrich drillen und gedrillt werden! Oder gar unterkriechen müssen im Topperschen Wehleid? Wie hab' ich's jetzo doch gut! Den gnädigen Herrn und König hab' ich, und estimiert werd' ich und reiten darf ich! Reiten, daß die Funken stieben! Daß Majestät neckt und sagt: ‚Den Zabeltitz hat Er gut

dressiert, Lentulus. Der reit' wie der Deubel.' O ja . . . bleibt mir mit dem Frieden vom Leibe!

Ging jetzt wieder hocherhobenen Kopfes. Und da an der Ecke guckt die hübsche Demoiselle zum Fenster hinaus. Nicht schwarz wie die Breslauer Katrin, goldblond und mit Grübchen in den Wangen, wenn sie lacht. Lacht dem roten Prunkrock zu und dem frischen Jungen. Er kennt sie schon, die schlanke, zierliche Ottilie, des Weinwirts Töchterlein. Ihm klimpern auch noch ein paar Taler in der Tasche, hat ihm der König doch neulich erst fünf Dukaten Douceur geschenkt. Also, du schönes Kind mit den Grübchen — ich komm' —

* * *

Der Winter ging zu End' und mit ihm, früher als man's gedacht, die schönen Tage in Leipzig. Denn schon Anfang Mai 1761 ist der König ins Feld gezogen, diesmal nach Schlesien. Alle seine Negotiationen wegen des Friedens waren vergeblich gewesen, alle seine Feinde standen wider ihn wie im Jahre vorher, Österreicher und Russen und Franzosen und Schweden, meinten, die Übermacht müsse ihn schließlich dennoch erdrücken. Mit Müh und Not, unter unsäglicher Anspannung hat er die Armee retabliert, so gut oder so schlecht es ging. Knapp fünfzigtausend Mann konnt' er aufbringen, mit denen er in Schlesien dem besten Österreicher, dem Laudon, gegenüberstand und dazu dem Russen Butturlin, die zusammen über hunderttausend kommandierten. Mußt' sich drehen und wenden, der König, daß sie ihm nicht über den Hals

kamen, und konnt' es doch nicht hindern, daß sie sich vereinigten.

Da lag er denn, Woche auf Woche, in seinem kunstvollen Lager zu Bunzelwitz ihnen hart gegenüber und wartete hinter Gräben und Schanzen Tag um Tag, daß sie sich an der festen Stellung den Kopf einrennen sollten. An jeglichem Abend zog er mit den Grenadieren hinaus in die große Redoute auf den Pfaffenberg. „Sorgt für ein Bündel Stroh!" hieß es zu den Pagen, und der König lag mitten unter seinen Soldaten, die alle Nächte unter Gewehr standen, auf dem Stroh, den Himmel über sich. War eine schwere Zeit, die im Hungerlager von Bunzelwitz, aber die übermächtigen Feinde wagten nicht den Angriff, entzweiten sich schließlich und trennten sich wieder, wobei Butturlins Nachhut noch so heftige Schläge besah, daß er schleunigst bis Hinterpommern zurückwich.

Was half's? War ein schlechtes Jahr, das Jahr 1761, das sechste des Krieges. Keine große Bataille, kein Sieg. Ja, zuletzt fiel noch das feste Schweidnitz, der Schlüssel Niederschlesiens, und in Pommern nach heldenhaftem Widerstand das treue Kolberg. Immer kleiner und enger wird der Kreis, auf den der König angewiesen ist, will er sich weiter zur Gegenwehr rüsten.

Und auch der Verrat lauert —

Am 19. November spät abends, im Quartier zu Woiselwitz bei Strehlen, der König arbeitete noch, da hört der Page im Vorzimmer einen Diskurs zwischen der Schildwache vor der Tür und einer fremden, hastigen

Stimme. Er öffnet und fragt: der Leibjäger Kappel aus Schönbrunn war's, müsse Majestät unbedingt heut noch sprechen. Unbedingt, die Affäre wär' gar zu wichtig. Es ginge um Leben und Sterben, um Ehre und Reputation, sagt er. Hochverrat! sagt er. So eindringlich und voll Erregung spricht er, daß der Page es wagt, wider alle Ordres, Seine Majestät zu stören. Der Herr sind sehr verdrossen, meint wohl, es sei wieder eine Lappalie, befiehlt dann doch, den Mann vorzulassen. Und da fällt der in die Kniee, hat einen Brief, in Abschrift, den der Baron Warkotsch auf Schönbrunn an den österreichischen General Wallis gerichtet. Liest der König, der den Warkotsch noch selbigen Nachmittags in Gnaden empfangen: „Es ist nirgends ein Pikett, auch keine Hauptwache, ist ein Hauptquartier nicht so pompös, wie bei Ihnen. Fürchten Sie sich vor nichts. Sie machen das größte Glück. Zum besten wäre es Montags in der Nacht. Denn ich kann nicht gut davor sein, daß nicht etwa der Vogel Dienstags in der Nacht ausfliegt. Adieu."

Fragt der König: „Woher hat Er den Wisch?" Und der Mann meldet in fliegender Hast: wie er, Kappel, hätt' den Brief bestellen sollen, sei aber ein treuer Untertan, wittert Unrat, öffnet den Brief, kommt damit in seiner Seelenangst zum Pfarrer Gerlach. Der schließt den Brief wieder, befiehlt, ihn, wie's der Baron Warkotsch angeordnet, an den Kurat Schmidt zu bringen, so den Zwischenträger gemacht hat; er aber, Kappel, soll sogleich zu Majestät —

„Saubere Affäre," sagt der König. Sieht den

Pagen an der Türpfoste stehen. „Allons, zieh Er meinen Schimmel aus dem Stall, ohne Aufsehen, und reit' Er, was der Gaul prästiert, nach Strehlen. Ich schreib', indem Er sattelt, die Ordre, daß der andere Vogel ausgehoben wird."

So ist der Page durch Nacht und Nebel gejagt, auf dem Leibroß Friedrichs, in der Brusttasche des Herrn Befehl. Hat gedacht: ‚Fällt der Gaul, so fällt er. Mordio! Es gibt mehr. Der König soll wissen, wie der Zabeltitz reiten kann.'

In Strehlen lagen die Zastrowschen Dragoner, und waren schnell alarmiert. Aber doch nicht schnell genug. Denn als sie nach Schönbrunn kamen, ist der Vogel Warkotsch schon ausgeflogen gewesen — hat Lunte gerochen — davon ins österreichische Lager. Also daß ihn der König nur nachher, in Breslau auf dem Salzring, in effigie hat an den Galgen schlagen lassen können, wobei er lachend gemeint: „Das Porträt wird vermutlich ebensowenig taugen, als das Original selber."

Hat sonsten im Winter 1761 wenig Neigung zum Lachen gehabt, der König Friedrich. Das war auch für ihn nicht solch Quartier, wie im schönen, sauberen Leipzig. Mußte im Breslauer Schlosse hausen, das noch halb zerschossen von der letzten Belagerung, zwischen Schutt und Trümmern. Das wär' wohl das wenigste gewesen. Aber er hatte, wie er einmal sagte, das Reißen im Kopf, zusammengesetzt aus österreichischen, gallischen, russischen und schwedischen Schmerzen. Mit dem geschickten Musikus verglich er sich selber, den man fragte, ob er auch auf einer Geige mit nur drei Saiten spielen könnte.

Er spielte, so gut es ging. Und nun mit zweien. Er spielte, doch schon weniger gut. Da zerriß man ihm die letzten beiden Saiten und verlangte, daß er weiter spielen sollte —

Die eine der beiden letzten Saiten zerriß ihm jetzt wirklich. Der einzige Freund in England, der Minister Pitt, wich vom Staatsruder. Die Hilfsgelder vom treulosen England blieben aus, die dem König bisher so gute Dienste geleistet. War doch nur ein übler Notbehelf, daß die Münze nun noch schlechteres Geld schlug, faule, polnische ‚Timpfe'. Aber der nervus rerum mußte geschafft werden. Und das war immerhin ein Trost in der Not: in Wien und Paris sah's mit dem Staatsschatz noch weit schlimmer aus, denn bei ihm.

War auch so schlimm genug —

Zehn Tage vor Weihnachten gab es eine Menge Schreiben zu expedieren: nach Sachsen an den Prinzen Heinrich, nach Magdeburg an den Gouverneur, nach Pommern an den General Goltz. Die Feldjäger wurden abgefertigt. Aber da waren noch die Berliner Briefe an das Domäne-Departement und die Generalkriegskasse und an den Kriegsminister Exzellenz von Wedell. Mußte heut noch fort, es eilte, und stand doch kein Feldjäger mehr zu Disposition. Delibrierte der König: wer soll reiten? Einer der Pagen. Hat Lentulus den jungen Zabeltitz proponiert, der säß' am sichersten im Sattel und sei vom Lande, kenne die Leute. „Allons — so soll er kommen!"

Stand also vor Majestät, und das Herz klopfte ihm, als er hörte, worum sich's handle. Der König instruiert

ihn selber, spaziert im Zimmer auf und ab: „Nirgends hält Er sich auf, grad' nur daß die Gäule ruhn und futtern. Er kriegt ein paar Husaren mit, vier oder fünfe, nicht mehr, damit Er nicht auffällt. Nehm' Er sich in acht, die Panduren streifen. Muß auch die Städte meiden, immer von Dorf zu Dorf reiten." Bleibt stehen, der König, nimmt eine Prise, und der schwarze Spaniol kleckert auf die weiße Weste. Daß in all seiner Aufregung der Junker wieder denkt: könnt' die Frau Mutter endlich mal die Weste in den Waschzuber stecken.

„Die Route wird Ihm Lentulus aufsetzen. Aber Er soll nicht strikte daran gebunden sein, muß nach den Circonstancen handeln. Nun geh Er — in zwei Stunden wird geritten."

Macht der Junker Reverenz und geht. Dabei springen die Windspiele hoch an ihm.

Plötzlich, er ist noch nicht an der Tür, rufen Majestät: „Zabeltitz!"

Und wie er kehrt macht, sagt der König erst: „Biche hat Ihn gerne, Alceste auch, scheint mir." Und dann, nach noch einer Prise Spaniol: „Er ist ja wohl in der Neumark zu Hause?"

„Zu Befehl, Euer Majestät."

„Autant qu'il m'en souvienne . . . à Topper?"

„Zu Befehl, Euer Majestät."

„So hör' Er . . . ich hab' nichts dawider, wenn Er auf der Rücktour auf einen Tag dorten heranreitet. Aber nur auf einen Tag. Verstanden?"

Da jubelt es im jungen Herzen auf. Urlaub! Ur-

laub aus dem Feldlager! Wo gibt's solch einen Glücklichen, wie ihn?! Und er beugt sich, küßt des Königs Rocksaum. Wieder springen die Windspiele dazwischen, die Biche kläfft fröhlich. Sagt der König: „Schon gut! Nun mach' Er, daß Er fortkommt. Vite! Vite!"

Nachmittags um zwei Uhr ist der Junker mit vier Husaren zum Tor hinausgeritten, mit den Königlichen Schreiben auf der Brust und der Route und einem Röllchen Friedrichsdors in der Tasche zur Wegzehrung, wie der alte Eichel gemeint hat, der sie ihm zusteckte. „Wiederbringen braucht Er nichts davon."

Ein mordskalter Wintertag war's, schneelos und eisig, das junge Blut aber kochte. War ja nicht gar so selten, daß Friedrich seinen Pagen Aufträge gab, so eigentlich den Adjutanten oder den Feldjägern zufielen, galt aber immer als besondere Auszeichnung. Und die Gnade, die Güte des Herrn! Urlaub aus dem Feldlager, auch aus dem Winterquartier, das war gar eine rare Sache; man mußte schon schwer krank sein, wenn der König einen Urlaub konsentierte; sonsten hieß es allemal: soll bei der Armee bleiben. Und wenn's auch nur einen Tag war: das hieß doch, das alte liebe Topper wiederschauen, die Frau Mutter umarmen und den Großvater. Ja . . . ja . . . und den Rotkopf! Den auch!

Dazu: den guten Gaul zwischen den Schenkeln! Keinen Vorgesetzten über sich, selber befehlen können. Was konnte es nicht für wunderschöne Evenements geben. Die Panduren streiften. Da galt es List und Verschlagenheit, ausweichen, sich verstecken, vielleicht gar einmal dreinhauen. Die Zastrow-Husaren, das waren Bursche,

auf die konnt' man rechnen! Und der Marzanke, der das Handpferd führte, der stand auch seinen Mann, wenn's darauf ankam. Man konnte schon etwas riskieren! Ah . . . solch kleine Aventüre . . . das wäre was! Wenn man dann zurückkam und erzählte: wie der Pirch vor Neid bersten würde!

Nun, nun: der liebe Gott sorgt schon dafür, daß junge Bäume nicht in den Himmel wachsen. Mit den wunderherrlichen Aventüren, von denen der Page Zabeltitz träumte, da wurde es nichts. Kein Pandur ließ sich blicken, nicht die Schwanzspitze eines feindlichen Gauls. War dafür ein recht fatiguantes Reiten, auf die Dauer, bei der Kälte und den glattgefrorenen Wegen. Viel zu langsam ging's nach des Junkers Meinung; mußte immer an des Königs Vite! Vite! denken, und manchmal sank ihm das Herz in die Hosen, wenn sie im Schritt weiterkrochen. Dazu schlechte Quartiere. In Schlesien gingen die noch, aber in der Mark: daß sich Gott erbarm'! Die Katen niedergebrannt, die Bauern hohläugig und verdrossen, oft kein Stroh und Hafer, vom Huhn im Topf zu schweigen. Kam er einmal auf einen Gutshof, so sah's kaum besser aus. Da ward des Majestät Kurier wohl mit schuldigem Willkommen aufgenommen, aber zu knacken und zu beißen hatt' auch der Edelmann kaum, und die Gesichter waren todernst, wie die Frage, ob's denn nicht bald ein Ende hätte mit dem ewigen Kriege und Landverwüsten? Wenn das in Topper ähnlich war, im alten lieben Topper?!

Dann war man endlich, mit Ach und Krach, in Berlin, machte seine Meldungen, gab seine Schreiben ab, wurde

ein weniges angeranzt vom General von Wedell, denn ohne solchen Ranzer ging's nun mal nicht ab, damit man nicht übermütig wurde. „Wie schauen die Gäule aus! Sind das des Königs Dienstpferde? Schlimmer als ein Kosakengaul! Sorg' Er, daß die Kerle sie besser pflegen auf der Rücktour. Morgen mag Er sich die Antworten holen!" Kurz und barsch, als ob Seiner Majestät Page nicht doch etwas Besonderes wäre.

Von Berlin hat er nicht viel gesehen. Hat neun Stunden um und um geschlafen, todmüde und halb erfroren, wie er war. Nur das sah er, daß es stiller geworden war auf den Straßen, und das hört' er, daß alles mordios teuer, Fleisch und Brot und Holz. Und die erste Frage, die sein Wirt tat, der Gastwirt Seidelmann in der Breiten Straße, die war: „Der Herr kommen aus Seiner Majestät Hauptquartier — wissen der Herr denn nicht, ob es bald ein Ende hat mit dem Kriege? Wir gehen ja elend zugrunde darüber —"

Dann hat er, am nächsten Vormittag, sich die Antwortschreiben abgeholt, hat noch einen kleinen Anranzer besehen, hat aufsitzen lassen — wobei die Husaren arg fluchten, daß sie schon wieder aus dem schönen Berlin fortmüßten — und ist auf Fürstenwalde zu geritten und am Tage darauf nach Frankfurt. Dieselbige Straße, die er gezogen, als er mit seinem Marzanke ins Feldlager marschierte. Das war nun schon zwei Jahre her, dünkte ihm aber eine Ewigkeit.

Und überall, überall Elend und Trostlosigkeit. Überall die Dörfer verwüstet, Ställe und Scheunen leer, die Bauern und Kätner vergrämt und verbissen, Frauen

und Kinder ängstlich wie Hühnervolk, sobald sie Pferdegetrappel hörten; als ob sie immer dächten: da kommen die Moskowiter schon wieder.

Nun ritt er über die Oder und über das Schlachtfeld von Kunersdorf auf Reppen zu, und je näher er der Heimat kam, desto tiefer sank ihm das Herz. Ein paar Male wollte der Marzanke laut werden: „Herr Junker, morgen sein mer in Topper . . . heissa!“ Dann konnt' er bloß nicken: wie wirst du's finden?

Erst als er den hohen Spiegelberg sah und über das Eis der Pleiske ritt und durch das Grunewaldsche Vorwerk und wußte: jetzt noch eine halbe Stunde, da wurde es ihm wieder warm unter dem Pelze. Da kam die Sehnsucht hoch und die Freude auf das Wiedersehn. Was sie für Augen machen würden?! Die gute Frau Mutter! Der Herr Großvater! Ohm Christel! Und der Rotkopf . . . ja, auch der Rotkopf!

„Bursche, heut sollen die Gäule im Stroh stehen bis an den Bauch. Und ihr kriegt zu fressen und zu saufen, mehr als in Berlin. Kommt nur gemächlich nach. Ich reit' voran!“ Und er hieb dem Schimmel die Eisen ein —

Da lag's, da lag's: Topper. Gottlob, der alte Kirchturm stand noch und winkte ins Land. Sah hier überhaupt nicht so schlimm aus, lag Schnee, der alles zudeckte. Ja, freilich, die Schmiede war in Trümmern; gespenstig fast streckten sich die schwarzverkohlten Balken durch die weiße Schicht. Und da . . . ist das nicht der Schulmeister in höchsteigener Person? Der da am Zaun lehnt, verwundert aufschaut, die Kappe zieht . . . wahr-

haftig, er kennt ihn nicht, kennt seinen Junker Kaspar nicht! „'Tag, Balthasar! Ja, ja, sperr' oculos . . . ich bin's!" Und jetzt weiter —

Entlang an der Mauer und durchs Tor und in den Garten, und grad' vor dem Schloß den Gaul pariert. Ab springt er, schreit laut: „Da bin ich! Da bin ich!" Und das Herz klopft ihm gegen die Rippen, wild wie je in der Bataille.

Wie im Märchen liegt das Haus, totenstill, mit halb zugefrorenen Fenstern.

Ruft noch einmal: „Da bin ich! Da bin ich!"

Und endlich ist oben am Fenster ein liebes Angesicht. Und ein Schrei darauf, ein einziger Aufschrei, und hastige Schritte kommen die Treppe herunter, und die Tür wird aufgestoßen, und Frau Beata stürzt heraus, mit weitgeöffneten Armen: „Kaspar! Kaspar! Mein geliebter Junge!"

„Mutter! Liebste Mutter!" An ihrer Brust liegt er, fühlt die sanften Hände an seinen Schläfen und wie sie ihn streicheln, fühlt, wie die Mutter im Jubel bebt, ganz fassungslos, und alles, alles ist hinter ihm versunken, König und Krieg und Land und Elend, und die letzten Jahre. Kind ist er wieder, ihr Kind, will herzen und sich herzen lassen.

Da klingt die große, schwere Haustür, und eine alte, rauhe, zitternde Stimme kommt: „He ihr! Ist's denn die Möglichkeit! Unser Kaspar! Junge, wo kommst du her?" Und eine alte, rauhe, zittrige Faust packt ihn ins Genick, reißt ihm den Kopf zurück und patsch! hat er einen dicken Kuß unter der Nase. So dick und so naß,

daß er auflachen muß, wider Willen. „Der Herr Großvater!"

Und da ist plötzlich auch der Ohm, der Herr Stabskapitän. Steht in der Tür, breitbeinig, sieht gar nicht mehr so elend aus. „Junge! Junge! Wo kommst du her?"

Stellt er sich in Postur, Kopf hoch, Brust heraus, meldet: „Kurier Seiner Majestät, Herr Stabskapitän, mit Allerhöchsten Schreiben nach Berlin und zurück auf Urlaub —" Und hat's kaum gesagt, da liegt er wieder an der Mutter Brust und ist wieder ganz Kind, ihr Kind.

Kommen indessen, Trab, Trab, die Husaren auf den Hof, und der Marzanke, und der andere Marzanke, der Vater, ist herbeigelaufen, sperrt Maul und Nase auf, steht wie eine Salzsäule. Jetzt muß doch gesorgt werden: „Ist meine Eskorte, Herr Großvater. Bitt' im Namen Seiner Majestät um Quartier auf vierundzwanzig Stunden. Sind brave Bursche. Hab' ihnen versprochen: Gäule bis an den Bauch in Stroh, und den Burschen zu fretten und zu saufen, daß sie platzen." Lacht der Gestrenge: „Soll besorgt werden. Du, Marzanke, laß deinen Jungen los, tummle dich! Stroh — ja. Wird sich finden. Zu fretten auch. Bloß, mein Sohn, nichts haben wir wie Wasser. Wasser — aber vielleicht kriegt der Vogt noch beim Kretscham ein Quart Branntwein. Ein Schuft gibt mehr als er hat!" Lacht und knurrt dazwischen und bullert. Daß man merkt, am liebsten ließ er ein Schwein schlachten, wenn eins da wär', und gäb' den Bursche Tokaier zu saufen, wenn er welchen hätt'. Wenn nicht die verfluchten Kosaken, Kalmücken

und Kirgisen alles genommen hätten, das Räubervolk. Und bullert weiter: „Nu aber komm' rein und erzähl'. Ist bannig kalt draußen, und der Christel darf sich nicht verkühlen."

Sie gehen also in die große Diele, und des Junkers erster Blick fällt auf das Ahnenporträt und die Lanzenstiche darin. Doch dann, gleich sieht er hart an der Treppe ein Mädchen, schlank und rank, mit brandrotem Scheitel.

Ein klein wenig zur Seite hat die Ruth das Köpfchen gesenkt, wie in Verlegenheit, und wie er sie ansieht, schlägt das Blut in loher Welle ihr ins Gesicht. Ganz fest hat sie beide Arme angepreßt, wie daß sie die nicht ausstrecken dürfte, ihm entgegen. Ganz fest hält sie die Lippen geschlossen, daß sie nicht aufjubele, ihm entgegen.

Und er sieht die Ruth, den Rotkopf, ist einen Moment wirr, mit allerlei konfusen Gedanken unter dem Schädel. Rafft sich schnell zusammen, reckt sich, ist der Leibpage Seiner Majestät, geht auf sie zu, streckt ihr die Hand hin: „Bon jour, liebe Ruth ... bist du aber groß geworden ..."

Kreidebleich wird das Jüngferlein. Doch gleich schlägt ihr die lohe Welle wieder ins Gesicht. Langsam hebt sie die Hand, berührt knapp die dargestreckte Rechte, sagt, und ist ganz die trotzige Ruth von ehedem: „Sie ... sind auch gewachsen ... Herr Junker ..." Reißt ihr Händchen zurück, ist wie ein gescheuchtes Reh die Treppe hinauf — weg —

Der Gestrenge lacht dröhnend. „Schau doch, die

kleine Kröt'!" Der Junker steht perplex, möcht' am liebsten nachlaufen, den fliegenden Rock haschen, sieht grad' noch den zierlichen Fuß, zierlich den groben Stiefeln zum Trotz. Weiß nicht recht, soll er lachen wie der Herr Großvater? Soll er heulen? Weich und weh ist ihm ums Herz, als wär' drin etwas zerrissen, zersprungen. Aber Tränen! Um solch ein Mädel! Reckt sich aufs neue, rafft sich zusammen, ist Leibpage Seiner Majestät, Kurier im Allerhöchsten Auftrag — und wär' beinahe ein dummer Junge geworden! Nimmt der Mutter Hand, küßt sie mit leichter Verbeugung: „Die gnädige Frau Mutter mögen verzeihen, der Ritt heut war recht fatiguant — wenn die Frau Mutter vielleicht etwas zu essen für mich hätten."

Freilich, er merkt wohl, die Mutterhand ist anders wie vorher. Merkt auch, daß sie sich zwingt, die liebe, liebe Frau, als sie antwortet: „Was mögst du gern haben . . . Kaspar . . . im Vaterhause . . ." Doch er gibt nicht nach, hat ein fröhliches Lachen bereit: „Speckeierkuchen . . . so es noch Speck und Eier hat."

Da nickt sie und geht. Erst in die Küche, dann schnell hinauf, um ein heißes Gesichtchen leise und trostreich zu streicheln. Und dann wieder herunter zu ihrem Jungen. Der sitzt in der Herrenstube, rechts den Großvater, links den Ohm, raucht Kanaster wie ein Alter und erzählt.

Erzählt, und sie hören zu. Von des Königs Gnade und wie er ist, wenn er Sorgen und grantige Laune hat; von der Bataille zu Torgau und dem Hungerlager zu Bunzelwitz; von dem lustigen Winterquartier in

Leipzig und dem schlechten Heurigen; und dann wieder vom König. Jedesmal, wenn der Junker so recht aus Herzensgrund von seinem Großen König gesprochen, hat der Alte aufgebrummt, aber jedesmal auf das Grunzen ein hastiges ‚Weiter — weiter!‘ gesetzt.

Darauf ist der dampfende Speckeierkuchen erschienen, Kaspar hat ihm alle Ehre angetan, aber zwischen dem wackeren Kauen immer mehr erzählen müssen: von des Königs Gefolge, von den Generalen und vom lockeren Zeisig, dem Pirch; von Seiner Majestät Feldküche und den Windspielen, von Friedrichs endlosen Schreibereien und seinen vielen Büchern, von seiner Kleidung — „ja, Frau Mutter, die Weste mit dem Spanioldreck drauf, die sollten Sie sehen . . . die müßt' mal in Ihren Waschtrog!“

Und als er endlich ausgeschöpft war wie ein Brunnen in der Wüste, wenn eine Karawane über den hergefallen, und seine Lippen trocken vom vielen Sprechen, da hat er gebeten: „Und ihr! Jetzo seid ihr an der Reihe!“

Da haben sich Frau Beata und der Ohm angesehen, und der Großvater hat geknurrt: „Lieber nicht, mein Jung'. Möcht' mir den schönen Tag nicht verderben.“ Aber ein Wort hat doch das andere gegeben, bis der Junker das ganze Elend erfahren, und das alles, alles noch viel schlimmer, als es die Frau Mutter ihm geschrieben.

Zwischen all dem, was er so vernommen, ist ihm immer wieder die Erinnerung an den Rotkopf gekommen. Hing ja doch auch mit ihr zusammen: der Tod des

guten Magisters, und wie sie wohl hätten Hungers sterben müssen in der Pfarre, Ruth und die Mutter, wenn der Großvater als Patron sie nicht ins Herrschaftshaus genommen. „Hat mich nicht gereut," meinte der Alte. „Die Frau Magister sieht man kaum, und die Kleine ist brav. Kommt auch auf zwei Mäulchen mehr oder weniger nicht an." Dabei hat der Junker gemerkt, daß die Frau Mutter ihn so eigen angesehen, fragend und fast wie mit stummer Reprimande. War ihm auch selber nicht ganz wohl. Etwa so, daß er unsicher sinnierte: ‚Hast du dich vorhin benommen, wie's dem Pagen Seiner Majestät gebührt oder recht wie ein dummer Junge? Oder gar wie ein eingebildeter Aff'?' Ganz allmählich hat sich die Wagschale seiner Überlegung mehr und mehr nach der Seite des dummen Jungen geneigt. Bis er endlich herausgeplatzt: „Möcht' doch der Frau Magister auch Guten Tag bieten —"

Über all dem waren ein paar Stunden verflossen; die dicke Liese hatte Kaffee gebracht, der freilich stark nach Eicheln und allerlei gebranntem Wurzelkram schmeckte, ganz anders als der, der in des Königs Feldküche gebraut wurde, wofür die Waffeln desto besser waren; langsam war die Dämmerung herabgesunken. Und als der Junker nun mit seinem guten Willen kam, nickte die Frau Mutter ihm Beifall. „Dazu kann Rat werden, Kaspar. Balde — denn wir gehen jetzt alle miteinander zur Kirche."

„Zur Kirche?"

„O ihr Heiden! Hast du denn ganz vergessen, daß uns heute der Heiland geboren wurde?"

Und der Alte lachte bitter: „Da siehst du, Christel, du auch, Beata, wie es ist im Feldlager des Königs! Was schiert ihn Jesus Christus? Du aber sollst dich schämen, mein Jung —"

Das wollt' der Junker denn doch nicht so hinnehmen. Suchte sich also mit seinen Märschen zu exkusieren, wobei allemal der Kalender zu kurz käme, und sprach davon, daß Seine Majestät strenge auf die Feldgottesdienste hielte, und wie schön immer sein Freund, der Cajetan Grolich, dabei predigte, so herzinnig und herzbewegend, wie er sonsten nimmer gehört. Wurde ordentlich warm dabei, sprach und sprach, bis auf einmal das kleine dünne Toppersche Kirchturmglöckchen zu läuten begann.

Da standen auch schon die Frau Magister an der Tür und Ruth. Ganz feierlich sah sie aus und tiefernst, im schwarzen Mantel und mit glattgestrichenem Haar unter der dunklen Kapotte; das Gesichtchen dazu seltsam schmal und blaß. Sah auch nicht auf, als er jetzt zu ihrer Mutter trat und in artigen Worten sein Beileid aussprach.

Frau Beata hatte schon die Lichte bereit gestellt, kleine selbstgezogene Wachslichte, für jeden eins auf einem Holzbrettchen. Der Ohm schlug Feuer. Und dann gingen sie mit den brennenden Lichten durch die windstille Christnacht zur Kirche. Just so, wie sie es in glücklicheren Jahren getan. Und wie in glücklichen Jahren saß die ganze Gemeinde, alt und jung, im Gotteshause, und in aller Not der Zeit hatten doch alle ihre brennenden Lichtlein vor sich, die im dunklen Raum leuchteten, wie hundert einzelne Sterne.

Freilich: der Pfarrherr fehlte. Der lag unter der Heimaterde im ewigen Frieden, und Ersatz war noch nicht möglich gewesen in diesen Zeitläuften. Wen sollte es nach der kleinen Pfarrstelle gelüsten, wo der karge Ertrag noch mit des Verstorbenen Witwe zu teilen war nach altem Brauch? Und die Amtsbrüder in der Nachbarschaft mußten heut alle in den eigenen Gemeinden ihres Amtes hüten; auch mochte man sie nicht zum Kommen auffordern, der streifenden Wölfe halber. Es mußte also ohne Pfarrherrn gehen und galt auch hier das Wort: Not lehrt beten.

Der alte Balthasar hatte seine Rangen immer noch gut im Zuge. Schön und feierlich klang das Lutherlied durch die andachtsvolle Stille —

Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Ich bring' euch gute, neue Mär,
Der guten Mär bring' ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.

Euch ist ein Kindlein heut gebor'n,
Von einer Jungfrau auserkor'n,
Ein Kindelein so zart und fein,
Das soll euer Freud' und Wonne sein.

Alle dreizehn Strophen sangen Gemeinde und Kinderchor, so hatte es der Herr Patron befohlen. Alsdann erhob er sich schwer aus dem Herrengestühl, schritt langsam und bedächtig hinüber zum Altar, wandte sich um und begann zu sprechen.

War wohl eine merkwürdige Predigt und hätte viel-

leicht bei einem hohen Consistorio bedenkliches Schütteln des Kopfes erregt. Der Gestrenge wußte nichts von kunstreicher Disposition, etwa von analytischer oder synthetischer Methode, nichts von Thema oder Homilie. War auch kein Redner, der das Wort zu meistern verstand. Räusperte sich bald, bald stockte er, bald bullerte er, mußte nach dem verloren gegangenen Faden suchen, brachte den einen Satz nicht zu Ende, hub schon mit einem neuen an. Und sprach dennoch zu den Herzen.

„Stehe allhier an unseres lieben, in Gott ruhenden Püttners Platz," so begann er, „wollt', der Gute, Getreue lebte noch und könnt' zu euch reden, wie er so oft hier gesprochen am Heiligen Abend. Ehre sei dem Gedächtnis des frommen, allezeit friedfertigen und doch so tapferen Dieners unseres Herren . . .

„Heute vor eintausendsiebenhundertundsechzig Jahren, zu Bethlehem im Heiligen Land, ist uns unser lieber Herr und Heiland geboren worden, Herr Jesus Christus, so Gott der Vater auf die Erde gesendet, uns von all unseren vielfältigen tausendfachen Sünden zu erlösen. Ja . . . also . . . hat für uns gelitten unter den Juden, ist unter Pontio Pilato ans Kreuz geschlagen worden, gestorben, begraben, niedergefahren zur Hölle, wieder auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten . . .

„Des sollt ihr euch heute in eurer Dumpfheit erinnern, daß uns Gott-Vater seinen lieben eingeborenen Sohn schickte. So wir in der Finsternis saßen, uns das

Licht Seiner Gnade gab, uns von Tod und Teufel erlösete. Daß der Herr Jesus Christus um unseretwillen ein Menschenkind worden, auf daß wir allezeit wieder Gottes Kinder werden könnten und zur ewigen Seligkeit kämen.

„Wissen und merken sollt ihr heute, daß wir alle, ich, euer Herr und Patron, nicht zum letzten, armselige Schlucker sind vor dem Herrn und nichts ohne Seine Gnade. Versteht ihr! Ja . . . also . . . daß ihr eben, jeder für sein Teil, unserem Heiland nacheifern sollt in Worten und Werken, auf daß euch die Pforten des Himmelreichs aufgetan werden. Geduldig und recht demütig müßt ihr sein auch in eurer Not, die doch so klein ist gegen die Not und Pein, die Er um uns gelitten, unser guter Herr Jesus Christus . . .

„Ist jetzo eine schwere Zeit, Krieg und Feinde und kein Ende. Gott der Herr aber weiß, weswegen er uns solche Prüfungen gesendet. Vielleicht weil wir zu übermütig geworden, schwach im Glauben, ohne die rechte Liebe zu unserem Nächsten. Greift heute in euer Herze, ihr argen Sünder, und bekennet eure Schuld. Das will nicht gut schmecken, ich kenne euch! Aber erst, wenn ihr das recht tut, wird Gott der Allmächtige durch Herrn Jesu Christo euch wieder Gnade zuteil werden lassen, denn Er ist liebreich. Zu Ihm bitten wir am Geburtstage unseres Heilands: Herre, Herre, gib Du uns Hilfe und Schutz in aller Bedrängnis und bald den Frieden . . .

„Du, lieber Heiland, lege Du Fürspruch ein bei Deinem allmächtigen Vater und Herrn für uns, daß Er uns errette. Auch daß Er unseren König beschütze und be-

schirme, ihn endlich ganz siegreich sein lasse wider alle Feinde und ihm die rechte hohe Weisheit gebe, so uns aus dem Kriegsgeschrei herausführe. Segne Du unsre brachliegenden Äcker, daß sie wieder Frucht tragen, und laß Du heute in die Herzen aller Bedrängten, der Siechen und Blessierten, auch der Witwen und Waisen, Trost und rechte Christenfreude Einzug halten . . .

„Wir danken Dir, lieber Herr und Heiland, daß es nicht ärger gekommen ist, als es kam, also, daß wir heute in diesem Kirchlein Dir dienen können. Und nun lasset uns beten —“

Also sprach er mit erhobener Stimme das Vaterunser. War kein gesalbter Diener des Herrn und traute sich nicht, den Segen zu sprechen. Stand nur eine Weile mit tief gesenktem Haupte und schritt dann langsam und schwer ins Herrengestühl zurück, indes Chor und Gemeinde das zweite schöne Weihnachtslied sangen:

„Ihr Christen auserkoren,
Freut euch von Herzen sehr:
Der Heiland ist geboren.
Recht gute neue Mär!
Des freuen sich dort oben
Der heil'gen Engel Schar,
Die Gott den Vater loben
Jetzt fort und immerdar.

So singen sie mit Schalle:
Ihr Christen insgemein,
Freut euch von Herzen alle
Ob diesem Kindelein.

Euch, euch ist es gegeben
Und hat das Heil bereit,
Daß ihr bei Gott sollt leben
In steter Seligkeit."

Langsam, allmählich waren die kleinen Kerzlein heruntergebrannt. Nur vom Altar leuchteten noch die beiden dicken Wachslichte auf den silbernen Leuchtern, die der brave Pfarrherr mit Gefahr des Lebens vor den Moskowitern gerettet. Über dem schmalen Kirchenschiff lag die Dunkelheit. Aus den Bänken scholl leises, leises Schluchzen in den Gesang hinein.

Dann stand der Gestrenge auf und schritt, den Seinen und der Gemeinde voran, zur Tür. Und wie sie hinaustraten, sahen sie es: und es war ihnen wie ein Wunder: da war der Mond aufgegangen und leuchtete silberhell über dem glitzernden Schnee.

Ganz stille hatte drinnen der Junker gesessen, in frommen Gedanken und guten Vorsätzen. Nun drängte es ihn zum Großvater, daß er ihm die Hand küssen mußte und ihm sagte: „Wie schön habt Ihr geredet, Herr Großvater —"

Doch der Alte wehrte, hob nur die Hand, stand im Mondenschein und ließ die Gemeinde an sich vorüberziehen. Wie sonsten immer in besseren Zeiten. Nickte dem zu, und der hatte für die und jenen ein gutes Wort. War dabei sehr ernst. Bis schließlich die Kinder kamen, paarweise, so es ihnen Balthasar, der sie gern mit Rute und Bakel drillte, eingetrichtert. Da erhellten sich des Greises Mienen. Er strich hie und da einem Blondkopf

über den Schopf, klopfte dem andern väterlich auf die Schulter: „Ja, schaut nur, mir hat das liebe Christkind etwas besonders Gutes gebracht! Den Herrn Junker hier, Leibpagen Seiner Majestät. Kommt just heut aus des Königs Feldlager! Und nun geht nach heime und seid fröhlich — heut ist Weihnachten!"

„Jetzo — nun wollen wir fröhlich sein!" hat er nachher auch in der Herrenstube gesagt. „Kann euch keine Cadeaux machen, wie wohl sonsten. Soll uns aber nicht stören. Du, Kaspar, kriegst heut den Ehrenplatz, hier neben mir! Komm —"

So saßen sie um den großen Eichentisch, und bei aller Not der Zeit hatte Frau Beata den doch so festlich beschickt, wie es eben anging. Aus dem leeren Keller konnte freilich auch sie nichts herauszaubern, aber einen guten Aufguß aus eingemachten Brombeeren hatte sie bereitet, mit dem sich auch anstoßen und prosten ließ.

Balde, so sagte der Großvater wieder: „Erzähl', Kaspar, wie war das doch bei Torgau, als der König dich Papier und Gänsekiel besorgen hieß!" Und der Junker ließ sich nicht bitten.

Manchmal, während er so erzählte, dies und das und noch einiges, blickt er in der Runde und verwundert sich ein weniges, daß der Ohm gar nicht mehr arg elend und vergrämt ist. Der schaut ganz froh aus, ruft mal dazwischen: „Kaspar, flunkre nicht!" und stößt mal die Frau Mutter leis mit dem Ellenbogen an: „Sieh, dem Jungen keimt's wahrhaftig schon unter der Nase!" Und lacht. Als ob er das Lottchen Lasow ganz verwunden hätt'.

Manchmal blickt der Junker aber auch zur Ruth hinüber. Die sitzt fein sittsam, wie ein rechtes Jüngferlein, zwischen ihrer Mutter und dem Großvater, hat Hand an Kant und die Augen ewig gesenkt. Wetterchen, Wetterchen, ist das Mädel hübsch! Tut ihm doch leid, daß er's mit ihr verscherzt hat.

Einmal gibt ihr Frau Beata eine Kommission. Soll etwas holen, muß aufstehen. Und wie sie zurückkommt, fügt sich's, daß ihre Augen sich ‚Guten Tag' sagen — im Zufall, kann aber auch Absicht sein. Die Guckerchen, Potzblitz! Und das süße Mäulchen dazu. So recht ein Mäulchen zum Küssen, klein und fein und mit kirschroten Lippen. Ja du, Rotkopf — ist noch nicht aller Tage Abend . . .

Nun sitzt sie wieder und lauscht. Man merkt's ihr an, sie fängt jedes Wort auf. Nun ja . . . kann sie haben . . .

Also legt der Junker erst recht los, grad' so, wie man wohl am Beiwachtfeuer renommiert. Er watet bis hart an die Kniee durch Blut; jeder preußische Offizier ist ihm ein Leonidas, jeder Grenadier ein Held. Und wie der Seydlitz mit den Kürassieren einhaut! Welch armseliges Knäblein der alte Odysseus gegen den listenreichen Zieten gewesen —

Lacht der Stabskapitän dazwischen: „Kaspar! Kaspar! Wo hast du das Aufschneiden gelernt?" Und der Herr Großvater, der sich schon sein Pfeifchen angesteckt, meint: „Scharfe Augen geben gute Schützen, sagt der Jäger. Da schoß er eine Krähe statt eines Adlers. Aber laß den Jungen schwatzen. Es höret sich gut an."

Sachte wird die flinke Zunge doch müde. Ist schon spät.

Die Frau Magister steht auf und gleich auch Ruth. Sie gehen um den Tisch, reichen jedem die Hand. Grad' die Fingerspitzen kriegt der Junker vom Rotkopf. Sieh dir mal den Racker an: die Fingerspitzen, wie sie etwa die verzürnte Grande Dame dem malhonnetten Kavalier reicht . . .

Jetzt gähnt auch der Großvater. Ohm Christian bekommt solch langen Leidenszug im Gesicht. Man merkt's, daß er immer noch nicht ganz gesund ist.

„Möcht' euch gehorsamst gute Nacht wünschen," sagt der Junker. Und seine Gedanken sind schon oben unterm Dach, aber nicht im eigenen Kämmerchen. Küßt dem Großvater die Hand und der Frau Mutter, drückt dem Ohm kräftiglich die Rechte. Nimmt den Messingleuchter.

„Ich komme nachher noch zu dir, Kaspar," meint Frau Beata. „Will nur erst noch in der Küche nachsehen, ob alles in Ordnung."

So geht er. Erst ganz gemessen, drauf im Sturmschritt die Treppe hinauf, als hätt' er gar keine Zeit zu verlieren. Steht dann auf dem großen, weiten Boden. Da ist allerlei Gerümpel, alte Spinde, wacklige Tisch und Bänke, und der schmale Lichtschein fällt fast gespenstisch dazwischen, malt dunkle Schatten in Ecken und Winkel. Aber der Junker kennt sich aus: dorten ist sein Kämmerchen und dicht daneben das von der Frau Magister und dem Rotkopf. Wand an Wand.

Steht und wartet und weiß selber nicht recht worauf.

Man wartet eben auf das, was man im geheimen wünscht. Es gibt so Ahnungen . . .

Ja, die Ruth! Mit ihr hat er oft genug Verstecken gespielt hier oben zwischen den dicken Wänden und dem morschen Gelump. Da hinter der Räucherkammer hat sie mal gesessen, ganz zusammengeduckt im dunklen Eckchen. Erst hat er ihre Augen gesehen, die leuchteten wie Katzenaugen aus der Nacht. Und dann haben sie sich gejagt in wilder Hatz, zuletzt die steilen Leitern hinauf zum Oberboden. Gekriegt hat er sie doch, und drauf saßen sie in der Luke und ließen die Beine ins Freie baumeln.

Mit einem Male knarrt eine Tür. Schnell stellt er den Leuchter hinter sich auf den großen Tisch, deckt das Licht mit dem Rücken.

Da ist sie — Ruth. Hat einen irdenen Krug in der Hand, die Tür schon hinter sich zugedrückt, steht unsicher, sieht ihn noch nicht, aber den fremden Lichtschimmer. Geht ein paar Schritte weiter zur Treppe —

„Ruth! Ruth!"

Leise stößt er's heraus, leise und zärtlich, mit heißem Atem. Ist schon neben ihr, faßt ihren Arm.

„Ruth, liebe Ruth — bist mir doch nicht mehr böse?"

Einen kleinen spöttischen Knicks macht sie: „Was wünschen der Herr Junker? Ich hab' Eil', will nur noch schnell Wasser holen. Soll ich etwas besorgen für den Herrn Junker?" Er hört's, er sieht's, wie sie knickst. Dazu reicht das Licht. Doch den schmerzlichen Zug um den lieben Mund, den kann er nicht sehen.

„Mußt nicht mehr bös sein. Hab's nicht so gemeint. War ganz dumm von mir. Und war doch Wahrheit: groß bist du geworden . . . und hübsch . . . liebe, liebe Ruth!"

Sie möcht' an ihm vorbei, zur Treppe. „Hab' Eile, Herr Junker."

Aber er hält sie fest. „Was redest du, Ruth! Herr Junker! Herr Junker! Das tut mir weh. Früher bin ich dein Kaspar gewesen. Da, schau' nur . . . hier am Daumen . . . das sind deine Zähnchen. Weißt noch, im Pfarrgarten, und die gelben und roten Blätter rieselten über uns. Da . . . hab's nimmer vergessen, du Süße . . . Süße . . . sei gut zu mir, hab' mich ein bißchen lieb . . . wie damals . . . Ruth . . ."

Sie steht und zittert und hat ganz große Augen. Sagt leise, leise: „Das ist lange her . . . und aus dem Kaspar wurde Seiner Majestät Leibpage . . ."

„Was tut's? Ich bleib', der ich war."

Sie schüttelt den Kopf. Sieht zu Boden, sieht wieder auf. „Ich bitt' . . . ich muß . . ."

„Lieb haben mußt mich! Lieb haben!"

Hat sie plötzlich umschlungen, fest, fest, biegt ihr das Köpfchen zurück, macht ihre Lippen stumm mit rasenden Küssen. Und fühlt, fühlt, wie sie erschauert in seinem Arm, fühlt, fühlt, wie sie wiederküßt, heiß und durstig, mit geschlossenen Lidern —

. . . ist doch nur ein Augenblick, sind bloß ein paar Herzschläge. Gleich wehrt sie sich, wehrt ihn ab, schiebt den irdenen Krug wie eine Schutzwehr vor, macht sich frei. Atmet hoch und schwer —

„Ruth! Süße — süße Ruth!“

Da gleitet sie mit der Linken über die Stirn, als gäb' es viel zu glätten. Schüttelt den Kopf, sagt mit trauriger Stimme: „Das hätt' nicht sein sollen.“ Sagt's wie für sich. Und ist mit einem Male an ihm vorüber und die Treppe herunter.

Auf seinen Lippen brannten noch ihre Küsse und brannten, während er in sein Kämmerchen ging. War wirklich wieder ganz der Kaspar von ehedem, hat seine Ruth so lieb, so lieb, dachte nur an sie, hätt' sich bloß gewünscht, daß er noch viel mehr Küsse von ihr gekriegt, daß sie ihm noch einmal mit den blanken Beißerchen in den anderen Daumen gebissen. Lacht, indessen er sich auskleidet, vor sich hin: was das Mädel küssen kann! Das Mädel — und wie schlau, daß sie den Krug nicht fallen ließ. Und wie sie heiß und kalt wurde, alles in einem! Liebt mich, liebt mich bei Gott! Heut wie einst! Du Süße — du Süße — und morgen zum Abschied . . .

Hört, wie sie die Treppe heraufkommen, die Frau Mutter und Ruth, und hat mit Herzklopfen den Jungensgedanken: ob sie wohl gepetzt hat? Huscht ins Bett, zieht die Decke bis ans Kinn.

Nein, sie hat nichts verraten. Oder doch nur: der Herr Junker sind eben in seine Kammer, da haben wir noch ein paar Worte geredet miteinander. Die Frau Mutter lächelt, als sie eintritt. Putzt erst das Licht, legt die Kleider, die er auf den Boden geschmissen, geduldig auf dem Stuhl zurecht, sieht nach dem Fenster, ob es auch gut geschlossen, setzt sich dann auf den Bettrand.

Nicht daß sie viel zu sprechen hätten miteinander, die beiden, Mutter und Sohn. Ein paar Worte immer nur, dann und wann, eine Frage von ihr, eine Antwort von ihm. Nicht über große Dinge, recht über Kleines, woran nur ein Mutterherz denken kann. Ob er auch auf seine Gesundheit acht habe? Ob der König ihm Douceur gebe und wie er haushalte? Wie es mit seiner Wäsche stünde? Ob der Marzanke gut täte? Auch noch einmal nach dem Pirch fragte sie und dann nach dem Cajetan. „Den Herrn Regimentsprediger, den halt dir warm. Gibt mir immer Ruh ins Herz, so du von ihm schreibst.“ Und dazwischen hat die Frau Mutter bald ihm über die Wangen gestreichelt: „Ohm Christel hat recht. Dir wächst der Bart.“ Bald hat sie die Kissen glatt gestrichen. „Liegst du auch gut, mein Junge?“

Darauf hat sie wohl gemerkt, daß der Sandmann nahe. Hat also mit ihm gebetet, wie einstens, als er ein kleiner Bub war. Dann ihn mit Lächeln fest eingemummelt in die Bettdecke, den ganzen großen Kerl bis zu den Fußspitzen. Hat ihm noch einen Kuß gegeben und nur gesagt: „Schad', schad', daß du morgen schon wieder reiten mußt.“ Und noch einen Kuß und dazu einen kleinen zärtlichen Klaps. Das Licht gelöscht. „Nun schlaf sanft, mein Kind, im Vaterhaus und träume etwas Gutes, Schönes!“ hat sie in der Dunkelheit gesagt und ist leise hinausgegangen.

Grad' daß es beim Kaspar noch zu zweierlei langte: zu einem, ‚die gute Mutter!‘ und zum andern: ‚da, jenseits der Wand schläft der Rotkopf!‘ Dann war er schon weg und hat geschlafen, bis die Frühsonne sich

durch die Fensterdecke stahl. Da war auch schon der Marzanke, stand breitbeinig neben dem Bette und schüttelte den dicken Schädel. So ordentlich hatte der Junker die Mundierung nimmer noch über den Stuhl gebreitet. Der aber rekelte sich, stellte sich schlafend, blinzelte den langen Laban, dessen Kopf beinahe an die Decke stieß, nur so unter den Augenlidern an und dachte darüber nach, was er denn eigentlich geträumt hatte. Hat's aber nicht zusammengebracht, wußte nur noch, vom Rotkopf war vielerlei dabei, doch dazu anderes, das gar nicht zur Ruth gehörte. Darüber lachte er plötzlich laut auf, sprang mit beiden Beinen zugleich aus den Federn: „Marzanke, sagt's an, um Glocker zehne wird geritten."

Da wurde nun freilich nach aller Freude des Wiedersehens ein schmerzlicher Abschied. Dreimal, erst im Stübchen der Frau Mutter, sodann an der Kossätenscheune in Großvaters Zimmer, endlich vor dem Tore, und jedesmal mit Umarmen und Wiederumarmen und vielen Küssen. Nur als draußen auch die Ruth stand, traute er sich nicht. Sie hatte die Lippen gar zu wunderlich scharf aufeinander gepreßt, gar nicht wie ein Mädel, das wartet. Gaben sich also nur die Hände. Da sagte sie aber doch: „Glück auf den Weg, lieber Kaspar!" Lieber Kaspar also, und er dachte: auf das nächste Mal, liebe Ruth! Drückte noch einmal die kleine hartgearbeitete Patschhand, und da sah sie ihn groß an, und es rann ihr langsam eine Träne über die Wange. Ja . . . ja . . . du Süße . . .

Der Alte, der Herr Großvater, hat noch etwas zu sagen gehabt, nahm den Enkel ein wenig beiseite. „Also,

mein Kaspar, wär' doch möglich," knurrt er und schiebt die Kappe ganz weit zurück bis auf den kleinen grauen Zopfansatz. „Also, es könnt' doch möglich sein, daß Seine Majestät dich fragten, wie du's in der Heimat gefunden. Tut er's, dann bitt' ich mir aus, red' die Wahrheit. Sag's grad' heraus: sie sind im Elend. Im tiefsten Elend, Euer Majestät alleruntertänigst zu melden. Herren und Knechte, alle miteinander, Euer Majestät, der Bauer wie der Edelmann. Sag's ihm. Versprich mir in die Hand, daß du's sagst! Er soll's wissen. So . . . und nun reit' und bleib brav, und unser gnädiger Herrgott nehm' dich in seinen Schutz."

Die Mutter hat ihm auch noch was Besonderes zu sagen, nimmt ihn nach der anderen Seite: „Du mein Lieber, Lieber, denk' an deine Gesundheit. Halt' dich in Ehren, hüt' dich vor leichtfertigen Menschen. Hast keinen Vater, so muß dir das die Mutter sagen. Du mein Lieber, Lieber — richt' dem Herrn Regimentsprediger meine Komplimente aus, grüß' auch den Junker Pirch . . ." Möcht' wohl noch so vieles sagen, aber muß schlucken, schlucken, daß ihr die Tränen nicht kommen.

Doch da ist der Ohm: „Junge, so du die vom Regiment Zastrow siehst, grüß' alle von mir armen Invaliden. Den Aschersleben und den Paulsdorff, den Czettwitz und den Düsterloh ganz intim. Sag's ihnen nur: mein Herz ist bei ihnen, wenn ich auch nicht mehr mit dreinschlagen kann. Und machst du vor den geliebten Fahnen Reverenz, so denk': du tust's für mich mit. Glücklicher Junge . . . Du . . ."

Nun endlich sitzt er im Sattel. Sieht sie noch alle

im Kreise stehen und das alte Herrenhaus dahinter mit dem schneebedeckten Dach und den langen Eiszapfen an der Traufe. Auf einmal will ihm der Herzschlag stocken — doch dann ruft er laut: „Addio, all ihr Lieben!" Und haut dem Gaul die Eisen ein.

Sie haben die Tüchlein herausgezogen und winken.

Auch die Frau Mutter. So tapfer war die Frau, gestern den ganzen Tag und heut; von der Nacht zu geschweigen, wo sie gewacht und gebetet und in ihr Kissen gebissen hat, daß sie nicht aufschreie.

Jetzt, mit einem Male, ist's mit ihrem Mut am End'. Sie schluchzt auf und zittert, und dann, plötzlich, wirft sie den Arm um den Schwager, den Stabskapitän, legt den Kopf an seine Brust: „Ich seh' ihn nimmer wieder! Nie wieder — nie wieder! Christel . . . Christel . . . sei du gut zu mir . . ." Und da legt der Schwager den gesunden Arm ihr in den Nacken, sagt ganz leise und zärtlich ein paar Worte, so niemand hörte, und küßt sie —

Der Alte aber, dem selber die Augen naß sind, sieht's mit Erstaunen, versteht's nicht, schiebt an der Kappe, schüttelt den Kopf. Und stelzt dann schnell hinüber über den Hof. Da steht zum Glück der Marzanke, der Vater. Da kann er sich Luft machen, schnauzt den an. „Hast deinen Laban wohl ordentlich gefuttert? He! Und die Husaren dazu? Was? Gab ein gutes Loch in unseren knappen Hafer! Wieviel denn? So sperr' doch das Maul auf, du Esel! Wieviel Hafer hast du den Gäulen geschüttet, will ich wissen —"

* * *

Stund der Junker im Stadtschloß zu Breslau vor Seiner Majestät, straff aufgerichtet, in Positur, mit den Schreiben in der Rechten.

Die nahm der König, trat an seinen Sekretär, riß sie auf, überflog sie mit schnellem Blick, wandte sich um: „Ist allens gut gegangen, Zabeltitz?" fragt er gnädig.

„Euer Majestät, zu Befehlen."

„Bist auch daheime gewest?"

„Euer Majestät, zu Befehlen."

„Wie steht's in der Mark?"

Da schießt dem Junker das Blut ins Gesicht. Muß es ja sagen, hat's dem Herrn Großvater in die Hand versprochen. Und es will doch nicht recht aus der Kehle.

„Nun?" fragt der König noch einmal scharf. „Hat Er's Sprechen verlernt? War doch sonsten oft vorlaut genug." Und wie die Windspiele hören, daß der Herr scharf wird, knurren sie auf. Aber das hilft nun nichts.

„Euer Majestät halten zu Gnaden. Schlimm schaut es aus in der Mark. Die Russen haben das Land arg devastiert. Der Adel hat nichts mehr, und der Bauer hat nichts mehr. Die Not ist groß . . ."

„Sprech Er weiter!"

„. . . Euer Majestät, zu Befehlen — sie konnten nur weniges ernten und wissen nicht, wie die Felder bestellen, wenn das Frühjahr kommt, so fehlt es an Händen und Vieh. In meines Herrn Großvaters Haus, sagt er, ist kein Dukaten bares Geld, und die Zinsen kunnt er nicht

bezahlen seit Michaeli vorm Jahr. Da und dorten müssen sie Brot aus Baumrinde backen. Ich bin durch Dörfer geritten, die fast ganz in Schutt und Asche liegen. Die Wölfe streifen vom Polnischen herüber, weil sie Aas wittern —"

Steht der König dicht an dem Pagen, hat die Dose herausgezogen, stoppt seinen Spaniol, daß die Brocken auf die weiße Weste kullern. Hat ganz große Augen, die dem jungen Blut bis ins Innerste dringen. Schaut ihn so an, eine ganze Weile, spricht kein Wort. Alles mögliche könnt' der Junker aus den leuchtenden Blauaugen herauslesen: Mitleid des Landesherrn oder Haß auf den Feind oder Verdruß oder Vorwurf, daß er so offen geredet. Und noch manches andere. Dazu liegt die Alceste hart am Stiefel des Herrn, lang hin auf dem Teppich, reißt das Maul auf und zeigt die spitzen Zähne.

Dann, plötzlich, klappt der König die Tabaksdose zu. Auf dem goldenen Deckel glitzern die Brillanten.

„C'est la guerre!" sagt er. „Er kann gehen!"

Greift der Junker nach dem Rockschoß Seiner Majestät zum Kuß. Doch der König tritt schnell zurück. Die kleinen Kanaillen, die Windspiele, bleckern hinter dem Abtretenden her, bis die Tür zufällt.

Draußen, im Vorzimmer, sitzt General Lentulus über der Karte. Fragt: „Nun?"

Da faßt sich der Junker ein Herz und berichtet, wie der Herr ihn empfangen, und ihm ist so weh dabei, als wär' ihm ein Liebes verloren. Aber der Lentulus legt ihm die Hand auf die Schulter: „Muß Er halt nicht als Tragödia nehmen, Zabeltitz. Große Herren haben ihr Be-

sonderes, weiß Er! Dürfen und können nicht allens herausplauschen, was sie denken und fühlen, wie unsereiner. C'est la guerre, hat der Herr gesagt. Mag wohl so gelassen geklungen haben, als berührt ihn das Elend nicht, und liegt doch allens in den Worten. C'est la guerre ... wenn einer, weiß unser König, was das heißt. Nicht bloß Bataillen und Viktorien, auch Sorgen und Elend und Not. Heißt ihm vielleicht aber auch: auf Krieg kommt Friede, und ich will schon heilen, so der da ist. Er wird heilen, mein Sohn — muß uns freilich dazu ein Mirakel werden, daß Friede wird."

* * *

Ein paar Tage darauf, und sie raunten sich's zu im Hauptquartier: es war ein Mirakel geschehen. Die eine der drei großen Feindinnen, die Zarin Elisabeth — ‚Catin du Nord', wie sie der König nannte — war eines plötzlichen Todes verblichen. Und ihr Nachfolger, Zar Peter, galt als des Königs heißester Bewunderer. Währte auch nicht lange, so kam von der Newa die Kunde, der neue Zar wünsche nichts sehnlicher, als daß ihm der König den Schwarzen Adlerorden verleihe. Wurde also schleunigst der Flügeladjutant von der Goltz nach Petersburg gesendet, mit Kreuz und Stern, und Majestät waren bei schönstem Humore: das sei einmal ein besonderer Ritter seines Ordens, der noch fünfzigtausend Mann auf preußische Kosten speise. Aber bald war Friede mit Rußland und Alliance, und wenn auch nicht achtzigtausend, so doch zwanzigtausend Russen sollten zu Frie-

drichs Heer stoßen — Hilfe in der Not! Und vielleicht schon der Friede!

Der König also allezeit bei gutem Humore, und alle Gesichter vergnügt. Dazu der Frühling: ganz anders schaute das alte brummige Breslau aus als vor Weihnachten. Es ließ sich plötzlich gut leben dorten, fand auch der Zabeltitz. Hatte schnell wieder ein flinkes, schwarzäugiges Mädel am Arm und zum Karessieren, lachte und war fröhlich. Schrieb wohl mal eine Epistel nach Haus, sie sollten guten Muts sein. Jetzo kämen die Moskowiter als Freunde, und die würden der Maria Theresia schon zeigen, was eine Harke ist, die Böhmaken sollten's auch nicht besser haben als die aus der Neumark. Denn Seine Majestät würden im Sommer sicherlich mit ganzer Force ins Böhmerland fallen, bis die Österreicher zu Kreuze kröchen. Schrieb auch einmal, in einer wunderlichen Stunde, an Ruth: Nur ein paar Zeilen voll Übermut und konfusen Sentiments, schämte sich selber darüber, als er sie überlas, riß den Wisch entzwei — und ging in die kleine räucherige Tokaierkneipe, die der Pirch entdeckt hatte, hart am alten Rathause, in einer engen Gasse. Ja, der Frühling! Der ließ das Blut wild werden. Der war wie der goldhelle, feurige Ungar im Pokal. Da saß man und vergaß und schwatzte und baute Luftschlösser, die bis in den Himmel reichten, schlug Bataillen, kriegte den Pour le mérite, nahm Prag ein, war schon an der Donau und in Wien. Ja, in Wien! „Junge, Junge," meinte der Pirch, „in Wien gibt's Madels — da ist das Ende von weg — blonde Madels, braune Madels, eine schöner als die andre —"

Der Kaspar steckt die Nase in den Pokal, meint listig schmunzelnd: „Ich kenne eine, die hat brandrotes Haar und ist doch die Schönste von allen.“

„Hat man so was gehört. Brandrot sind die Hexen!“

„Ist auch 'ne Hexe, eine kleine süße Hexe —“ sagt er noch, lallt schon ein weniges, so schwer ist der Wein.

„Geh mir! Eine Rothaarige. Davor graut mir. Aber weil du's sagst: Prosit! Dein Hexlein soll leben!“

Will der Junker aufstehen, Bescheid tun. Doch da rutschen ihm plötzlich die Beine unterm Leibe weg. Platsch, liegt er da. Und der Pirch lacht, daß ihm das Bäuchlein wackelt. „Jerum, jerum — das kommt vom Hexlein —“

* * *

Dann war mit einem Male, wie über Nacht, der Sommer da, und es hat ein Ende gehabt mit Breslau und den Madels und dem Tokaier. Der König marschierte und lag, die Belagerung von Schweidnitz zu decken, mit den Russen im alten Bunzelwitzer Lager, und gegenüber zwischen Tannhausen und Burkersdorf kampierten die Weißröcke unter ihrem Feldmarschall Daun. Maria Theresia wollt' das Spiel doch noch nicht aufgeben.

Diesmal meinte Friedrich freilich, alle Trümpfe in seiner Hand zu haben. Spähte nur nach günstiger Gelegenheit, dem Zauderer aufs Haupt zu schlagen.

Fortuna aber geht ihre eigenen Wege —

„Du, Zabeltitz, schau nur!" sagt der Pirch. Sie stehen beide in Seifendorf vor dem Bauernhaus, in dem der König Quartier genommen, recht in der Sonne, haben keinen Dienst jetzt. Majestät arbeitet, der alte Eichler ist bei ihm. „Du — schau — das bedeutet etwas!"

Kommt eine Kavalkade die Dorfstraße entlang, der Russe Tschernyschew auf seinem langmähnigen Rappen voran, in großer Gala, die Brust mit Orden bepflastert; dahinter seine Suite. Aber sie reiten Schritt und haben so lange Gesichter, als zögen sie zur Schlachtbank.

Der Zabeltitz muß melden gehen. Drinnen springen ihn kläffend die kleinen Köter an, daß er sich kaum ihrer erwehren kann. Und Majestät schmeißen die Papiere ungnädig durcheinander. Haben auch solch ein langes Gesicht wie die da draußen und zum ersten Male seit Wochen wieder die schweren tiefen Sorgenfalten. „Weiß schon," sagen Majestät. „Da hat er's, Eichler. Da ist die Bescherung."

Da war sie freilich, und keine feine zudem: Revolution in Petersburg. Zar Peter vom Throne gestoßen, die Kaiserin Katharina im Regiment — und das russische Hilfskorps abberufen. So meldete Tschernyschew und hatte dabei ehrliche Tränen im Auge. Denn unter Friedrich schlagen, das galt jedem Kriegsmann als Glück.

Der König aber tat einen zwiefachen Meisterwurf, einen diplomatischen, einen militärischen. Ad I: er persuadierte den Russen, nur noch drei Tage bei ihm zu bleiben; nicht zur Bataille, bewahre, nur zum Schein,

nur zur Parade gleichsam. An Vorwänden fehlte es nicht, die Verpflegung mußte das Verbleiben der zwanzigtausend Russen bedingen. Ad II aber: er schlug den Daun, während die Russen in Parade standen, als ob sie an seinem Angriff teilnehmen wollten, schlug den Daun so kräftig, daß ihm Hören und Sehen verging.

Das war bei Burkersdorf, am 21. Juli glorreichen Angedenkens, und w i e der König schlug, das war wieder ein Meisterstück. Gleich als ob er in der letzten großen Schlacht des Krieges, in der er selber das Kommando führte, allen seinen Bataillen die Krone aufsetzen wollte.

General Graf Wied mußte im weiten Bogen die feindlichen Schanzen umgehen, tat's in drei Nachtmärschen, unbemerkt vom sonst so vorsichtigen Daun, nistete sich im Weißtritztale ein mit zweiunddreißig Bataillonen. Vierzehn Bataillone — und die lieben Sommergäste, die Russen — blieben in der Hauptfront, den Weißröcken gegenüber, sie hübsch zu beschäftigen und abzulenken. So war die Disposition.

In der Nacht zum 21. ist der König aufgesessen mit seinem Gefolge, zu den detachierten Truppen herübergeritten. War wieder bei gutem Humore und des Erfolges gewiß, soweit ein Schlachtenlenker das sein kann. Der Zabeltitz hat noch den Dienst bei der Toilette gehabt, und wie er Majestät den Kaffee präsentiert, haben Majestät ihm zugenickt: „Heut gilt's! Er hat doch Courage?"

Ob der Page Courage hatte! Gar nicht geantwortet hat er, ist nur rot geworden bis unter die Haarwurzeln. Da haben Majestät gelacht.

Als sie im Weißtritztal anlangen, tummeln sich da zwei Reitersleute. Der König ruft sie an, kann in der Dämmerung nicht erkennen, wer es ist. Sind zwei Regimentsprediger, Seegebarth und Grolich, die auch dabei sein wollen, ihres Amtes zu warten. Und im Weiterreiten erhascht der Page noch einen festen Händedruck seines Cajetan. „Mit Gott!"

„Pro Deo! Pro rege! Pro patria!" gibt er zurück. und wie er's so sagt, schießen ihm mit einem Male allerlei Erinnerungen durch den Sinn an seinen guten Informator, der so fleißig und so vergeblich mit ihm Latein traktiert. Und damit bunte Gedanken an die liebe Heimat. Alles wie im Fluge. Hat auch keine Zeit, ordentlich auszudenken, denn da hebt der König schon die Hand zum Gruß: der Graf Wied kommt herangesprengt und der General Möllendorf. Noch ein paar Ordres, die Adjutanten jagen davon — die Bataillone treten an, lautlos —

Der Tanz kann beginnen. Bergan klimmen sie, hin auf Ludwigsdorf; zu dem stieg der Prinz von Anhalt mit seinem tapferen Regiment hinauf, Möllendorf auf Burkersdorf zu. Die Weißröcke, scheint's, haben heut die Nachtmützen besonders tief über die Ohren gezogen. Da sind schon die vordersten Posten überfallen, überwältigt. Aber jetzt knattert das Kleingewehr, und die Kanonen krachen den Morgengruß. Vorwärts! Vorwärts!

Mitten im feindlichen Feuer hält der König.

Der Tag will kommen, doch die Hänge und Schluchten sind noch nebelschwer. Man sieht nicht weit. Einmal

hat der König sich das Perspektiv reichen lassen, gibt es gleich kopfschüttelnd zurück. Nur das ist sicher: jetzt haben die da oben sich den Schlaf aus den Augen gewischt, wehren sich, stoßen gegen, das Feuer wächst, wird immer heftiger. Es geht dem Kriegsherrn zu langsam, alles kommt heut auf den ersten Chock an. Lentulus muß hinaufjagen, zur Eile zu treiben. Drauf und dran, kein unnützes Pulver, Bajonett, Bajonett! Im Nebel taucht der General unter, verschwindet. Aus den wogenden Nebelschwaden blitzt es wie beim Gewitter aus den Wolken. —

Zehn Schritte hinter Seiner Majestät hält der Page.

Und plötzlich schaut sein Auge ein seltsames Bild. Mit einem Male stößt ein Windstoß die Nebel zur Seite, und hell und klar steht die Julisonne am Himmel. Grad' über dem König, übergießt ihn mit ihren Strahlen, umflutet ihn. Wie in Himmelslicht getaucht erscheint er, die vergilbten Tressen am Hut leuchten auf, es ist, als ob er wüchse — wüchse —

Und er sprengt an. Mächtig greift sein Rotschimmel Cäsar aus, immer durch die leuchtenden Sonnenfluten hindurch. Da ist der Lentulus zurück: „Euer Majestät, die große Schanze ist unser!"

Dem jungen Blut pocht das Herz gegen die Rippen. Nicht der Kugeln wegen. Aber der leuchtende, strahlende König . . . der tut's ihm an. Und wieder schießt ihm solch lateinischer Brocken durch den Sinn: „Nec soli cedit —"

Der Rotschimmel steht. Meldung vom Grafen Wied:

„Regiment Anhalt hat das Retranchement bei Leutmannsdorf mit dem Bajonett genommen. Der Feind weicht.“

Hebt der König die Hand: „Page!“

„Euer Majestät!“

„Reit' Er zurück nach Boyendorf: die Bataille ist gewonnen! Sie sollen Viktoria —“

Bricht plötzlich ab —

Weit vornüber fällt der Page, auf den Hals des Pferdes. Greift mit der Zügelhand in die Luft. Der Gaul bäumt auf — zur Seite sinkt der Junker, lautlos, hängt noch mit einem Fuß im Steigbügel . . . sie sind schon um ihn . . .

„Feldscher her!“ ruft der König. Sieht einen Moment zur Seite. „Braver Bursch! . . . Also muß Er reiten, Krusemark . . . sie können Viktoria schießen. Meld' Er auch dem Tschernyschew, die Bataille wär' gewonnen, ich ließ mich bedanken. Der Eichler soll Nachricht schicken nach Breslau.“ Und haut dem Cäsar die Eisen ein, jagt in die vorderste Reihe zu seinen Tapferen — — —

Sie waren um ihn. Der Feldscher reißt den Rock auf und das Hemd herunter. Hat nicht viel zu tun. Da hilft keine Kunst. Grad' überm Herzen tropft das Blut.

Marzanke ist da. Sie tragen ihn ein wenig seitwärts, denn auf der Straße jagen grad' die Bevern-Dragoner. Legen ihn gegen die Felswand, betten den Kopf auf einen Haufen Gras. Er liegt ganz stille, muß keine Schmerzen haben, so friedlich ist das junge Gesicht.

Einmal sprengt der Lentulus vorüber, hält einen Augenblick. „Armer Bursch — So jung — Ist halt nit anders . . .“

Dann kommt der Grolich, schreckensbleich, auf seinem Rößlein. Hat's oben erfahren, so beiläufig: des Königs Page! Kniet nieder, schaut in das friedvolle Gesicht, blickt fragend zum Feldscher auf. Der zuckt die Achseln. Herzschuß —

Da regt sich der Junker noch einmal, ganz leise, leise. Schlägt die Augen auf. Ein Lächeln geht über das Angesicht. In die Sonne sieht er. Spricht leise, ganz leise. „Der König . . . nec soli cedit . . .“

Faßt der Cajetan seine Hand, beide Hände: „Ich bin bei dir, mein Freund.“

Und wieder lächelt der Junker. Spricht leise, ganz leise: „Ist gar nicht schwer. Grüß' mir die Lieben all . . .“ schließt die Augen, öffnet sie wieder, nur ein wenig noch . . . „lieber Cajetan . . . daheim . . . Mutter . . . Großvater . . . ja . . . und Ruth . . . soll mir nit mehr bös sein . . .“

Hält der Cajetan Grolich, Regimentsprediger, beide Hände, fest, fest, in den seinen. „Laß uns beten —“

„Lieber Gott im Himmel, nimm Du dieses junge Blut gnädig auf in Dein himmlisches Reich. Wasche ab, Du teurer Gott, alle seine Sünden mit dem Blute Jesu Christi, und gib Du ihm in dieser Stunde zu wissen, daß er aus lauter Gnaden Dein liebes Kind sei . . . Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn . . . Wir haben einen Gott, der da hilft . . . Vater in Deine Hände befehle ich seinen Geist . . . Amen.“

Und er beugte sich, drückte dem lieben Toten die Augen zu und küßte ihn auf die Stirn.

Über das junge Blut, über Kaspar von Zabeltitz, der da lag an der Felswand im stillen Frieden, während auf der Höhe der Schlachtenlärm mählich verhallte, leuchtete klar und strahlend die Morgensonne. Die Morgensonne des 21. Juli, an dem sein König zum letzten Male Bataille schlug und seine Preußen zum Siege führte.

* * *

Nun klangen endlich, endlich, die Friedensglocken in dem aus tausendfachen Wunden blutenden Lande. Gegen eine Welt in Waffen hatte Friedrich gerungen, einer Welt in Waffen hatte er widerstanden, er, der einzige, sieben schwere Jahre hindurch, bis die Feinde aus Ost, Süd, West und Nord müde wurden und den vergeblichen Kampf aufgaben. Wieder und wieder hatten sie gejubelt und Viktoria geschossen, geglaubt und gemeint, den kleinen König von Preußen zum Marquis de Brandebourg herabgedemütigt zu haben: immer wieder hatte er sich wie Phönix aus der Asche erhoben, war nun der Große König, Friedericus Magnus, der über sie alle triumphierte.

In langen Zügen kehrten die Regimenter, festlich begrüßt, in ihre Garnison zurück. Der König hatte erst Schlesien, den endlich gesicherten kostbaren Siegespreis, bereist, war nun auf der Fahrt nach seiner Hauptstadt, die sich sehnsuchtsvoll zum Empfange schmückte.

Über Frankfurt fuhr er. Machte auf dem Schlacht-

felde von Kunersdorf halt, stand oben auf der Höhe des Mühlbergs, an selbiger Stelle, wo er schier verzweifelnd auf den vergeblichen Ansturm seiner Grenadiere in der unglückseligen Bataille, am 12. August Anno 1759, geschaut, von wo aus er die blutigen Attacken seiner Reiter observiert hatte.

In tiefem Sinnen stand er. Ganz allein. Abseits hielt die Reisekutsche, zurückgetreten war die kleine Suite. Unten am Hang drängte sich in ehrfurchtsvollem Schweigen das von weit und breit her zusammengeströmte Landvolk. Ihren großen König wollten sie sehen und sahen nun einen kleinen alten Mann, in schlichtem Feldrock, der da oben stand, auf den Krückstock gestützt, der hinübersah zu den Sandbergen, die noch heut, nach vier Jahren, die Linien zeigten, so die Russen ihnen mit Schanzen und Gräben aufgezwungen, der hinuntersah auf das Dorf, das noch heut, nach vier Jahren, in Schutt und Trümmern lag.

Schritt aus den Reihen der Bauern und Knechte ein Greis heraus, hochgewachsen und breitschulterig, aber den Nacken gebeugt von der Last des Alters und der Sorgen. Hatte den Hut in der Hand, daß die Märzsonne grell auf das weiße Haupt schien und den kleinen kargen grauen Zopfansatz. Klomm langsam und schwer durch den mahlenden märkischen Sand empor. Achtete nicht darauf, daß sie aus der Suite her ihm winkten und winkten. Grad' auf den König schritt er zu. Den Nacken gebeugt, den Hut in der Hand, auf der hohen Stirn perlender Schweiß. Im vielfaltigen Gesicht aber stummen, schmerzlichen Trotz.

Majestät haben den Kommenden gar nicht gesehen, waren zu vertieft in die Erinnerungen, dachten wohl: wie würdest du heut die Dispositionen treffen, heut nach der Erfahrung von vier Jahren; würdest du wieder den russischen Stier an den Hörnern packen? Stand so, sinnierte und bemerkte den Greis erst, als der dicht vor ihm war, mit dem gebeugten Nacken, den Hut in der Hand, auf der Stirn den perlenden Schweiß und in dem vielfaltigen Gesichte den schmerzlichen Trotz. War keiner von den Bauern dort unten, sah der König gleich. Trug sich wie ein Edelmann, wennschon der lange blaue Rock arg zerschlissen und die Kniestiefeln voller Riester.

Ungnädig waren Majestät, daß sie gestört wurden. Fragten barsch: „Wer ist Er?"

Macht der Greis seine schuldige Reverenz, nicht zu viel, nicht zu wenig, steift den Nacken, antwortet frank und frei: „Euer Majestät untertänigster Diener, Hans Ehrenreich von Zabeltitz auf Topper."

Greift der König an seinen Hut: „Hab' Eures Namens einen Pagen gehabt. Der fiel bei Burkersdorf."

„Euer Majestät zu dienen. Ist mein Enkelsohn gewesen, der Kaspar."

„Ein braver Bursch. Hatte alle Qualifikation zu einem honetten Offizier. Hab' ihn ungern verloren." Hebt wieder die Hand leicht an den Hut. Wendet den Kopf ein wenig nach rechts, denkt wohl: ‚Parbleu — wenn damals der Finck früher angepackt hätte, wär' am End' manches anders geworden.'

Unbeweglich steht der Greis. Nur der Schweiß perlt noch stärker in der Mittagssonne.

Fragt der König nach einer Weile: „Was will Er noch?"

„Euer Majestät halten zu Gnaden. Mein Ältester ist bei Hohenfriedberg gefallen. Mein zweiter, Stabskapitän im Regimente von Zastrow, wurd' hier bei Kunersdorf auf den Tod blessiert, sitzt bei mir zu Topper, bleibt ewig ein halber Krüppel."

Zuckt der König ein wenig die Achseln. „Ist hart, aber geht manchem Vater wie Ihm, mein Lieber. C'est la guerre." Winkt aber zur Suite hinüber. „Lentulus!" Der kommt eilends. „Nehm' Er Crayon. Notier' Er. Stabskapitän von Zabeltitz, Regiment Zastrow. Man soll die Conduite nachlesen. Wegen einer Gnadenpension." Und faßt zum dritten Male an den Hut.

Unbeweglich steht der Alte. Mit dem Hut in der Hand in der grellen Sonne. Der Schweiß klebt ihm die schütternen weißen Haare fest, rinnt ihm in Strömen über Stirn und Wangen.

Sagt der König nach einer Weile: „Hat Er nicht gehört? Ich werd' Seinem Sohn eine Gnadenpension akkordieren."

„Kam nicht deswegen —"

„Also — was will Er noch? Die Zeit pressiert, mein Lieber. Will balde weiter. Mach' Er's kurz."

Schöpft der Alte tief Atem. „Will's so kurz machen, als es angeht, Majestät zu dienen."

Seine Majestät blickt scharf. „So red' Er."

Schöpft der Alte wieder tief, tief Atem. „Euer Maje-

stät, ich hab' zwei schöne Güter, die mein Vater selig und ich nach besten Kräften gehalten. War in guter Assiette. Jetzo bin ich ein armer Mann. Hab' seit vier Jahren nicht richtig ackern und nicht ernten gekonnt. Die Russen sind zweimal gekommen, haben gemordet und geraubt, aus Haus und Stall und Scheune. Hab' keine Pferde mehr und kein Vieh. Dafür bin ich in der Juden Hand, daß sie mir jeglichen Tags die Gurgel zuschnüren können und mich von Haus und Hof jagen."

„Das sein schlimm," sagt der König. „Muß sich aber jeder bei diesen Zeitläuften strecken und recken. Das tu Er nur, werden auch wieder bessere Tage sein."

„Mit Eurer Majestät allergnädigster Permission: ich bin nicht so meinetwegen gekommen. Aber meine Leute sind tief im Elende. Was soll werden, Euer Majestät? Kein Dach über dem Kopfe, kein Schwein, keine Ziege, alles haben die Moskowiter genommen. Kein Saatkorn, Euer Majestät, nicht ein Brinkel. Der Hunger ist vor der Tür, wenn da nicht schnell geholfen wird. Ich hab' getan, was ich vermocht, bin jetzo am End'. Hab ja selber nicht mehr mit den Meinen zu knacken und zu beißen."

Eine lange Furche zieht der Krückstock durch den Sand. Sagt der König: „Ja, mein Lieber, ist viel Not im Land. Also sag' Er, was will Er?"

Sieht der Alte die Majestät an, antwortet: „Mein Recht! Unser Recht!"

„Recht?! Oho — Recht! In drei Deubels Namen . . . wie meint Er das?"

„Königliche Majestät haben durch Allerhöchstes Edikto

zu erkennen geruht, daß Euer Majestät den Landeskindern jedweden Schaden ersetzen wollen. Ist ein Königswort. Euer Majestät müssen helfen!"

Fährt der Krückstock durch die Luft, und die blauen Augen blitzen wie Flammenschwerter: „Was untersteht Er sich? Will Er mich an meine Pflichten erinnern?!"

„Ist auch meine Pflicht, für die Meinen zu sorgen!"

„Jetzo ist's genug! Hab' Ihn schon zu lang angehört! Mach' Er, daß Er fortkommt!"

Steht der Alte noch einen Herzschlag lang, sieht unerschrocken in die großen blitzenden Augen. Macht dann eine ganz kleine Reverenz, kehrt sich, geht langsam und schwer den sandigen Hang hinunter, stülpt nach ein paar Schritten trotzig den Hut auf den nassen Schädel, schiebt ihn ganz hinten ins Genick auf den kleinen grauen Zopfansatz, sieht nicht rückwärts, nicht rechts, nichts links, geht quer durch das Landvolk, auf Kunersdorf zu und weiter, immer weiter, mit langen Schritten, die Zähne fest zusammengebissen, den Nacken gebeugt.

So ist der Greis, ohne anzuhalten, die fünf Meilen marschiert, bis er im grauenden Morgen sein armes Topper erreicht und das Haus seiner Väter wieder betreten hat, von dem kaum ein Ziegelstein noch sein eigen war.

Sie haben ihre Not gehabt mit dem Alten daheim. Was und wie er mit dem König gesprochen, da ist nichts aus ihm herauszubringen gewesen. Sagte nur immer grimmig: „Er läßt uns alle verrecken!" Oder sagte: „Jetzo ist's am Ende." Wenn dann Frau Beata gut zu

ihm sein und ihn trösten wollte, so doch selber des Trostes so bedürftig, und meinte: „Herr Vater, nicht verzweifeln. Gott wird's wenden. Und wir sind doch bei Ihnen, wie's auch kommen mag, mein Christel und ich —“ dann sah er sie an mit leeren Augen oder er zog die Achseln hoch, oder er lachte gallebitter. „Was wißt ihr! Topper geht vor die Hunde, ich kann betteln, und ihr beide könnt von der Achtgroschen-Gnadenpension Hungerpfoten saugen. Wenn er sie gibt. Juhu! Nehm' Er Crayon. Notier' Er. Man soll die Conduite nachsehen . . . die Conduite . . . aus Gnaden . . .“

Grantig war er und mürrisch, daß keiner ihm etwas zurecht machen konnte. Beata nicht im Haus, der Sohn nicht auf dem Acker. Wär's nach ihm gegangen, hätt' niemand mehr Hand angelegt, hätt' alles verfallen und verloddern sollen. Christian aber wollte nicht ohne Kampf unterliegen, wollte die Flinte nicht vor dem letzten ins Korn werfen. Wär' er allein gestanden, für sich, vielleicht hätt' er auch gedacht wie der Vater. Aber nun ist Beata sein, nun hat er für die mitzusorgen. Und wenn Schulter und Arm auch lahm blieben, die Kräfte regen sich doch wieder, kann nicht müßig sitzen, muß schaffen. Zog also mit dem Vogt aufs Feld, stellte die Leute an, ließ jäten, spannte die eine Kuh und den Klepper vor den Pflug, ging nach Sternberg zum Hebräer, gab gute Worte, daß er etwas Saatkorn erhielt. War ja Frühling, März, und allenfalls noch Zeit zur Sommerung. Der Alte aber grimmte und fluchte: „Für wen schuftest du? Für den Juden! Laß die Hände davon. Gibt keinen Segen mehr für Topper. Da kann keiner

helfen, denn er. Und er — er wird drillen lassen und die Querflöte blasen."

Hart aneinander sind sie manchmal geraten, Vater und Sohn. Denn dem Stabskapitän galt der König immer noch als sein gnädiger Kriegsherr, den er nicht schelten ließ. Auch nicht vom Herrn Vater. Er begehrte auf und verbat sich's, und ein herbes Wort gab das andere. Und Frau Beata mußte dabei stehen und zusehen und hatte nichts als Tränen. Wieviel Tränen hatte sie doch weinen müssen, seit sie ihren Kaspar zum letzten Mal in den Armen gehalten, den lieben, lieben, den jungen Helden ihres betrübten Mutterherzens! Ehedem war sie immer aufrecht und tapfer gewesen, auch in Trauer, Kummer und Not. Nun flossen ihr die Tränen auf das neue Herzensglück, das sie sich errungen, und verkümmerten es, daß ihre Seele schrie und daß sie schier zerbrechen wollte.

In den letzten Apriltagen war's, da kam einer vorgefahren, den man seit langer Zeit nicht in Topper gesehen. Der Lasow war's, auf seinem Wurstwagen, und hinten drauf hockte die Botenfrau, die Majunte, mit ihrer Kiepe und griente vor Vergnügen, daß der Leichholzer sie unterwegs aufgelesen.

„Ja, Bruderherz, da bin ich. Comment cela va-t-il, mon cher? Mußt doch mal selber zusehn."

Der Alte machte große Augen: „Ja — wie schaust du denn aus?" Und hatte nicht unrecht. Denn der Leichholzer war geschniegelt und gebügelt, im Leibrock nach der neusten Mode, mit gestutztem Bart und pechrabenschwarzem Toupet.

„Man muß mitgehen mit der Zeit, Bruder. Ich komm' direktissime aus Paris."

Pfiff der Gestrenge durch die Zahnlücken. „Hast wohl dein Lottchen besucht?"

„C'est ça —"

„Hoff', du hast der Sauberen die weiße Pelle ordentlich mit ungebrannter Asche gebeizt."

Der Leichholzer hatte ein paar blitzende Solitaires an den Fingern, die schob er hin und her. „Oho, mon vieux ... muß sehr bitten ... Du sprichst von der Marquise de Frayne, née de Lasow ... meiner lieben Tochter!"

In der Herrenstube saßen sie, um den runden Tisch, sich schräg gegenüber. Der Leichholzer hatte eine goldenes Döschen herausgezogen, schob es dem Alten zu, und als der den Kopf schüttelte, fing er selber an zu naschen, Fondants und Pralinés. Kaute und sah auch nicht auf, während er das sagte: „Marquise de Frayne, née de Lasow."

„So — so!" gibt der Zabeltitz zurück mit einem Spottlachen. „Also da muß ich gratulieren. Hat der welsche Schuft sie doch ehrlich gemacht. Was man so nennt."

„Hör', du, hüt' dich, so despektierlich zu sprechen. Lolotte hat sich nichts vergeben, und mein lieber Gendre, der Marquis, ist ein Kavalier, steht hoch in Gnaden zu Versailles."

„Weißt, Lasow, wär' mir schon lieber, du nennst ihren Namen hier nicht, hier im Hause. Kannst mir mit Gendre und so überhaupt zehn Schritt vom Leibe bleiben."

Steckt der Leichholz mit spitzen Fingern, sehr zierlich ein Stückchen Kandiertes zwischen die Zähne, ist gar nicht sonderlich aufgebracht, sagt nur fein lächelnd: „Toujours le même, ce vieux. Ein Klotz bleibst du, Bruderherz. Hätt' doch gedacht, würdest dich mit mir freuen, daß Lolotte mit ihrem märkischen Dickköpfchen der difficulté solch eine aimable Fournure gegeben."

„Hab' dir ja gratuliert, Lasow. Nimm's, wie ich's sagte, und laß mich in Ruh. Dein Lottchen oder die Lolotte oder die Frau Marquise geht mich nichts an."

Der Leichholzer klappt sein Döschen zu, steckt's ein, zupft an den Spitzenjabots. „Bist nun mal ein Wunderlicher, Zabeltitz. Da kommt man — en vérité — man kommt aus alter Freundschaft, möcht' fragen: wie geht's, wie steht's in Topper . . ."

„Wozu fragen? Die Spatzen pfeifen's wohl von allen Kirchtürmen, wie's um uns steht."

Weit zurück lehnt sich der Lasow, schlägt die Beine übereinander, streicht mit der Hand über die seidenen Strümpfe. „Wird jetzo alles besser, Bruder. Seit unser erhabener großer Monarch siegreichen Frieden geschlossen."

Lacht der Alte: „Hallo! Unser erhabener großer Monarch! Hast früher ganz andere Töne gehabt!"

„Mon Dieu, man faßt andere Raison. Sollst bloß hören, wie sie im Reich von Fridericus Magnus sprechen und gar in Paris. Da ist eine Admiration für ihn, kaum zu glauben. An den Fingern könnt' ich's dir aufzählen, und sie würden nicht langen: für den großen Kriegskünstler und für den gewaltigen Taktiker und für sein

Genie und für den Philosophen und für den Freund der Künste und Wissenschaften, für den Staatsmann und für den Financier, der noch Geld im Beutel gehabt, als sie alle ruiniert, und für . . ."

„Hör' auf, Lasow! Will nichts hören, was die windigen Welschen reden. Will nichts hören von ihm — verstehst du! Der Gram frißt mir so schon das Herz ab!"

War aufgestanden, der Alte, ging mit seinen schweren, wuchtenden Schritten im Zimmer auf und ab, daß die Dielen knarrten. Blieb dann doch wieder vor dem Leichholzer stehen, hochrot im Gesicht, sprach weiter: „Ja, unter des hochseligen Herrn Vaters Regiment, da konnte man leben. Regierte mit dem Krückstock, war saugrob, hielt aber auf Ruh' und sorgte. War ein guter Landesvater, hörte den geringsten seiner Untertanen. Der hat wohl gewußt, warum er den Herrn Filius so hart anfaßte, damals in Küstrin, als wir alle voll schwachmütigen Mitleids gewesen. Aber der Sohn, dein glorreicher Sieger, der große Bataillleur, im Dreck läßt er uns verkommen!"

Steht der Leichholzer auf, wirft sich in die Brust: „Sollst dich was schämen, Zabeltitz! So spricht man nicht von des Königs Majestät."

„Ich red', wie mir der Schnabel gewachsen. Bin ein Edelmann, so gut wie er. Sollt' mich genieren, etwa vor dir? Häng's doch an die große Glocke. Er kann mich ja nach Spandau in die Karre schicken. Ist mir allens eins!"

Sagt der Lasow: „Eigentlich sollt' ich nun gehen.

Hätt's wohl schon früher tun sollen. Denn mit dir altem Narren ist nicht vernünftig zu parlieren. Das braust immer gleich auf wie der Vin de Champagne . . ."

„Kannst ja gehen, wenn du willst. Ich bin nicht mehr fürs Parlieren. Ich red' deutsch."

„Muß dir das aber doch sagen, daß du ein doppelter Narr bist. Polterst drauf los, weil du's nicht erwarten kannst. Unser großer König —"

„Dein großer König!"

„Unser König will und wird uns helfen. Er tut's schon. Par exemple: gestern hab' ich zehn Dragonerpferde bekommen —"

„Du?! Pferde!"

„Ist so. Auf meine submisseste Petition."

„So . . . hast hübsch betteln können —"

„Pardon . . . eine Allerhöchste Gnade erbitten. Das ist ein anderes, mein' ich."

Der Alte hat nichts eingewendet. Stand, hatte die Hände im Rücken, den Nacken steif und ein verbittert höhnisches Gesicht. Wollt' nicht weiter reden mit dem Bettelmann da, dem Larifari mit den Jabots, den seidenen Wadenstrümpfen und den Solitärs an den hageren, haarigen Fingern. Dacht' nur: Wenn die Moskowiter kamen, hat der die Montierung von der Maria Theresia angezogen und schön getan. Und jetzt tut er schön in Berlin. Und in Versailles, etwa bei dem Weib, der Pompadour. Überall, wo's was zu holen gibt.

Wartet der Leichholzer eine Weile, nagt mit den Zähnen an der Unterlippe. Sagt dann: „Hätt' gern

noch Frau Beata gesprochen. Wollt' meine Kondolation anbringen wegen des Kaspars. Ist mir sehr nahe gegangen."

„Meine Schwieger wird keine Zeit haben."

„Ja — wenn mit dir zu reden wär'. Hätt' dir auch gern meine Freude ausgesprochen, daß sich der Stabskapitän und Beata gefunden. Wann werden sie Hochzeit halten?"

„Weiß nicht. Sieht nicht hochzeitlich aus im Topperschen Haus."

„Also, Bruderherz, dann Adieu. Auf einen besseren Tag!"

„Adieu . . . an den besseren Tag glaub' ich nimmer."

So haben sich ganz leicht ihre Hände berührt, und der Leichholzer ist alleine herausgegangen. Erst als er schon an der Haustür war, ist dem Alten eingefallen: so läßt man einen, mit dem man dreißig Jahre Freund und Gevatter war, nicht aus dem Hause. Ist also nachgegangen: „Wollt' dir doch das Geleit geben," hat dem Lasow höflich die Tür geöffnet und ihm auf den Wurstwagen geholfen. Und wie er abfuhr, hat er noch einen langen, langen Blick auf die Pferde gehabt. Ein weniges strapaziert, aber brauchbare Gäuler — ja — vom König — — Dragonerpferde —

Der letzte Pferdeschwanz ist grad' hinter der Ecke verschwunden und der Leichholzer unsichtbar, da kommen Christian und Beata, tun sich wichtig, ziehen den Vater in sein Zimmer, haben einen großen Bogen Papier: „Den hat die Majunte in der Kiepe gehabt. So lesen Sie doch!"

Immer ist der Gestrenge jetzt mißtrauisch gegen beschriebenes Papier, denkt an Advokaten und Klagen, meint mürrisch: „Was ist's denn?"

„Müssen der Herr Vater schon selber lesen," sagt Beata, und er sieht doch, daß in ihren Augen die Freude sitzt. Holt also die Hornbrille von der Kossätenscheune, brummelt einiges und liest:

„Seine Königliche Majestät haben resolviret, daß dem Stabskapitain Christian von Zabeltitz vom Regiment von Zastrow in Anbetracht seiner ehrenvollen Blessuren eine Pension von hundert Reichstaler pro anno in Gnaden zu accordieren. Der Stabskapitain hat durch ärztliches Attestum zu erweisen, wie er zum Königlichen Dienste unfähig und zu dimittiren gezwungen, und wird ihm die Gnadenpension mit fünfundzwanzig Reichstaler quartaliter und pränumerando durch die Königliche Kreiskasse zu Zielenzig ausbezahlet werden . . ."

Sie haben gesehen, daß das Blatt dem Herrn Vater in den Händen gezittert, auch hat er, nachdem er gelesen, eine Weile geschwiegen, gleich als ob er sich besinne. Aber dann hat er das Schreiben auf den Tisch geschmissen, die Hornbrille heruntergerissen und in die Tasche gesteckt, hat gerufen: „Kocht euch den Katzendreck sauer." Hat die Kappe vom Nagel genommen und ist hinausgelaufen, mit langen Schritten, durch den Garten ins Dorf hinein.

Er ist auch wirklich im Sturmlauf durch die Dorfstraße gegangen und darauf ins Feld hinein, ganz aufs Geratewohl. Und hat ohne Unterlaß dabei vor sich hergeschimpft, halblaut und laut in abgerissenen Brocken.

Der König hat den größten Teil bekommen, dann der Lasow, aber auch Christian und Beata sind reichlich bedacht worden.

So ist er die Höhe nach den Dachsbergen heraufgestürmt, und da wurde ihm oben der Atem doch zu enge. Mußte stehen bleiben und verschnaufen und sah die Stümpfe von den uralten schönen Eichen am Forstrande. Die hatte er vor ein paar Monaten schlagen müssen, für den Juden in Sternberg, um einen Spottpreis, und nun ging's über den her. Ein ganzes Register vom Hebräer über den Manichäer bis zum Wucherer mit dem Judenspieß. Das machte ihm Luft. Wie er sich dann umdrehte und ins Land hinausschaute, da fiel ihm ein: ‚Hier stand'st du am Tage von Kunersdorf, und da fing das Elend an.' Und er dachte weiter, wie er neulich auf dem Kunersdorfer Mühlberge zum König hinaufgestiegen und was er zu ihm geredet hatte. Da aber saß der Wurm, der ihn die ganze Zeit gequält hatte, die bittere Wahrheit, die er doch nicht haben wollte: daß er nicht wie der Untertan vor der Majestät gewesen, vielmehr wie ein trotziger Frondeur. Hatte das zwar nicht ausgesprochen, aber auf der Zunge hatte es ihm gelegen und sicherlich in dem Gesicht: Wir Zabeltitze waren in der Mark vor euch Zollern! Und hätte doch wissen müssen, daß diese Zollern längst, längst den Junkern ihre Autorité stabilisiert wie einen Rocher de Bronce! Hätte bitten müssen und forderte. Forderte sein Recht. Und wußte doch, daß über dem Recht des einzelnen Untertanen das Ganze und die Staatsräson standen . . .

Jetzt wußte er das, hatte es sich hundertmal gesagt in

den letzten Wochen. Aber sich's ganz ehrlich zuzugeben: das kriegte er auch heute nicht übers Herz, hatte immer noch allerlei Einwände vor sich selber. Wurde darüber indes doch ruhiger, während er nun schweren Schrittes an der Waldlisière entlang ging. Der Grimm ward langsam zu Wehmut: dachte an seinen Ältesten, dem er einst den Besitz vererben gewollt, dachte an den Kaspar, der hier so tollvergnügt in den Baumästen gehockt und ins Land observiert. Dachte auch an die beiden daheim, bat ihnen im stillen seinen Unmut ab. Waren ja doch seine Letzten, und er hätte ihnen die Hände unter die Füße breiten und an ihrem Glück mitzimmern mögen, Tag und Nacht. Und hatte nun auch ihnen alle Zukunft auf Topper verdorben durch seinen Trotz vor der Majestät.

Ein rechter Lenztag war's. Die Amseln schlugen. Überall das frische junge Grün und zwischen den Büschen die lieben blauen Veilchen. Einmal bückte er sich, raffte ein paar ab: ‚Die bringst du der Schwieger mit, daß sie sie in ein Gläschen stellt auf den Tisch und sich drüber freut.‘ Warf sie wieder fort: ‚Freut sich doch nicht über das, so der alte Griesgram bringt.‘ Ging langsam bergab. Da und dort arbeiteten die Leute in kleinen Trupps, Männer und Frauen. Ja, die Braven versuchten es immer wieder, war aber Schinderei und fast zwecklos, so mit den Händen, ohne Pferd und Vieh. Man brauchte ja nur die Augen aufzumachen: überall im Acker die dicken, dichten Quecken und überall Disteln. Wie das Unkraut hochgekommen war in den Unglücksjahren! —

Und war doch so schön, der Ausblick ins Land hinein, über die Felder, im Sonnenschein. Konnte ein gutes, gesegnetes Jahr werden, nun Friede war. Wahrhaftig: da unten, in den Wiesen, saßen ein paar junge Frauenzimmer, hatten die Hacken zur Seite gelegt und sangen ein Lied. Zu verstehen war's nicht, aber es klang hübsch, so von weitem her. Ja, die Märker, die waren mutig und gaben das Hoffen nicht auf, vertrauten auf Gott und bessere Tage. Wenn man's doch auch könnte . . .

So ist er weitergegangen auf Vorwerk Grunewald zu, hat hier und dort mit der Stockzwinge im Erdboden herumgestockert, hat wahrhaftig mit der Krücke ein Stück Graben vom Schlamm frei zu machen versucht, halb im Spiel, halb im Ernste, hat gedacht: ‚Der Acker und jener dort hat lange geruht, müßte jetzo gute Frucht bringen,' und hat dann doch wieder über die eigene Torheit sein bitteres Lachen gehabt. Und wenn er's noch einmal versuchte, wie's der Christian tat: für wen denn? Die Zabeltitze hatten zum längsten auf dem schönen Topper gesessen!

Da stand er endlich an der Pleiskebrücke und wunderte sich: es staken neue Bohlen drin und Bretter. Das mußte der Sohn auch getan haben. War doch ein ordentlicher Kerl, der Christian —

Mit einem Male sieht er auf, und sieht, wie von Spiegelberg her ein Trüppchen Pferde kommt. Für die Weite waren die alten Augen noch blitzscharf. So erkennt er bald eine Uniform, einen Infanteristen, gleich auch ein paar bunte Husaren und einen schwarzen Rock dazwischen. Und das Herz pocht ihm gegen die Rippen.

Beißt schon die Zähne zusammen: Das ist gewiß für den Niedewitzer. Für den Topperschen gibt's so was nicht. Und will zur Seite treten.

Aber, ist's zu glauben, reitet da vorn, neben dem Korporal, nicht Gottlieb, der lange Laban, der junge Marzanke? Und der schreit ganz undespektierlich auf: „Halt, halt die Schwadron!" Hebt sich aus dem Sattel, klettert ein wenig ungeschickt, wie Infanteristen sind, vom Gaule, kommt auf den Gestrengen zugerannt, mit rotem Gesicht, greift nach dem Rockschoß: „Melde mir, gnädiger Herr, ins Kanton entlassen."

„So — so, mein Jung, da wird sich Vater freuen. Wo kommst denn so stolz auf dem Gaule her?"

„Ja, gnädiger Herr — die haben uns aufgelesen, die Husaren, zwischen Coritten und Spiegelberg, und weil sie doch nach Topper wollten —"

Ist auch schon der Korporal da, ein martialischer Kerl mit langhängendem Schnauzbart, steht in Postur, hat ein Schreiben in der Hand.

Nun möcht' der Alte doch lesen. Will's noch nicht glauben, ist gewiß eine Verwechslung. Sucht die Brille in der Tasche, kann sie nicht finden, und ohne die Brille geht's nun mal nicht in der Näh'.

„Les' Er vor, Korporal."

Doch der feixt und schüttelt den Kopf, daß die Bartenden fliegen. „Hat meiner Mutter Sohn nicht gelernt. Gedrucktes halbwegs, aber mit dem Geschriebenen steht's faul."

„Also lies du, Marzanke."

Der fängt auch wirklich an: „An den Hoch- und Edel-

geborenen Herrn von Zabeltitz —" stottert aber, muß die Buchstaben einzeln zusammensuchen . . . ruft: „Vielleicht liest der Herr Regimentsprediger —"

Da tritt der heran, lüftet den Hut. Ist ein schlanker, junger Herr, spricht bewegt: „Vielleicht, daß der gnädige Herr mich kennen — aus Briefen. Ich bin Cajetan Grolich."

„Grolich!" schreit der Gestrenge auf, läßt Schreiben Schreiben sein und Pferd Pferd, breitet die Arme, umschlingt den Mann, hält ihn fest an seiner Brust, küßt ihm rechts und links die Wangen und dann den Mund. „Cajetan Grolich . . . unseres lieben Kaspars treuer, würdiger Freund!"

* * *

Der Cajetan Grolich hat dem alten Herrn auf dem Wege von des Junkers Leben und Sterben berichten müssen und von seinen letzten Grüßen, die er nun auszurichten käme. Und nur so nebenbei, weil der Schnauzbart drängte, durfte er das Schreiben vom Kommando des Regiments Zieten-Husaren vorlesen, daß Seine Majestät auf den Bericht des Landratsamtes zu Zielenzig und aus sonderlichen Gnaden zehn ausrangierte, aber brauchbare Pferde dem von Zabeltitz auf Topper zuzuwenden befohlen, wovon acht für das Dominium, zwei für das Dorf, nach des Gutsherrn Ermessen. Worüber nach Empfang zu quittieren . . .

Hat der Gestrenge einmal den Kopf geschüttelt, einmal genickt, einmal geschmunzelt, es auch an einem

'Schön, schön' nicht fehlen lassen; dann aber ist er gleich wieder auf den Grolich mit Fragen losgestürmt und hat seinerseits, ein wenig konfuse wohl, denn es drehte sich ihm im Kopfe, allerlei dazwischen geworfen von dem eigenen Kummer und eigenen Drangsalen.

Sie sind langsam hinter dem Trupp Pferde nach Topper hinaufgegangen, im eifrigen Gespräch, und dann durch die Dorfstraße. Vor der Kirche ist der Alte stehen geblieben, um von den schweren Russentagen zu erzählen, und auch vor dem kleinen Pfarrhaus. Das sah aber heut bei aller Ärmlichkeit fast festlich geschmückt aus, denn im Vorgärtlein blühten schon die ersten Blumen wie eine farbige Wildnis, und an den alten Mauern rankte sich der Efeu bis aufs Dach, Blatt an Blatt. „Hier also hat unser lieber, friedfertiger und heldenhafter Püttner gehauset mit seiner Eheliebsten und dem Kinde, die haben wir aber jetzo bei uns aufgenommen." Grad' wie er das gesagt, erscheint hinter dem einen Fenster von der Studierstube der Rotkopf, sieht einen Moment ganz verwundert auf den fremden Mann und verschwindet gleich wieder. „Schau, schau," sagt der Alte. „Das war sie, die Ruth. Wollt' gewiß einmal nach dem Rechten sehen daheim, daß die Motten sich nicht in ihren Kleinkram einnisten." Da tritt das Jüngferlein auch schon heraus vor die Tür, wohl ein bißchen neugierig, wie junges Volk ist, mit einem Bündel unter dem Arm, bleibt aber halbwegs zum Gartentor stehen, recht gleich einer Blume unter den anderen, ist sehr verlegen, macht einen Knicks und noch einen. „So komm doch, Ruth!" ruft der Patron. „Dieses hier ist ein sehr lieber Gast.

Herr Cajetan Grolich, daß du's weißt. Kannst mit uns zum Schlosse gehen."

Und der Regimentsprediger lüftet den Hut, klinkt die Tür zum Vorgärtlein auf, tritt zu ihr heran, faßt die kleine braune, feste Hand, und seine Stimme bebt leise: „Möcht' der Demoiselle gleich hier sagen, daß unseres jungen Freundes letztes Wort ihr galt." So stehen sie sich dicht gegenüber. In dem Mädchengesicht jagt das Blut, dann ist es ganz bleich, und mit einem Male stürzen die Tränen. Und da nimmt er ihr das Bündel aus dem Arm, greift nun ihre beiden Hände und spricht: „Unerforschlich sind unseres Herrn Gottes Wege. Das aber wissen wir, daß sie allezeit zum Guten führen, auch so unser armer kurzer Verstand nicht reicht, sie zu begreifen. Der Herr hat es gut im Sinn gehabt mit dem lieben Junker, gab ihm einen gnädigen Tod. Wer kann wissen, welche Kämpfe des Lebens er ihm erspart. Des müssen wir uns alle trösten." Ganz schlicht und einfach hat er gesprochen, gar nicht im Predigerton, aber recht von Herzen. Das Jüngferlein schweigt mit gesenkten Augen. Aber am Zaun lehnt der Alte, zieht das Sacktüchlein, fährt sich damit ein paar Male über die Augen und sagt dann plötzlich grob: „Nun plärr' nicht, Ruth, sondern komm. Du — und der König hat Pferde geschickt für Topper."

* * *

Konnt' ja nicht anders sein, als daß auch im Schlosse an diesem Tage viel Tränen geflossen sind. Aber als

der Cajetan so bei der armen Mutter saß und sah, wie sie stille wurde, da kam ihm wohl das Wort des alten Ovidius Naso in den Sinn: „Expletur lacrimis egeriturque dolor,“ und er übersetzte es ihr in seinem Sinn: „Weinen Sie sich nur aus, gnädige Frau, die Tränen gibt Gott, daß die Herzen wieder leicht werden.“

Er hat eigentlich selbigen Tags wieder fortgewollt, nach Sternberg und von dorten nach Frankfurt. Doch sie ließen ihn nicht. Das wär' schlechte Freundschaft und nicht Mode hierzulande, polterte der Alte. Er müsse nur vorlieb nehmen, wie bei armen Leuten —

Da hat er denn am Abend gesessen, an dem großen runden Tisch und auf demselben Stuhl, den der Junker innegehabt an jenem andern Abend, ehe er zum letzten Male aus dem Elternhause abritt. Und er hat wieder erzählen müssen und immer wieder erzählen.

Nun wollt' er aber nicht wieder und wieder vom Kaspar erzählen, so sehr auch die Mutteraugen baten. Dacht', es ist genug, und man muß die Wunde ruhen lassen. Kam also ganz von selber, daß er hauptsächlich vom König sprach. Freilich war das ganz anders, als der Junker gesprochen. Der hatte mit glühenden Augen von Bataillen und Kanonengebrüll, von Kriegskunst und Heldenmut und von Viktoriaschießen erzählt. Der andere heut sprach davon, wie er den König tiefernst hätt' über das Schlachtfeld reiten sehen, da und dorten bei einem armen Blessierten anhaltend; wie er bei aller Strenge und mancher Laune für die Bursche gesorgt, wie die, auch so manch rüder Geworbener oder Gepreßter ihren alten Vater Fritz geliebt und zutraulich zu ihm

gewesen. Wie Friedrich nach dem Friedensschlusse Schlesien, die eroberte schöne Provinz, bereiset; wie dorten die Evangelischen einstens von Österreich bedrückt gewesen, und wie sie nun ihrem Landesherrn zugejubelt. Auch von des Königs Einzug in Berlin erzählt' er, wo er selber dabeigewesen: wie der Siegreiche den Prunkwagen mit den goldbehängten Rossen, den ihm Magistratus dargeboten, abgelehnt und auf Nebenstraßen in der simplen Feldkutsche eingefahren wäre, am 30. März; wie ihn dann aber am nächsten Mittage nach der großen Cour im Schlosse die Menge jauchzend umdrängt: „Vivat, vivat, Fridericus Magnus!“

Ganz stille saßen sie im Kreise, so gut hat er erzählt.

Der Alte freilich, der dampfte mächtig und rutschte manchmal ungeduldig auf seinem Stuhl. Aber der Stabskapitän hatte leuchtende Augen, und dem Jüngferlein drüben blühten Rosen auf den Wangen.

Gar nicht ruhmredig wär' der König, ist Cajetan Grolich fortgefahren. „Unser Kriegsruhm,“ haben Majestät gesagt, „der ist sehr schön aus der Ferne anzusehen, doch wer Zeuge war, in welchem Jammer und Elend er erworben, der lerne anders urteilen.“ Und jetzo denke und tue Majestät nichts anderes, als denen Untertanen zu helfen, daß sie aus ihrer Not herauskämen. Hätte gleich am Tag nach dem Einzug die Landräte kommen lassen und sich Bericht erstatten, wieviel Sommersaat, Ochsen, Kühe, Pferde die Kreise brauchen, hätte die Magazine geöffnet und den mühsam zusammengehaltenen Kriegsschatz; es verlautbare, daß darin noch neun-

undzwanzig Millionen Taler lägen — die sollten dem Lande zugute kommen — —

Solange hat der Alte es ausgehalten. Nun aber ist er unruhig geworden, aufgestanden, hat die Pfeife beiseite gestellt: „Muß einmal nach den Leuten schauen. Der Marzanke ist ein Esel, hockt gewißlich mit seinem langen Laban zusammen, tunkt Erdäpfel in Leinöl und schwatzt —"

Ist denn auch wirklich über den Hof gerannt, hat allenthalben mächtigen Lärm geschlagen, um sich Luft zu machen. Denn ihm war's, als müsse er sticken. Dem Vogt hat er den Kopf gewaschen, ohne daß der wußte, warum. Der lange Laban, hat's geheißen, der dächte wohl, gar, nu könnt' er auf der faulen Bärenhaut liegen. Hätt' sowieso nichts Rechtes getan, der Gottlieb, als im Feldlager Maulaffen feilgehalten! Bei den Knechten hat's hier einen Fluch und da einen Puff abgegeben. Dann mußt' der Marzanke die Laterne holen: der gnädige Herr wollt' noch die neuen Gäule besehen. An jedes Pferd ist er herangekrochen, hat die Sehnen befühlt und die Hufe angeschaut, hat geklopft und gestreichelt. Dazwischen mal gebrummt: „Kruppzeug! Und wovor? Nutzt ja doch zu nix!" Gleich wieder: „Marzanke, du alter Esel, freust dich nicht? Ist doch unser allergnädigster König!" Und dann: „Morgen sollen die Gäuler noch stehen. Übermorgen müssen sie an die Arbeit."

Drauf hat er noch in den Kuhstall hineinleuchten lassen. Und wie er in den langen, leeren Raum sieht, geht das Geschimpfe wieder los. „Kann einer mit Pfer-

den alleine wirtschaften? Wie soll ich sie durchfuttern? Wo sollen die Kühe herkommen? Ist alles Katzendreck und Spiegelfechterei! Mach', daß du in die Klappe kommst, Marzanke! Ihr Volk habt's gut, habt höchstens Läuse auf dem Kopf, unsereiner aber hat die Sorge drin. Das ist schlimmer. Weiß Gott!"

Brummelnd ist der Alte ins Bett gekrochen, brummelnd am Morgen wieder aufgestanden. Nach der Morgensuppe aber ging er doch wieder in den Stall, ließ die Gäule herausführen und taxierte sie mit Kenneraugen. Wie er so steht und erwägt: ‚Den Schimmel behält das Dominium, den Braunen kriegt der Laßbauer Kruse,' da kommt der liebe Gast vorüber mit dem Rotkopf.

„Potzblitz, ihr seid aber früh zuwege!"

„Wir sind in den Dachsbergen gewesen, gnädiger Herr," meint der Cajetan Grolich. „Ich wollt' mir doch das Refugium anschaun für Schweden- und Moskowiterzeiten. Da hat die Demoiselle mich freundlichst begleitet und geführt. Hatten es gestern abend schon verabredet."

Das Jüngferlein macht sich davon, der Regimentsprediger aber bleibt bei den Pferden stehen und fängt auch an zu kritisieren. „Der Schimmel da ist gebrannt worden —"

‚Seh' mal einer an,' denkt der Gestrenge, ‚kennt sich der Mann nicht allein mit dem Wort Gottes aus, sondern auch mit Gäulern, und hat noch dazu recht.' Dabei kommen sie aber so sachte ins Streiten hinein und dann wieder zum Frieden, und am Ende geht der Cajetan

mit dem gnädigen Herrn und drei Knechten und drei Pferden ins Dorf.

„Dreie, gnädiger Herr? Stund im Königlichen Reskript nicht von zweien, so auf die Bauern entfallen sollten?“

„Was weiß der König davon? Da muß ich besser wissen, was not tut. Oder versteht Ihr mehr von der Sache?“ schnaubt der Alte. Und ärgert sich ein wenig. Auch darüber, daß er den jungen Mann nicht per Er tituliert, wie ehedem den guten friedevollen Püttner. Aber der Monsieur da hat bei aller Bescheidenheit so ewas Besonderes, Aufrechtes, hält auf sich. Das will estimiert sein.

„Gar nichts versteh' ich davon!“ sagt er jetzt. „Ich freu' mich ja nur, daß der gnädige Herr dem Dorf vier Pferdebeine mehr zuwenden wollen.“

Da knurrt der Gestrenge wieder: „Überschätzt mich nicht, Herr. Ist vielleicht nur, weil ich einen Fresser weniger an der Krippe haben will. Weiß so nicht, wovon die wohl satt werden sollen. Daran aber denkt solch großer Souverän in Berlin nicht, daß Pferde fressen wollen.“

„Nun — das dürft' der alte Fritz am End' doch in drei Kriegen gelernt haben.“

‚Ach der!‘ möcht der Alte sagen. Unterdrückt es aber, sieht den jungen Mann nur so von der Seite an; halb spöttisch, halb verweisend. Find't ihn ein weniges vorlaut und hat doch seine Freude an ihm.

So gehen sie erst zum Laßbauer. Der schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, als es heißt: „Du — den Braunen schickt dir unser gnädiger König. Pfleg'

den Gaul gut und halt' ihn in Ehren!" Will des gnädigen Herrn Rockschoß küssen, doch der wehrt ab: „Hast mir nichts zu danken! Hörst nicht? Der König schickt dir den Gaul!"

Dann kommen sie zu Burde und dann zu Kramm, und überall ist's dasselbe. Bloß daß der Burde, der manchmal ein freches Maulwerk hat, meint: „Wovon soll ich armes Luder futtern, gnädiger Herr?" Da hätt' er beinahe eine Maulschelle besehen, denn dem Alten saß die Rechte locker. Aber der Gast fiel schnell ein: „Kossät, dem Gaul wird's gut sein, wenn du ihn erst mal eine Woche oder zwei auf die Weide schickst. Hat rechts vorn noch eine dicke Sehne. Denk', war wohl bei Torgau mit und vielleicht schon bei Roßbach, und der alte Zieten und der Seydlitz haben die Gäuler nicht geschont, wenn's galt."

Der Burde ist dabei um die Maulschelle gekommen. Aber draußen fragt der Gestrenge, wieder ein weniges spöttisch: „Woher habt Ihr denn die Kenntnis, Herr?"

„Könnt' sagen, gnädiger Herr, aus dem Feldlager. Ist aber doch anders. Mein Vater selig hat ein kleines Stadtgütchen gehabt, in Havelberg, und da hab' ich mich von klein auf getummelt. Manchmal vielleicht mehr als gut war, so daß mich der Bakel in die Sadtschule zurückbringen mußte. Bis dann mit den besseren Jahren die bessere Einsicht kam und die Liebe zu den Büchern."

„Die Bücher allein tun's nicht."

„Gewißlich nicht. Der Meinung bin ich auch. Die Natur bringt gut gerecht Gold, heißt's im Blumengarten vom alten Christoph Lehmann."

„Ja — ja! Bloß mit dem Golde, da hapert's," meint

der Gestrenge und stelzt dem Gutshof zu. Und brummelt weiter. „Das Luder, der Burde, hätt' seine Maulschelle doch verdient. Wennschon . . . übrigens das mit der Weide ist nicht so dumm. Ich will dem Marzanke Bescheid sagen."

Den ganzen Tag über hat sich der Cajetan Grolich fast gar nicht sehen lassen. Saß in dem kleinen Pfarrhaus und ordnete, manchmal verwundert, manchmal kopfschüttelnd, den Bücherballast, den der Friedfertige aufgestapelt, soweit ihn die Russen verschont. Die arme Witib dachte beim Antiquar in Frankfurt einiges dafür zu erlösen, und half mit der Tochter die verstaubten Schweinsledernen wälzen. Auch am Abend ließ sich der Gast nur kurz sehen, bat um ein Licht und schrieb an einem Verzeichnis. Mit dem Fortgehen schien er's nicht mehr arg eilig zu haben.

Am nächsten Vormittag aber stand er bei dem Gestrengen vor dem Hause und bat, ob er mit aufs Feld gehen könne, vielleicht auch bis Spiegelberg hinunter, um sich das dortige Kirchlein anzusehen.

Wie sie so stehen und sprechen und sich der schönen Sonne freuen, kommt plötzlich Räderrasseln und Hufschlag von der Dorfstraße her, und gleich drauf fährt ein Jagdwagen scharf um die Ecke.

„Straf' mich dieser und jener!" ruft der Alte. „Da ist ja der Boden! Gevatter, sieht man dich wirklich mal. Meint' schon, daß du Topper und die Zabeltitze ganz vergessen hätt'st!"

Der Landrat wälzt sich schwer aus dem Wagen, prustet und pustet und lacht, daß ihm der dicke Bauch

wackelt. „Gevatter, man traut sich nicht her zu dir. Urbi et orbi ist ja bekannt, wie du wetterst und fluchst. Da mag keiner mit dir Kirschen essen.“ Hat aber den Zabeltitz schon beim Wickel und küßt ihn rechts und links auf die Backen.

„Sanft bin ich wie ein Lamm, und wenn ich mal fluche — mag's mir Gott verzeihen — hat's seinen guten Grund. Um dich, Gevatter Landrat, könnt' man zugrunde gehen. Schaut der Mensch aus! Gemästet wie ein Truthahn. Bei dir sind, scheint's, die vermaledeiten Moskowiter nicht gewest!“

„Kummer und Sorgen schwemmen den Leib auf, Zabeltitz. Ob sie bei mir waren! Gefressen, gestochen, gebrannt und gemordet haben sie in Pinnow wie anderwärts. Muß überstanden werden, und nun kommen bessere Zeiten.“

„Ich merk' nichts davon —“

Indessen sind sie ins Haus getreten, und der Stabskapitän und Frau Beata kommen, und es gibt ein Händeschütteln und Küssen. Denn ohne Küssen tat's der Herr von Boden nimmer.

Läßt sich dann nieder, prustet und pustet, fängt an zu erzählen: „Ja, Friede und bessere Zeiten und könnt' ein gut Jahr werden bei der Witterung. Nur solch armer Landrat, der hat's schlimm heuer. Den drückt die Kammer und hetzt ihn, und der König pfeffert mit Reskripten und Ordres hinterdrein, jagt einen im Kreise herum, daß man bei Tag und bei Nacht nicht Ruh' hätt'.“ Fragt dann plötzlich: „Gevatter, die Gäule hast doch bekommen?“

„Nu ja — freilich," sagt der Alte und zieht die Silben einzeln heraus. „Werd' sie zuvorderst auf die Weide schicken, sintemalen die Krippen leer sind."

Da holt der Landrat sein Merkbuch heraus, blättert darin: „Wenn's bloß das ist! Ich hab' da eine Ordre gekriegt — alle Tage kommen solche — für den Zabeltitz auf Topper vom Kriegsmagazin in Frankfurt zu liefern zwanzig Wispel Korn nebst zehn Wispeln Hafer . . ." und blinzelt aus den kleinen Äuglein vergnügt hinüber.

Der Gestrenge hat grad' eine Pfeife vom Ständer genommen und will sie dem Boden hinreichen. Fast wäre sie ihm aus der Hand gefallen. Steht und starrt und atmet schwer. Sagt dann: „Das wär' Hilfe in der Not . . ."

„Soll's auch sein. Majestät helfen allenthalben, und der Landrat von Boden hilft gern auch . . . nun gar für den Topperschen Isegrimm." Pustet wieder, prustet, greift in die Brusttasche, hält aber inne auf halbem Weg. „Es ist nur," sagt er, „der Toppersche soll es mit der Majestät verdorben haben. Man erzählt da kuriose Affären im Kreise. Par exemple wollen manche gesehen haben, daß der Toppersche auf dem Schlachtfeld zu Kunnersdorf der Majestät nicht grad' respektvoll begegnet —"

„Gevatter!" ruft der Alte.

„Hm, sie reden so. Und ich hab' da noch ein Officium: soll das Königliche Kabinettsschreiben hier dem Zabeltitz in persona aushändigen." Dabei fährt er nun wirklich mit der Hand in die Brusttasche, zieht ein großes Schrei-

ben hervor, mit vier mächtigen roten Siegeln, hält's dem Alten hin. Der fällt auf den nächsten Stuhl, hält den Brief mit den großen roten Siegeln vor sich im Schoß, wagt nicht, ihn zu brechen, hat einen ganz krausen Gedanken: ‚Wenn nun der König sich doch in Ungnade deiner Torheit erinnert hat und schickt dich nach Spandau . . .‘

Drängt Frau Beata. „Aber wollen Sie nicht lesen, Herr Vater?" Drängt der Stabskapitän: „Vater, laßt uns doch wissen, was Majestät schreiben!" Sagt der Landrat: „Lest nur, Gevatter. Es wird den Hals nicht kosten."

So stöhnt er leise auf, fängt an, die Siegel zu brechen, den Bogen aufzuschlagen. „Ja — wo ist denn die Hornbrille? Die Brille, Beata!" Und während sie sucht, ist wieder ein Gedanke da: ‚Damals, als der König den Kaspar gerufen, konnt' ich noch ohne Gläser lesen —‘

Nun hat er die Brille. Aber so groß die Buchstaben sind, wie sie die Schreiber im Kabinett malen: sie tanzen ihm vor den Augen. Hilflos sieht er sich um, sieht den Cajetan Grolich: „Lest Ihr, ich bitt Euch!" Und reicht das Schreiben.

Also liest der Regimentsprediger in die feierliche Stille hinein:

„Bester, lieber Getreuer. Ihr seid zwar ein Grobian und wisset nicht, daß Euer Recht! Recht! und das Suum cuique jedwedes auf einem besonderen Blatte stehet! Ich aber will nicht, daß ein braver Adliger, so zwei wackre Söhne und einen Enkel in Meinen Dienst ge-

stellt, elend vor die Hunde gehet. Nachdem Ich zuförderst Bericht über Euch eingefordert habe und erfahren, wie Ihr ohn eigenes Verschulden ins Malheur gerathen, will Ich über Eure despektirlichen Façons hinwegsehen und Euch in Gnaden viertausend Reichstaler sowie tausend Reichstaler für Eure Leute zum Retablissement accordiren, welch erstere Ihr mit drei pro Cent per annum zu verzinsen haben sollt, von Johanni 1764 an gerechnet. Vor die rechte Verwendung aber sollt Ihr Mir responsable bleiben. Ich hab der General-Domainen-Casse Ordre gegeben, das Geld Euch gegen Quittung auszuzahlen und bin Euer wohlaffeccionirter König.

Potsdam, den 29. März.

* * *

Sie sahen alle auf den Alten. Dem ist erst die dunkle Röte ins faltige Gesicht geschlagen. Dann ist er kreidebleich geworden und hat langsam die Kappe vom Haupte gezogen, hat ganz stille zugehört, den Kopf weit vorgebeugt und tief und schwer geatmet.

Nun, als das letzte Wort verklungen, stand er auf. Sinkt in die Kniee, faltet die Hände vor der Brust: „Dir lieber Gott im Himmel, sei Dank und Preis und Ehre. — Unser gnädiger König —"

* * *

Am anderen Morgen ist er früh aufgewesen und hat in Haus und Hof herumgewettert, wie ehedem in guten

Tagen. Rief sich dann den Sohn, saß mit ihm an der Kossätenscheune, und sie rechneten und rechneten. Erst für die Leute: das muß der haben und das jener. Darauf für das Dominium: was der Hebräer kriegte an aufgelaufenen Zinsen; wieviel Kühe einzustellen und Schweine; was sonsten am notwendigsten gebraucht wurde für die Wirtschaft. Manchmal schnauzt der Alte: „Willst mich zum Verschwender machen, Christel! Vergiß nicht, daß ich dem König vor jedem Pfennig responsable bleibe.“ Dann schmunzelte er wieder: „Wird schon gehen, mein Sohn. Müssen nur hübsch sparsam sein.“ — „Deiner Beata vor das Haus fünfzig Taler. Sie sagt nichts, sie bittet nicht, hat's aber nötig.“ — Und dann schließlich: „Schreib noch auf, vor zwei Leichensteine fünfzig Taler. Für Egid und Püttner. Es drückt mir schon lange das Herz ab. Ist noch ein anderer zu setzen — weißt wohl, — in Schlesien, doch der liebe Junge muß warten.“

Sie rechneten noch eine Weile. Das Fazit wollte nicht recht stimmen, es mußte bald der eine, bald der andere Posten herabgemindert werden. Aber der Gestrenge war's zufrieden. „Wir schaffen's, Christel! Der liebe Gott wird weiter helfen.“ Schob die Papiere zusammen, langte sich die Kappe vom Nagel. „Kann das lange Hocken nicht vertragen, muß frische Luft haben.“

Noch einmal ging er in den Stall, freute sich über die Pferde, die munter an den Krippen standen, machte dann einen großen Rundgang um das Dorf, trat in einzelne Gehöfte. Sagte dem Burde: „Bist ein frecher Kerl, verdienst's nicht mit deinem gottlosen Maulwerk.

Kannst aber doch in drei Tagen ein paar Scheffel Korn vom Dominium haben. Der gnädige König schickt solches." Sprach beim Schmied vor: „Unser guter König schickt Geld. Du kannst bald bauen, ich geb' dir das Holz dazu!" Und immer leichter und froher wurde ihm dabei das Herz. Wie sich das heute marschierte! All die Zeit waren ihm die Beine wie Blei gewesen. Heut schritt er aus, daß es eine Lust war.

Nun kam er am Kirchhof vorbei, und da wollt' er sich die Gräber ansehn; von wegen der Steine, die er in Frankfurt zu bestellen gedachte. Als er so unter den alten Linden und zwischen den jungen Maulbeerbäumen entlang ging, sah er den Gast am Grabhügel des guten Püttner stehen, und neben ihm den Rotkopf, die Ruth. Das Jüngferlein mocht' den Mosjöh Grolich hierher geführt haben. Sie erzählte wohl vom Vater. Und dann sprach der Regimentsprediger zu ihr, ernst und lieb, schien's, und tröstend. Denn sie hatte die großen Augen voll zu ihm aufgeschlagen und sah so eigen vertrauensvoll aus. War doch ein wunderlicher Vogel, die Ruth. Ehedem solch ein wilder Racker und nun immer artig und sittig. Ja freilich, so geht's: das harte Leben zähmt den Übermut. Mancher erfährt's früh, mancher erst, wenn das Herz alt und das Haar schlohweiß ist.

So trat er denn zu den beiden, sprach auch von seinem guten Freunde, der da unten ruhte; ging mit ihnen die paar Schritte weiter, bis zum Erbbegräbnisse und erzählte vom starken Egidius, wie der am Hofe zu Dresden die Hufeisen zerbrochen und die Silberteller gebogen hätte und wie ihm, als er im hohen Alter ein wenig

kindisch geworden, die Kräfte doch so seltsam geblieben wären. „Ein verspieltes Leben dabei. Konnt' das Seinige nicht zusammenhalten, lebte als Allerweltsvetter bald hier, bald da, zuletzt bei mir — ja — und hat doch einen schönen Tod gefunden. Wenn man's so nennen darf. Will ihm nun ein kleines Epitaph setzen lassen und deinem Vater, Ruth, einen Stein. Vom Gelde, das der gnädige König uns gibt."

Das Jüngferlein ward ein wenig rot — immer schoß ihr jetzt so leicht das Blut in die Wangen —, küßte die Hand und dankte. Und dann war sie mit einem Male verschwunden.

Aber der Alte merkte das eigentlich nicht. Er spazierte mit dem lieben Gast unter den Linden, und sie sprachen über dies und das: vom Junker und wie dessen Grab ausschaue; von der Majestät, die gar eine starke Erinnerungsgabe haben müsse; vom Dorf und den Leuten. Mit einem Male standen sie vor dem Pfarrhaus. Das Häuslein war auch hier, rückseitig, hoch hinauf mit Efeu begrünt, aber das Dach hing schräg hinunter, war vermoost und hatte tiefe Löcher im Stroh. Oft genug hatte der Gestrenge das im Vorübergehen gesehen und nimmer drauf geachtet. Heut schüttelte er den Kopf. „Muß auch gebessert werden. Man find't kein End'."

Da fragt der Gast plötzlich: „Mit Verlaub, gnädiger Herr, ist wohl die Pfarre schon ausgeschrieben?"

„Ausgeschrieben freilich," gab der Gestrenge zurück. „Hat sich aber noch keiner zur Probepredigt gemeldet. Die Pfarre ist schlecht, um's grad' herauszusagen."

„Nun, ich möcht' mich wohl bewerben. Wenn's genehm wäre."

Das kam so überraschend, daß der Alte einen Schritt rückwärts trat. „Ist doch nicht Euer Ernst —"

„Warum sollt's nicht mein Ernst sein?"

„Ich sagt's ja schon, die Pfarre ist schlecht, nährt ihren Mann eben nur, wenn er so modeste ist, wie's mein Pütner selig war. Und das kaum."

„Die Eltern haben mir ein kleines Vermögen vererbt, ich brauch' nicht so arg auf Geld zu schauen."

Der Alte wiegte den Kopf. „Da gratulier' ich. Aber, Herr, Ihr seid mir wert. Drum rat' ich Euch ab. Ich denk' mir, Euch ist eine gute Pfarre in irgend einer Stadt sicher, paßt besser zu Euch. Da habt Ihr Zukunft. Wer mal auf der Klitsche festgehakt ist, den läßt sie nicht wieder los. Immer die Bauern und immer die Bauern, dicke, harte Schädel und manchmal wenig darunter — Herr, das kriegt Ihr balde über."

„Doch zieht's mich in solch ein Amt, gnädiger Herr. Ich mag die Stadt nicht, ich liebe das Land. Und was die Bauern betrifft, die stehn meinem Herzen am nächsten. Der Bauern Arbeit ist am fröhlichsten und voller Hoffnung, hat Doktor Martinius gesagt. — Wenn ich also dem Herrn Patron genehm wär,' meld' ich mich —"

„Daß Ihr mir genehm seid, nehmt im voraus für gewiß. Aber überlegt's dreimal. Auch das: Als Hagestolz könnt Ihr hier nicht hausen. Zur Pfarre gehört nun mal die Quarre, wie man sagt."

Der Cajetan Grolich hat ein kleines, listiges, lustiges

Lächeln. „Nun, wenn's nur das ist, da könnt' ja Rat werden."

„Aber Herr, wo denkt Ihr hin! Auf der Pfarre hier liegt ein schweres Onus. Die Witib muß versorgt werden. Wo soll das herkommen? Das Dominium kann's nicht tragen. Ihr wißt's ja selber, wie's Brauch im Lande. Lieber, Lieber — Ihr könnt doch die Frau Magister, das gute kleine Hutzelchen, nicht heiraten!"

Da war wieder das listige Lächeln auf des Cajetan Gesicht, und lustig war's dazu, fast übermütig. Und er sagte: „Mein werter Herr Patron in spe — muß es denn grad' die Mutter sein?!"

Starrt der Gestrenge seinen zukünftigen Pfarrherrn an, schlägt mit einem Male eine laute Lache an, lacht, wie er seit Jahr und Tag nicht gelacht, so recht aus voller Brust. Nimmt den Grolich bei beiden Schultern, und es fehlt' nicht viel, dann hätt' er mit ihm rund um das Pfarrhaus getanzt. „Ihr seid mir einer! Ihr seid mir ein ganz Schlimmer! Ei freilich, Ihr sollt die Pfarre haben. Und die Ruth dazu. Wird nicht gleich wollen, das liebe Kind, hat wohl noch anderes im Sinn. Nicht heut, nicht morgen, aber übermorgen. Wenn Ihr sie wirklich recht lieb habt."

„Das hab' ich. Und die rechte Liebe wird ihr schon kommen."

„Topp also! Hier meine Hand, schlagt ein! Ihr seid mein Mann. Könnt die Probepredigt halten, je eher, je besser. Und sollt mir meine Lieben einsegnen, meine Kinder. Will's Euch anvertrauen: Wochen um Wochen lag's in den Nächten auf mir wie schwerer Alb. Aber

heut, heut nacht hat ich einen gar schönen Traum. Da spazierte solch kleiner Zabeltitz rund um mein Bette herum, sah just aus wie der Kaspar, als der noch Hosenlämper war, und krähte wie der: ‚Herr Großvater! Herr Großvater!‘"

Faßt den Cajetan unter den Arm: „Kommt! Kommt! Den Traum muß ich Christel erzählen — und Beata von Eurer Meldung. Was wird sie sich freuen, die Brave —"

* * *

Vierzehn Tage später war's, da kam der Alte nach Potsdam. Ist um Audienz eingekommen, will Seiner Majestät alleruntertänigst seinen Dank bringen, und hat Bescheid erhalten, diesmal nicht über den dicken Landrat, sondern die alte krüpplige Botenfrau, die Mujante, hat in der Kiepe, dreimal in Papier und dazu in ein Tüchlein gewickelt, das Schreiben mitgebracht. „Seine Majestät," hieß es darin, „begehrten zwar keinen Dank, hätten nur Ihr Suum cuique getan und was Recht wär' und Majestät als Höchstihre Pflicht estimierten." Das klang ein wenig spöttisch. Und dann: „Seine Majestät würden indessen den groben Klotz vom Kunersdorfer Mühlberg gerne empfangen — 18. hujus hora 5 auf Sanssouci."

Am Tage vorher war der Alte in Berlin gewesen, seit der Jugend zum ersten Male, und baß erstaunt über die himmelhohen Häuser und die Menschenmenge und die vergoldeten Karossen, die Sänften, die Läufer und Lakaien. Hatte auf dem General-Domänen-Direktorium

vorgesprochen und Anweisung auf die Moneten erhalten. „So gehet das schöne Geld all hin," hat dabei solch ein windiger Sekretarius gesagt. Den hat der Alte aber angeblitzt, daß er beinahe unter sein großes Schreibpult gesunken wär'.

Was war nun das schöne Potsdam stille gegen den Trubel in Berlin. Ein paar Leute auf den Straßen, und ein paar Kompagnien im Lustgarten beim Exerzieren. Doch nicht mehr die baumlangen Kerls des Hochseligen Königs, deren sich der Zabeltitz noch deutlich von Anno 1730 her erinnerte. Die Griffe klappten aber wie damals, und die Bursche machten einen Stechschritt, daß einem das Herz im Leibe lachen mußte. So etwa mußten sie bei Leuthen avanciert sein. Wie ein heiliges Donnerwetter, sollten damals die Österreicher gemeint haben. Eine Weile stand der Alte dabei und schaute zu. Nun chargierten sie ein paar Male. Das ging wie der Blitz, und keiner kleckerte nach. Wenn das der Stabskapitän hätte sehen und hören können —

Stille war's in Potsdam, noch stiller hier im Park. Nicht einmal ein Schildwach' vor dem mächtigen schmiedeeisernen Tor mit den weitgeöffneten Flügeln. Keine Menschenseele auch auf den breiten Gängen, unter den hohen Bäumen; grad' nur ein paar Gärtnerjungen, die den Kies harkten. Keine diensteifrigen Kammerherren, keine Domestiken in goldschillernden Livreen, keine geputzten geschminkten Damen. Ganz anders, als man sich den Hof solches mächtigen Monarchen vorstellte. Freilich — der König nannte sich ja selber den Einsiedler von Sanssouci —

Nun stand er an der großen Fontäne. Die hatte kein Wasser. Man erzählte davon: auch der größte Herrscher kann nicht alles erlangen. War so fein berechnet gewesen mit der Leitung, aber der Druck reichte nicht hin und her, der König mußte sich bescheiden. Dafür standen aber allerlei römische Bildwerke herum. Die sah sich der Zabeltitz im Vorübergehen an. Sie sollten kostbar und schön sein. Nun — wie man's nahm — man mußte wohl mehr davon verstehen, als solch armer neumärkischer Krautjunker, wenn man sie recht würdigen sollte.

Er zog die Uhr. Eine Viertelstunde war's noch bis zur befohlenen Zeit.

Wie er so stand, fiel ihm plötzlich aufs Gewissen, ob er auch richtig adjustiert war. Der Gottesmann, der Cajetan, hatte ja gemeint, das sei Majestät ganz gleich, wie einer vor ihm erscheine; der sähe tief in den Menschen hinein mit seinen blauen großen Augen, aber das elende Kleid kümmere ihn nicht. Nun ja! Immerhin war's eine Beruhigung, daß man heut nicht so erschien wie auf dem Kunersdorfer Mühlberg, mit dem zerschlissenen Rock und den verriesterten Stiefeln; daß man sich ein ordentliches Adjustement spendiert hatte —

Bis dahin war der Alte ganz gefaßt gewesen, nur manchmal hat das Herz ein klein wenig gehämmert. Er hatte sich alles bis aufs genaueste im voraus überlegt, wie er vor die Majestät hintreten wollte. War doch auch nur ein Mensch, wenn auch ein großer und mächtiger; war doch auch ein Edelmann, wenn schon der primus inter pares. Auch wenn man vor den König tritt, auch

wenn man ihm Dank bringen will, recht aus Herzensgrund: Stolz und Würde muß man wahren —

Nun er zur ersten Terrasse hinaufschritt, kam er ein weniges innerlich ins Wanken.

Es war doch anders. Der da oben, Friedrich, war der König, der Herr über Leben und Tod — und er selber war einer von Millionen. Untertan war er —

Langsam stieg er weiter empor, zwischen den weiten Blumenbeeten, an den geöffneten Glashäusern vorüber, in denen fremde Früchte reiften.

Die Füße waren ihm wie Blei, und bei jeder Stufe schlug ihm das Herz. Mußte auf dem nächsten Absatz stehen bleiben und Atem schöpfen.

. . . Der da oben war König von Gottes Gnaden — von Gottes Gnaden —

Wieder klomm er aufwärts, langsam, ganz langsam.

. . . Der da oben, König von Gottes Gnaden, Herr über Leben und Tod, wie hatte er ringen müssen, kämpfen und leiden, bis der Sieg sein ward. Dreimal war er ins Feld gezogen, dreimal als Triumphator heimgekehrt. Aber was lag nicht zwischen den Siegen und Triumphen. Auch andere haben gesiegt und Viktoria geschossen, sahen ihn schon zu Boden geschlagen, höhnten den Marquis de Brandebourg und seine Wachtparade: untergekriegt hat ihn keiner und keine. Nicht das stolze kluge Weib, die Kaiserin Maria Theresia, nicht die nordische Elisabeth, nicht das Frauenzimmer in Versailles, die Pompadour! Europa hatte in Waffen gestarrt gegen ihn, den einzigen; oft, oft war er dem Abgrund nahe

gewesen, alle waren um ihn verzagt und verzweifelt. Er allein, nur er hielt die Standarte hoch. Er nur, er allein zwang das Unglück. Und alle Völker der Welt neiden ihn uns — ihn — Fridericus Magnus —

Und wieder stieg der Alte aufwärts, mühsam und schwer, hielt noch einmal an. Nicht so, daß er sich Sorge machte, wie er vor seinem König stehen und zu ihm sprechen sollte. Wenn er klein war, winzig klein, vor dem Gewaltigen, dem Kriegshelden und Sieger: ein märkischer Edelmann bleibt ein märkischer Edelmann. Potzblitz! In Ehren war man ja grau geworden. Da soll man Respekt haben, aber nimmer Furcht. Das war's nicht. Mußte wieder halten und tief Atem schöpfen. Aber wie er so stand und Atem holte, da bohrte ihm anderes im Herzen.

... wie hat er doch den Großen gescholten, wie hatte er ihn zu schmähen gewagt. Wie ihn verkannt, in seinem kurzsichtigen Untertanenverstande, der nicht über die Dorfgrenze hinaussieht. Und hätte ihn besser kennen müssen. Hätte sich vor die Seele halten sollen, wovor der Gewaltige kämpfte: nicht für sich, sondern für das Vaterland! Nicht aus leerer Ruhmsucht, sondern um Preußens willen! Hätte sich auch das sagen müssen, wie der dort oben schon nach dem zweiten Kriege gesorgt hatte und Schäden und Wunden geheilt; wie er dem Lande aufgeholfen, unweit, an der Oder und Warthe, neues Land aus unfruchtbarem Bruch geschaffen, allenthalben Kolonisten angesetzt, Steuern erlassen, Dörfer neu gebaut! Und hatte dennoch an ihm gezweifelt. An seinem guten Willen, an seiner Kraft, an seiner Frie-

densliebe . . . an seiner Gnade — an dem treuen Landesvater —

. . . an meinen großen, guten König hab' ich nicht glauben wollen —

* * *

Jetzt steht er endlich oben. Sieht mit umflortem Blick den langen niederen weißschimmernden Bau, unter dessen Dachfirst die schlichten Worte stehen: Sans souci. Ohne Sorge — wann trug dieser König keine Sorge!

Sieht die grüne Rasenfläche vor dem Schlößchen, die dunklen Orangenbäume in den großen Kübeln, ein paar spielende Windhunde. So oft hatte der Junker, der Kaspar, von ihnen geschrieben, von Biche und Alceste, oder wie sie hießen.

Am Rande der Terrasse schreitet gemächlich ein Grenadier. Ein prächtiger Rotschimmel läuft frei und ungezäunt herum, schnobert dem Posten fast ins Gewehr hinein. Das muß der ‚Condé' sein, sein Schlachtpferd, oder der ‚Cäsar' . . .

Die Hündchen kommen heran, bellen einmal leise auf, springen dann hoch an dem Alten, wie an einem guten Freunde, und er bückt sich, streichelt ihr seidenweiches Fellchen.

Wie das Herz pocht! Wie das Herz pocht!

Nun muß er ja ins Schloß. Hintreten vor die Majestät —

Aber wie er sich aufrichtet, sieht er vor der großen Glastür einen kleinen alten Mann in einem tiefen Stuhl

sitzen. Hat einen schlechten blauen Rock an, auf dem Kopf einen abgetragenen Hut, die weiße Weste ist mit Spaniol bestreut, die Beine sind in Pelzdecken gewickelt —

Grad' über ihm leuchtet die Frühlingssonne.

Und der kleine alte Mann hebt den Krückstock. Aus dem vielfaltigen Gesicht leuchten die großen blauen Königsaugen herüber, und er ruft hellklingend: „Ist das der Alte auf Topper? Ich warte auf den groben Kerl vom Kunersdorfer Mühlberg. Komm Er nur heran ... Bin ich nun sein gnädiger König?!"

Sieg

Roman aus den Jahren 1870—1871 von

Hanns von Zobeltitz

13. Auflage. Preis geh. M. 4,—; geb. M. 5,50

Aus den Besprechungen

O. von Gottberg im „Berliner Lokal-Anzeiger": Hanns von Zobeltitz erfüllte eine Pflicht, als er mit „Sieg" endlich den Roman des großen Jahres schrieb. Zu erwarten war es, weil er in seiner Zunft der einzige ist, der als Offizier in Frankreich stand. Gewidmet hat er denn auch das Buch in „dankbarer treuer Kameradschaft" der Truppe, in dessen Kriegsrangliste er verzeichnet stand: dem Regiment Garde-Füseliere. (Folgt Inhaltsangabe.) Wir haben nun endlich den wirklichen Kriegsroman des Jahres 70/71.

„Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung": Von den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart dürfte Hanns von Zobeltitz der einzige sein, der 1870/71 als Mitkämpfer unter der Fahne stand. Das sichert seinem Kriegsroman „Sieg" von vorherein ein besonderes Interesse: er schildert aus eigener Anschauung heraus. Aber er schildert nicht nur Kampf und Sieg, er führt uns nicht nur die Begeisterung jener Tage in lebendigen Bildern vor. Er will die Psyche der Kämpfer entwickeln, vom schlachtleitenden General bis zum schlichten Grenadier, vom kühnen Vorwärtsstürmenden bis zum seelisch und körperlich Ringenden. Wir sehen den Offizier und den Soldaten nicht nur im Kampf, wir sehen auch alle Schrecken des verlassenen Schlachtfeldes, lernen das Leben in den Kantonnements, vor Metz und Paris, auf den schneebedeckten Feldern vor Le Mans kennen mit all dem stillen, stummen Opfermut, der harten Pflichttreue, die vielleicht höher steht als der hohe Rausch der Siegesstunde. Und wie der Autor den Krieg schildert hinter dem Rücken der Heere, so schildert er auch die Heimat während des gewaltigen Völkerringens; denn die Fäden der reichen Handlung spielen immer wieder vom Kriegsschauplatz in das Vaterland hinüber. So wurde die Dichtung zu einem wahrhaften Zeitgemälde, das uns Jüngeren das unvergeßliche Siegesjahr in einem glänzenden Bilde zeigt.

Franz Servaes in der „Neuen Freien Presse" (Wien): Der deutsche Aar, in den Fängen ein blutendes Herz, hebt sich flügelstark

auf dem Titelblatt empor über die Silhouette eines Schlachtfeldes, wo preußische Füsiliere dem jagenden Ansturm eines französischen Kavallerieangriffes kaltblütig standhalten. Gravelotte, 18. August 1870! In diese schwere Zeit führt uns der neue Roman von Hanns von Zobeltitz, den wir klopfenden Herzens, von Vergangenheits- und Zukunftsträumen umschauert, zu Ende lesen. Und wir sagen uns: Es ist gut, daß dieses Buch geschrieben wurde. Gut, daß es von einem herrührt, der den Krieg aus eigener Erfahrung kennt, der als blutjunger Freiwilliger 1870 mit im Felde stand. Und um vom Verfasser noch ein wenig mehr zu sagen: Es ist nicht minder gut, daß er in späteren Jahren als preußischer Offizier, zumal als Taktiklehrer an der Kriegsschule, den erlebten Geschichtsstoff geistig derart durcharbeiten lernte, daß er ihn bis ins kleinste Detail beherrscht. Hieraus gewinnt der Leser zunächst jenes Gefühl ruhiger Sicherheit, das ihn der Führung des Autors sich vertrauensvoll hingeben läßt: er weiß, er bekommt keine Phantastereien aufgetischt; die Tatsachen reden hier und die persönlichen Erlebnisse. Das Kriegsjahr 1870 ist ja viel geschildert worden, auch in Romanen, sowohl von französischer wie deutscher Seite. Aber wo einer spricht, der diesen Stoff beherrscht und der ihn vor allem innerlich fühlt und menschlich zu beseelen weiß, da findet er gewiß stets aufmerksames Ohr.

Arthur Luther in der **„St. Petersburger Zeitung"**: Das ganze Buch ist ein Hohelied der schönsten und echtesten germanischen Tugend — der Pflichttreue, die, ohne viel Worte zu machen, einfach, still und ernst tut, was getan werden muß. Und eben weil sich heutzutage ein protzenhaftes, großsprecherisches „Deutschtum" immer breiter macht, wären dem Buche recht viel Leser zu wünschen.

„Grazer Tagespost": Wer einen guten Roman lesen will, dem sei das neueste Werk des bekannten und beliebten Erzählers Hanns von Zobeltitz angelegentlich empfohlen. Sein Roman ist deshalb „gut", weil er die Grundbedingung des künstlerischen Erzählens erfüllt; nämlich eine stark bewegte Handlung spannend zu entwickeln. Stärker bewegt kann übrigens eine Handlung nicht sein als die große Kriegshandlung von 1870/71, die Zobelitz in prachtvollen Bildern und in einem wahren Allegrotempo vorüberführt. Trotz Zola und Walter Bloem und anderen Dichtern, die 1870 verherrlichen, konnte Zobeltitz noch einmal zu diesem herrlichen Stoffe greifen und ihn als Eigner bewältigen, denn er hat die große Zeit selbst erlebt, und nur Erlebtes läßt sich so anschaulich und wahrhaft und packend darstellen, wie es hier geschehen ist.

Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W 9

Der heilige Sebastian

Roman von

Hanns von Zobeltitz

3. Auflage. Preis geh. M. 4,—; geb. M. 5,50

Aus den Besprechungen

„Berliner Lokal-Anzeiger": . . . Die Brutalität des gefährlichen Weibes ist so meisterhaft gezeichnet, daß man immer an Nietzsches Wort erinnert wird: Wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht. Und wie Zobeltitz um diese Fabel seine Seelenschilderung herumwebt, das wird die Leser von gutem Geschmack innig erfreuen. Denn ohne viele Worte, in knappen, klaren Zügen, malt der Dichter uns das Bild des herzlosen Weibes in seiner Mischung von seelischer Hohlheit, Naivität und Sinnlichkeit. Die Geschichte endet nicht tragisch. Zwar stirbt die treue, verständnisinnige Freundin des Edelmannes, aber die Hetäre bleibt leben, und auch als er sich von ihr getrennt, trägt der arme, passive Held seinen Schmerz weiter. Und dem, der dies Buch aus der Hand legt, klingt die Wehmut eines verlorenen Menschenlebens noch lange in der Seele nach.

„Die Zeit" (Wien): Hier hat Hanns von Zobeltitz die Meisterschaft in der psychologischen Führung erreicht. Es sitzt alles, alles ist an seinem Orte, und ein sicherer Zug geht durch das ganze Buch. Es ist vielleicht dieses Schriftstellers reifstes Buch, und was wir an ihm schätzen, die weltmännische Gelassenheit, die vornehme Ruhe, alles was seinen Stil ausmacht, findet sich hier in vollkommener Entfaltung. Es gibt wenige Autoren in Deutschland — Ompteda und Frida von Bülow wären vielleicht unter ihnen zu nennen —, die mit solcher Selbstverständlichkeit die „Gesellschaft" verstehen wie Hanns von Zobeltitz, die für ihre leisesten Regungen — die Regungen des großen Organismus: „die Gesellschaft" — wie für ihre augenfälligsten und derbsten Originale die gleiche liebende Sorgfalt hätten. Mit dem „Heiligen Sebastian" hat uns Zobeltitz ein Buch gegeben, das bleibenden Wert hat, weil es mit dichterischer Kraft ein Problem behandelt, das unsere Zeit lebhaft bewegt: das Problem der Kultur der Persönlichkeit.

Glückslasten

Roman von

Hanns von Zobeltitz

5. Auflage. Preis geh. M. 4,—; geb. M. 5,50

Aus den Besprechungen

„Der Tag", Berlin. (Julius Hart.) Vielleicht ist dieser Roman von den „Glückslasten", von den Täuschungen und Enttäuschungen des Reichtums der reifste und abgeklärteste, den uns Hanns von Zobeltitz bisher beschert hat, und die innere Geschlossenheit der Handlung, die sichere Weg- und Zielführung, der ganze strenge Aufbau verbinden sich mit einer anschaulich-lebendigen Charakteristik, feiner und sicherer Psychologie und einer reichen, farbigen Milieuschilderung, mit adlig humaner Gesinnung und Weltauffassung und vornehmer Standesethik.

„Berliner Lokalanzeiger": Im Mittelpunkt des Romans bleibt dauernd eine eigenartige Frauengestalt: die Signe; die Entfaltung dieses schillernden Schmetterlings ist in den feinsten Schattierungen dargestellt, mit schärfster Seelenanalyse. Zum Glück geboren, zum Glück erzogen, wird Signe Gudarcza die Fürstenkrone, die ihr Haupt schmückt, zum Dornenkranze. Es ist hier ein ganz neuer, ganz moderner Frauentyp gezeichnet, dem wir alle schon einmal im Leben, von nah oder fern, begegnet zu sein glauben. Nicht die unbefriedigte Frau, sondern ein Mädchen, dessen glänzende Anlagen sich reich und weit entfalten und das dennoch arm und glückenterbt bleibt, weil es das eigene Herz verkümmern läßt. Der Roman zeigt die Schilderuungskunst des Autors wieder im glänzendsten Lichte.

„Leipziger Neueste Nachrichten": Die alte gute Weisheit, daß Geld und äußerer Lebensglanz noch nicht glücklich zu machen brauchen, daß dazu vielmehr die tieferen Kräfte einer schönen Herzensharmonie als eine größte Hauptsache gehören, das wird uns hier in fesselndster Romanform verkündet. Eine wundervolle Weibgestalt ist's, um die sich alles dreht, und der Dichter zeigt da seine ganze Kunst einer feinsten Seelenschilderung. Aber auch das, was man das Milieu zu nennen pflegt, ist plastisch herausgearbeitet. Man darf z. B. von einer wirklichen Großstadtkunst reden. Ein gediegener Unterhaltungsroman.

Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W 9

Die Frau ohne Alltag

Roman von

Hanns von Zobeltitz

5. Auflage. Preis geh. M. 4,—; geb. M. 5.—

Aus den Besprechungen

Vossische Zeitung: Hanns von Zobeltitz führt uns in das Weimar der großen Lisztperiode, wo er eine süße und schmerzliche Herzensgeschichte sich abspielen läßt, just so fein, durchgeistigt und entsagungsvoll, wie es dem klassischen Boden der berühmtesten Liebespaare gebührt. Wir schreiten mit ihm durch all die vertrauten Straßen, Häuser, Gärten und Gemächer, träumen mit seinen Liebesleutchen in Tiefurt und auf der Bank der Frau von Stein, besuchen mit ihnen den Goetheenkel Walter und begleiten sie auf allen Spuren der Poesie und Sentimentalität, in denen die Menschen an der Ilm wandeln. Die romantische Fabel des Buches ist eigentlich nebensächlich, denn sie liefert nur den Vorwand für die zarte und zierliche Seelenkunst des Verfassers, der seine Gestalten lautlos, aber in Schönheit leben und sterben läßt. In Weimar haben dereinst die heißesten Pulse Deutschlands geschlagen. Es ist ein Verdienst Hanns von Zobeltitz', in diesen Stunden, da Deutschland um Recht und Macht und Ehre und Dasein kämpft, ein Stückchen feinster, vornehmster Kultur deutschen Geistes- und Kunstlebens wiederbelebt zu haben.

Hamburgische Monatsschrift: Alles verstehen, heißt alles verzeihen! Ein Ehebruch bleibt als solcher ein Ehebruch und die Gerechtigkeit verlangt von dem Schuldigen seine Sühne. Das hohe Lied der Liebe weiß aber ein anderes. Was jenem Oberflächlichen eine Schuld zu sein dünkt, es ist diesem Tieferblickenden ein Erlebnis, restlos verständig Wer kennt die Fäden alle, die sich von Herzen zu Herzen ziehen, die sich zu Banden echterer und schlichterer Überzeugung knüpften, als alle Außenwelt in ihren Argumenten zu geben vermag? Dieses Sonntagskind, das verdammt ist, im grauen Alltag zu leben, das eine Erinnerung zwingend zu ihrer Jugend treibt, es muß diese Schuld auf sich nehmen. Das ist anders gar nicht denkbar. Wer wolle der erste sein, der sie verdammt? Der Ehemann, als Wissender und Sehender, er wäre wohl berufen. Aber sein Urteil ist mild, und der Dichter nimmt dem etwa schärfer Urteilenden durch der Gerechtigkeit Sieg den Boden für seine Ansicht. Uns aber schenkt er Stunden aufrichtiger Freude.

Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.

